C 8047 C
Heft Nr. 49 · 14. Jahr · Hamburg, 3. Dezember 1961 · 60 Pfennig

stern

Schweiz: 80 Rappen · Schweden: skr 1,00 inkl. oms.

Neuer Roman

Süchtig

Die Bekenntnisse des Martin M. aufgezeichnet von Heinz Liepman

Im Mittelpunkt der Diskussion:

Die Ulbricht Geschichte

LIZ TAYLOR

Liz als Kleopatra

Amerikas teuerste Filmschauspielerin, Liz Taylor, steht derzeit in Rom als Kleopatra vor der Kamera. Der Film wird 100 Millionen Mark kosten

FOTO: 20TH CENTURY FOX

stern

erscheint im Verlag Henri Nannen GmbH Hamburg 1, Pressehaus, Telefon: 32 10 91 Fernschreiber: 021 11 83, Telegrammadresse: sternillus, Postscheckkonto: Hamburg 84 80

CHEFREDAKTEUR
Henri Nannen

STELLVERTRETER DES CHEFREDAKTEURS
Reinhart Holl, Karl Heinz Krüger

REDAKTEURE
Ulrich Blumenschein, Günter Dahl, Heinz Hartmann, Galina Hellwege, Werner Hildenbrand, Jürgen von Kornatzki, Erhard Kortmann, Wolfgang Löhde, Robert Pendorf, Hans Reichardt, Christoph Troll, Egon Vacek, Kurt Wolber

STERNREPORTER
Chefreporter: Joachim Heldt
Claude Deffarge, Michael Friedel, Rolf Gillhausen, Ernst Grossar, Dieter Heggemann, Fred Ihrt, Gerd Heidemann, Hartmut Jetter, Robert Lebeck, Stefan Moses, Carl-Heinz Mühmel, Rudolf Rossberg, Max G. Scheler, Eberhard Seeliger, Gordian Troeller, Lothar K. Wiedemann, Kurt Will

LEITER DER TEXTREDAKTION
Victor Schuller

Dokumentarberichte: Niklas von Fritzen
Romane und Feuilleton: Günther Wolf

Redakteure: Anton Geldner, Dr. Doralies Hüttner, Arnim v. Manikowsky, Ernst Petry, Leo Sievers

Vertragsautoren: Dieter Bochow, Hans Herlin, Henry Kolarz, Marion von Möllendorff

BILDERDIENST
Günther Beukert

IMPRIMATUR
Kurt Bacmeister

GRAPHISCHE GESTALTUNG
Franz Kliebhan, Herbert Suhr
Illustrationen: Martin Guhl, Günter Radtke
Farbatelier: Walter Scevola

DOKUMENTATION UND ARCHIV
Ernst-Artur Albaum, Lieselotte Dröge, Eberhard Fehringer, Paul Walter

KORRESPONDENTEN INLAND
BERLINER REDAKTION: Harold Kosel, Berlin-Charlottenbg., Wilmersdorfer Str. 42, Tel. 32 43 77
BAYERN: Otto von Loewenstern, München 2, Arcostr. 5, Tel. 55 53 63, Fernschreiber: 052 32 04
NORDRHEIN-WESTFALEN: Sepp Ebelseder, Düsseldorf, Heinrichstr. 106, Telefon 62 63 85
RHEIN-MAIN-GEBIET: Gerhard F. Baatz, Frankfurt/Main, Feyerleinstraße 9, Telefon 55 70 67
SÜDWESTDEUTSCHLAND: Reinhard Ueberall, Stuttgart-Bad Cannstatt, Brenzstr. 14, Tel. 54 23 95

KORRESPONDENTEN AUSLAND
LONDON: Peter G. Wichman, North London, 5 Latimer Road, Barnet, Tel. BARnet 9946
MAILAND: Hans Hausmann, Viale Piave 22, Tel. 79 93 12
NEW YORK: Yvonne Spiegelberg, New York 28, N. Y., 1349 Lexington Avenue, Tel. SA 2 77 00
PARIS: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15 rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Tel. MEDicis 09-10
ROM: Klaus Ruehle, Associazione della Stampa Estera, Via della Mercede 55, Telefon: 67 48 54
Verantwortlich für Bilder: Reinhart Holl, für Serien: Victor Schuller, für den übrigen Inhalt: K. H. Krüger, für Anzeigen Karl Hartner, sämtlich in Hamburg. Preis des Heftes 0,60 DM zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr. Bei Abonnements durch Verlag und Post Bezugspreis 2,71 DM im Monat plus Zustellgebühr. Stern darf nur mit Verlagsgenehmigung in Lesezirkeln geführt werden. Anzeigenpreisliste Nr. 24 vom 1. 10. 61. Bank: Brinkmann, Wirtz & Co, Hamburg 1, Satz: Gruner Druck GmbH, Hamburg, Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. Printed in Germany.

AUSLANDSPREISE:

Belgien	bfrs. 9,–	Portugal	Esc. 8,50
Dänemark	dkr. 1,50	Spanien	Pts. 18,–
Griechenland	Dr. 9,–	Schwed.	skr. 1,– i. oms.
Großbritannien	sh 1/9	Schweiz	sfr. 0,80
Frankreich	N. F. 1,–	Südafr.Union	Rand 0,20
Italien	Lit. 120,–	Australien	austr. sh 2/6
Luxemburg	lfrs. 9,–	Asien	US $ 0,30
Niederlande	hfl. 0,75	USA+Kanada	US$0,30
Norwegen	nkr. 1,40	restl. Übersee	US $ 0,30

BRIEFE AN DEN STERN

REIHEN-FOLGEN

(Zu unserem Bericht über „Die roten Kapitel der deutschen Geschichte“)

Die Tendenz Ihres Artikels ist nicht neu: Noch immer hat der deutsche Militarismus, bevor er mit seinen Raubvogelpranken zum Schlage ausholte, fleißig in Antikommunismus gemacht, um von seinen eigenen Barbareien das Volk abzulenken. Bedauerlich ist, daß ausgerechnet der Stern seine Seiten jenem unheilvollen Antikommunismus leiht, der in der jüngeren deutschen Geschichte noch jedem Chaos vorausging.

Ansbach — KURT KRAMER

In Ihrem Fortsetzungspamphlet über Walter Ulbricht ist der Schreiber so schamlos, die Eltern des Mannes, der aus sehr bescheidenen Verhältnissen zur Spitze vordrang, zu verunglimpfen. Ulbricht stürzte immerhin die Junker und Latifundienverprasser, verwies die Kirche in ihre Schranken und gab dem Arbeiter, ohne dessen starken Arm alle Räder stillstehen, sein Klassenprofil. Sehen Sie sich doch gerade jetzt den Bundesstaat an, die Kuhhändler von Bonn, die bisherige Herrschaft einer klerikal ausgerichteten Gruppe von Millionären und Schlotbaronen, die nichts sehnlicher wünschen, als daß Deutschland geteilt bleibe und sie ihren „Geschäften“ nachgehen können.

Wiesbaden — ALFRED HOF

Daß Ihnen die Verhältnisse in Deutschland besonders nahe gehen, verstehe ich sehr gut; aber daß Sie darüber den klaren Blick verlieren,

Pimpfe (oben), junge Pioniere (unten) ...

verstehe ich nicht. Als Beispiel die Bilder über die Fanfaren blasende Jugend: Auf der einen Seite Aufbau und Liebe zum Vaterland (wie es auch sei), auf der anderen Seite Blut und Tod und große Taten. Zwischen den beiden Auffassungen der Jugenderziehung liegt doch eine Welt, liegt die grausame Zeit von 1933 bis 1945. Und wenn auch die Verhältnisse im Osten Deutschlands nicht so sind, wie man es sich wünscht, so vergessen Sie doch, daß es im Westen nicht viel besser aussieht. Während im Osten Zwang herrscht zum Aufbau und zur Kollektivierung, hat man im Westen Freiheit zum Haß und zu Rachegedanken, wie ich selbst oft erleben mußte.

Göteborg/Schweden — RUDOLF VASÉN

Dreimal dürfen Sie raten, wer hier für wen Fanfaren bläst? – Nein, es

... katholische Jugend 1961

sind keine Jungpioniere und auch keine Bläser des ehemaligen Jungvolks unseligen Angedenkens. Zwar entstand das Bild an „historischer“ Stätte, nämlich in Nürnberg, aber es wurde 1961 aufgenommen, und zwar beim Sportfest der katholischen Jugend. Wie das Bild doch den beiden von Ihnen veröffentlichten gleicht: Koppelschlösser, braune Hemden, Halstücher mit Lederknoten und natürlich die typisch deutsche Cäsarenpose.

Nürnberg — K. ORTLOFF

Haben wir noch ein Recht, die verwerflichen Methoden des Dritten Reiches anzuprangern, wenn wir – wohl auf Grund unserer Sattheit – bereits wieder die Augen verschließen vor dem, was in Mitteldeutschland geschieht?

Bielefeld — WOLFGANG SLUZALEK

GRABGESANG

(Zu der Artikelserie über den Zusammenbruch der Borgward-Werke in Bremen)

Das Unglück bei Borgward war, daß er kein Geschäftsmann, sondern ein ebenso „unumschränkter“, aber auch unbeherrschter „Herrscher“ in seinem Werk war, wie Hitler in Deutschland. Die Pleite mußte zwangsläufig bei beiden kommen.

Lübeck — P. HUDALLA

Wenn man sich schon seitens der Bremer Regierung um einen Untersuchungsausschuß herumdrückt, bleibt es nur der Presse vorbehalten, Licht in die Angelegenheit zu bringen.

Bremen — HERBERT FRHR. v. PALM

Wäre es nicht Sache der Bundesregierung gewesen, die so großzügig Milliardenbeträge für die sogenannte Entwicklungshilfe ausgibt, die zum größten Teil in unkontrollierbare Kanäle fließen, den Borgward-Werken zu helfen?

Eichenborn — HELGA SONDERMANN

„Entwicklungshilfe“ bekommt ja leider nur das Ausland; Borgward hätte sie verdient. In meiner Familie läuft die 8. Isabella und jede wurde 80 000 bis 100 000 km gefahren.

Kelheim/Do. — LUTZ HECKEL

„Bei einem hohen Prozentsatz todgeweihter Unternehmen, die bisher untersucht wurden, kam der endgültige Zusammenbruch nur nach einem festen Plan und nach gemeinsamen Anstrengungen aller Beteiligten zustande.“ (C. Northcote Parkinson, „Parkinsons Gesetz“).

Böblingen — HANS-CHRISTIAN SCHÜTT

Tobler

Die berühmte Milch-Schokolade
Le fameux chocolat au lait

Chocolat Tobler

Feinherbe Milchschokolade gefüllt mit WEINBRAND und KAFFEE

Besonders innig erlebt man die Weihnachtszeit in der anheimelnden Geborgenheit eines Schweizer Tals, über sich die Majestät der verschneiten Bergriesen. In den warm erleuchteten Städten und Dörfern freuen sich Gäste und Einheimische an den Advents-abenden auf die süßen Köstlichkeiten, die die weltberühmte Schweizer Confiserie hervorbringt, und die auf den Gabentischen der ganzen Welt begehrt sind. Einer dieser weltberühmten und weltbegehrten Genüsse ist Chocolat Tobler – die Weltmarke.

Chocolat Tobler

in über 80 Ländern der Erde

Bild:
Zermatt mit Matterhorn

Chocolat Tobler GmbH. Stuttgart · Stammhaus Bern/Schweiz

HEFT NR. 49
IM 14. JAHR
28. NOV. 1961
BIS 4. DEZ. 1961

DER STERN IN DIESER WOCHE

Zeugin der Anklage ist Sylvia, die Tochter von Vera Brühne. Die Mutter ist verdächtig, aus Habgier einen Mord angestiftet zu haben **Seite 12**

Wie durch ein Wunder rettete sich der Fahrer dieses Wagens aus vier Meter Wassertiefe. Aber er konnte dem Schicksal nicht entrinnen **Seite 10**

Der Mond befahl: Krieg. Auf Grönland steht der größte Radarschirm der Welt. Er gehört zum amerikanischen Raketen-Warnsystem **Seite 18**

Ein Jude unerwünscht als Schwiegersohn? Der Vater der Braut ließ seine Tochter kurz vor der Trauung mit einem Wagen entführen **Seite 16**

Im Stern steht mehr

In jedem Stern

Die teuerste Frau der Welt war – im Altertum – Kleopatra. Jetzt mimt Hollywoodstar Elizabeth Taylor diese Rolle, im Leben wie im Film **Seite 30**

Romane und Serien

Stern am nächsten Dienstag

„Good-bye, ich muß Berlin verteidigen", sagen Hunderttausende von Amerikanern, die jetzt einberufen werden

HENRI NANNEN:

Das Geschäft mit der Angst

Zum Volkstrauertag lieferte der Hamburger Zeitungskönig Axel Cäsar Springer die Gänsehaut. Sein BILD und seine WELT AM SONNTAG meldeten mit Balkenüberschriften: „Strauß legt die Hand auf 50 000 Privatwagen — Bundeswehrbeamte mustern Autos – VW's werden erfaßt."

So hatte es schon einmal angefangen. Und dann war die Rationierung der Lebensmittel gekommen. Und dann der Krieg. Wer die Schlagzeilen las, dem kroch an diesem kalten Novembermorgen die Furcht unter den Kragen.

Was in den Meldungen stand, war allerdings eine zur Sensation aufgeblasene Selbstverständlichkeit, die jeder politisch orientierte Bundesbürger seit dem 27. September kannte. Da hatte der Bundestag Durchführungsbestimmungen zu dem schon vor fünf Jahren beschlossenen „Bundesleistungsgesetz" erlassen, das im Verteidigungsfall die Bereitstellung privater Kraftfahrzeuge für die Bundeswehr vorsieht.

Der Gesetzgeber, der die Bundeswehr wollte, konnte nicht wünschen, daß sie im Ernstfall ohne Waffen oder Transportmittel bleibt. Er wird aber auch vom Steuerzahler nicht verlangen, daß er in normalen Zeiten fürs Militär riesige Autoflotten finanziert. Deshalb das Bundesleistungsgesetz.

Ein solches Gesetz gibt es in jedem Staat, der über eine Armee verfügt. Was sollte bei uns daran falsch sein, oder ungerecht, oder alarmierend!

Nichts!

Aber Furcht und Zorn verkaufen sich offenbar gut. Und so macht man ausgerechnet am Volkstrauertag ein bißchen in Panik. Prompt tönte es denn auch über die roten Rundfunksender: Da sähe man ja, wie recht Chruschtschow mit seiner Warnung vor einem Bonner Angriffskrieg habe.

Es waren das BILD und die WELT Springers, die im Sommer den Flüchtlingsstrom aus der Zone propagandistisch so ausschlachteten, daß den Zonenmachthabern kaum etwas anderes übrigblieb, als die Mauer zu bauen.

Was für ein Süppchen ist es, das Axel Cäsar Springer kochen möchte, wenn seine Redakteure die Kriegspsychose genügend angeheizt haben?

SIBYLLE

Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Nach zwölfjähriger politischer Häkelarbeit ist es uns Frauen gelungen, einen Blockabsatz auf das Bonner Parkett zu setzen und Fräulein Dr. jur. Elisabeth Schwarzhaupt (60) als himmlische Rose in des neuen Kabinetts irdischen Kranz zu flechten. Sie darf sich rühmen, erster weiblicher Bundesminister in den Annalen der Deutschen zu sein. Oberkirchenrätin und unverheiratet, scheint sie wie geschaffen für den Posten des Gesundheitsministers, der wiederum eigens für sie geschaffen wurde, eine Art Nerzstola für die CDU-Damen, geschenkt von Vater Adenauer. „Männer sind mir in der Politik lieber", meinte eine rüstige Hundertjährige zu München, als man sie anläßlich ihres Geburtstags fragte, was sie von der Frau Bundesminister halte.

Aber „Mine Fru, de Ilsebill, will nich so, as ick woll will", klagt der Fischer im Märchen dem wunderbaren Fisch. „Was will se denn?" „Se will Papst werden", sagt der Mann. Die CDU-Abgeordnete Helene Weber (80) war vergleichsweise bescheiden. Sie wollte nur das Familienministerium, und dies nicht für sich, sondern für ihre Fraktionsschwester Schwarzhaupt, die sich bei den Debatten um die Erschwerung der Ehescheidung hervorgetan hatte. Aber einige Kollegen brachten vor, ein Fräulein als offizielle Hüterin der Familie mache sich vielleicht nicht gut. Vielmehr könnten auch andere ehelose Damen auf die Idee verfallen, eine Ministerkarriere als Ersatz anzustreben. Dann, folgerte Helene Weber (der Bundeskanzler ißt ihr in den Sitzungspausen Schokolade aus der Hand), sei es nicht mehr als billig, daß die Frau dem Bundesratsministerium vorsitze, das schmücke beide. – So etwas allerdings dürfe unter keinen Umständen geschehen, denn gerade im Bundesratsministerium seien sie immer so gemütlich unter sich Pfarrerstöchtern, da soll man die Oberkirchenrätin doch lieber im Dorfe lassen.

Was blieb also übrig, als der Frau ohne besondere Eigenschaften ein funkelnagelneues Ministerium für Nase- und Zähneputzen zu Füßen zu legen? Bisher hatte das Innenministerium

Männer sind mir lieber

das Gesundheitswesen mitverwaltet, ohne daß weniger Kinder auf die Welt gekommen oder mehr alte Menschen gestorben wären. Aber nun wird Frau Schwarzhaupt, wie sie in ihrem ersten Interview sagte, darauf sehen, daß der Gesundheitszustand der Schulkinder verbessert und die Forschung für Krebs und Kreislaufkrankheiten verstärkt wird. Auch um das Referat der Sozial- und Arbeitsmedizin wird sie sich kümmern, eine wahrhaft gute Tat, wenn man bedenkt, wie viele neue Staatssekretäre, Referenten, mittlere und kleine Beamte, von den Sekretärinnen ganz zu schweigen, auf diese Weise in den Genuß einer Pension kommen, die wir bezahlen. Hoffentlich vergißt unsere Gesundheitsgöttin über so hohen Zielen nicht, auf die öffentliche Schluckimpfung gegen Kinderlähmung zu dringen, die uns in diesem Sommer aus politischen Gründen – die Bakterienkulturen hätten aus Ostdeutschland beschafft werden müssen – versagt geblieben war.

Hoffentlich will sie nicht nur ein Referat für die Sauberhaltung der Luft gründen – sie hat es angekündigt –, sondern zuerst einmal den Landwirtschaftsminister fragen, wie es denn mit der Sauberkeit der Milch bestellt sei, die wir in so vielen Sorten und so schlechter Qualität zu kaufen kriegen, homogenisiert, pasteurisiert, vitaminisiert, bestrahlt, entfettet, tiefgekühlt, aber nicht gut. Hoffentlich läßt sie die Länderregierungen darüber aufklären, daß die Gesundheit der Schulkinder zum einen durch das Fehlen von Turnhallen und Turnlehrern, zum anderen durch das Fehlen von Schulomnibussen in den Großstädten gefährdet sei, wo der Verkehr den täglichen Schulweg zu einem Fangspiel mit dem Tode verwandelt. Hoffentlich wird sie versuchen, beim Wohnungsbauminister ein paar Spielplätze zwischen den Wohnblocks des Wirtschaftswunders durchzusetzen und bei den Stadtverwaltungen ein paar Kindergärten, damit die Volksgesundheit nicht weiter ihr Knospenstadium auf Hinterhöfen und Straßen absolviert. Hoffentlich wird sie sich nicht nur für die Erforschung von Krankheiten, sondern zuerst für die Pflege der Kranken einsetzen, also für den beschleunigten Bau von Krankenhäusern aus Bundesgeldern, damit die Betten nicht länger auf den Gängen stehen müssen. Und für eine bessere Bezahlung und Behandlung der Krankenschwestern, auf daß dieser Beruf nicht vor den Kranken sterbe. Und hoffentlich wird sie, wenn es um eine Entschließung in der Frage der Geburtenkontrolle gehen sollte, erst die Vernunft und dann die Oberkirchenrätin sprechen lassen.

Nicht, daß ich etwas gegen Oberkirchenrätinnen hätte. Ich habe nichts gegen Junggesellinnen und nichts gegen Frau Schwarzhaupt, aber ich habe viel gegen Minister ohne Notwendigkeit, auch wenn sie weiblich sind. Mehr noch gegen ein paar ehrgeizige alte Weiber im Parlament, die ich nicht meinte, als ich wählte, und die sich das Suffragettentum zum Lebenszweck erkoren haben, weil ihnen sonst nicht mehr viel zu tun bliebe. Sie stammen aus einer Zeit, da die Mädchen Monogramme in die Aussteuer stickten und auf eine standesgemäße Partie warteten oder für die weibliche Aufklärung und Befreiung (vor allem vom Korsett) auf die Barrikaden stürmten. Mit den jungen Frauen von heute jedoch haben sie wenig gemein.

Die Frauen von heute haben es nicht mehr nötig, immer neu zu beweisen, daß sie den Männern ebenbürtig sind: Sie sind es mehr, als ihnen lieb sein kann. Das Grundgesetz sichert den Frauen die gleichen Rechte wie den Männern zu, das tägliche Leben aber gibt ihnen so viele, daß sie zur Last werden. Eine Frau als Unternehmer, als Rechtsanwalt oder Richter, als Redakteur, als Ingenieur ist keine Sensation mehr, und auch ein weiblicher Minister ist eigentlich nichts, um sich darüber aufzuregen.

Aber wenn Sie meine Meinung wissen wollen: Auch mir sind Männer lieber, und das nicht nur in der Politik. Ich lasse mich von ihnen lieber operieren und frisieren. Ich habe sie beim Dirigieren lieber und beim Regieren. Das mag altmodisch sein, aber ich will durchaus nicht nur auf eigenen Füßen stehen, solange ein Mann in der Nähe ist, der mich auf Händen tragen könnte.

leute machen geschichten

Kwame Appiah, 5, empfing in Ghana einen Besuch, der für den ghanesischen Staatspräsidenten Kwame Nkrumah höchst peinlich war: Königin Elizabeth und Prinz Philip. Grund für des Präsidenten Verstimmung: Jung-Appiah ist einerseits Enkel des von Königin Elizabeth besonders geschätzten, 1952 verstorbenen britischen Politikers Sir Stafford Cripps, andererseits Sohn des ghanesischen Oppositionsführers Joe Appiah, den Nkrumah unlängst arretieren ließ. Beobachter in Ghana erblickten in diesem Besuch eine offene Mißbilligung gegenüber Nkrumahs Diktatur.

Daniele Petrucci, 38, italienischer Experimentier-Professor mit dem Lebensziel, einen Menschen aus der Retorte zu schaffen (Sternbericht „Tagebuch eines vermessenen Experimentes" in Heft Nr. 6), will seine Versuche in für ihn moralisch günstigerem Klima fortsetzen. In einem Vortrag erklärte Petrucci, daß die Sowjetunion, die Bedenken der freien Welt über die Berechtigung solcher Experimente nicht teilt, ihm die Möglichkeit geboten habe, seine Experimente an tierischen und menschlichen künstlichen Embryos in Moskau fortzusetzen.

Liliane de Réthy, 45, Baudouins Schwiegermutter, Besitzerin eines Jagdreviers in Hinterriß, wurde vom Landesgericht Innsbruck darüber belehrt, daß Grundeigentum in einer Republik auswärtigen Königshäusern noch lange keine hoheitlichen Rechte einräumt. Die Prinzessin hatte begehrt, es möge einem Wilderer, der in ihren Wäldern einen Gamsbock erlegt hatte, jeglicher Zutritt dorthin untersagt werden, außerdem sei ihr die Waffe des heimlichen Jägers auszuhändigen. Die Erfüllung derartiger Wünsche, stellte ein Innsbrucker Richter fest, sei „nach unseren Gesetzen nicht möglich und auch nicht denkbar".

Carl Rowan, 45, farbiger Unterstaatssekretär im US-Außenministerium, wartete geduldig eine Stunde, bis er in einem sonst nur Weißen vorbehaltenen Nachtlokal in Kansas-City bedient wurde. Als die Geschäftsleitung des Lokals schließlich die Identität ihres prominenten — wenn auch farbigen — Gastes feststellte und sich wortreich entschuldigen wollte, winkte Rowan gelassen ab: „Das ist mir nichts Neues. Ich bin schon lange Neger."

Ernest Lewis King, 43, Pfarrer von Kapstadt, entschied in salomonischer Weisheit einen inneren Widerstreit seiner weiblichen Gemeindemitglieder zwischen lobenswerter Sparsamkeit und christlicher Demutspflicht. Da die Damen der Gemeinde mit Rücksicht auf ihre empfindlichen Strümpfe nur ungern beim Gebet niederknieten, dekretierte Pfarrer King: Bei Gebetsübungen zerfetzte Nylons werden aus der Gemeindekasse ersetzt.

Johannes XXIII., 80, wurde Gegenstand tiefer Ratlosigkeit des Bonner Telegrafenamtes. Die FDP-Bundestagsfraktion ließ dem Papst ein Telegramm senden, in dem die FDP dem 80jährigen Heiligen Vater Wohlergehen wünschte und für sein Wirken dankte. Nach der telefonischen Durchgabe der Glückwunschdepesche kam die Rückfrage von der Telegrammaufnahme: „Sollen wir das Telegramm zum Kanzleramt oder direkt nach Rhöndorf schicken?"

Gerhard Schröder, 51, seit langem Besitzer einer ehrgeizigen Gattin, empfing als neuer Außenminister den ähnlich versorgten FDP-Führer Erich Mende. Einziger Unterschied zwischen beiden Ehepaaren: Mende ist — da als FDP-Boß unentbehrlich — noch immer nicht Minister. Der FDP-Major mußte noch ein weiteres Opfer bringen. Unter dem Trommelfeuer westdeutscher Karikaturisten hatte er beim Empfang für den senegalesischen Staatspräsidenten Senghor erstmals darauf verzichtet, irgendeinen seiner liebgewordenen Orden anzuschnallen.

Ibn Saud, 59, König von Saudi-Arabien und glücklicher Ehemann von 60 Frauen, zeigte sich in einem jüngst unterzeichneten Erlaß von nachahmenswerter Sittenstrenge. Die Langeweile in seinem Harem, so verfügte der Herrscher, solle nicht mehr durch die Lektüre anregender Liebesromane bekämpft werden. Seine 60 Gemahlinnen sollten sich lieber über die Zukunft unterrichten. Erster Schritt Ibn Sauds auf dem Wege in eine sittlich einwandfreie Zukunft seines Harems: Bestellung von 4000 Zukunftsromanen.

Ignaz Müller, 62, Rentner in Wien, muß sich demnächst vor Gericht verantworten, nachdem seine Ähnlichkeit mit Wjatscheslaw Molotow, 71, Chruschtschow-Opfer, ihn in eine ungewohnte Situation gebracht hatte. Als Müller kürzlich im IV. Bezirk lustwandelte, in dem jüngst noch der Sowjetmensch residierte, trat ein Mann auf ihn zu und zischte, er sei überzeugter Stalinist und würde ihn, den „Genossen Molotow", gegen ein Entgelt von 2000 Schilling in seiner Wohnung verstecken. Müller wies die Offerte mit der gebotenen Befremdung zurück, es kam zu einer Prügelei, und anschließend mußte der Stalinist in ein Krankenhaus. Nach seiner Entlassung soll gegen Müller ein Prozeß wegen tätlicher Beleidigung stattfinden.

Dan Fox, 33, englischer Schlagersänger, sah sich wegen grober Verstöße gegen die Vereinsstatuten genötigt, auf die Mitgliedschaft im jüngst gegründeten „Anti-Sex-Verein" seines Wohnortes Harlow zu verzichten. Vereinsziel: die bedrohlich anwachsende Geburtenzahl Harlows — mit 1000 Geburten auf 45 000 Einwohner pro Jahr die höchste Englands — radikal zu senken. Vereinsmittel zum Zweck: Abschaffung intimer Beziehungen, die nur Tieren angemessen, des Menschen aber unwürdig seien. Statt dessen: geistige Liebe und Kameradschaft. Kommentar der Fox-Gattin bei Eintritt ihres Mannes in den Anti-Sex-Verein: „Blödsinn." Mitglied Dan Fox sah sich genötigt, drei Monate nach seinem Eintritt die Geburt eines Kindes anzukündigen.

Nikita Chruschtschow, 67, Anti-Stalinist, mußte erleben, daß seine Verdammung Stalins in Albanien nicht nur nicht beachtet, sondern mit einer Ent-Chruschtschowisierung beantwortet wurde. Albaniens KP-Chef, Enver Hodscha, fühlte sich stark genug, persönlich Bäume auszureißen, die Nikita 1957 in Albanien selber als Zeichen „einer ewig währenden albanisch-russischen Freundschaft" eingepflanzt hatte.

Michael Jary, 55, Komponist gefälliger Filmmusik und Gründer eines Hamburger Knabenchors, wird sich für den nächsten Sommer nach einer neuen Bleibe für seine rauschenden Wochenendfeste umsehen müssen. Sein Wohnboot „Macky" ist im Travemünder Hafen dem jüngsten Herbststurm zum Opfer gefallen. Michael Jary schätzt zwar sehr die Annehmlichkeiten eines Wochenendhauses auf dem Wasser, er ist aber offensichtlich des Seemännischen völlig unkundig, sonst hätte er vor dem letzten Sturm aus Nord-Nord-West sein Boot aus dem Wasser gezogen. Der Leuchtturmwärter von Travemünde und alle in der Nähe wohnenden sehtüchtigen Fernglasbesitzer werden sich für künftige Sommerabende ein anderes Objekt suchen müssen.

Auch Männer über Fünfzig

erwarten noch etwas von ihrem Leben. Selbstsicheres Auftreten in Verbindung mit körperlicher und geistiger Frische lassen die Jahre vergessen, die sie von der Jugend trennen.

Graue Schläfen und künstliche Zähne sind kein Grund zur Resignation. Erstere sind der interessante Akzent einer gereiften Persönlichkeit, letztere ein persönliches Geheimnis.

Hüten Sie Ihr Geheimnis,

indem Sie Ihr künstliches Gebiß mit jener Gründlichkeit und Sorgfalt reinigen, die Ihnen einen vorbildlich reinen Atem sichert.

Verwenden Sie dazu das millionenfach bewährte, selbsttätig reinigende Kukident-Reinigungs-Pulver. Die Anwendung ist denkbar einfach. Verrühren Sie einen Kaffeelöffel Kukident-Reinigungs-Pulver in einem zur Hälfte mit Wasser gefüllten Glas, und legen Sie Ihr Gebiß über Nacht hinein. Am nächsten Morgen ist es ohne Bürste und ohne Mühe strahlend sauber, frisch, keimfrei und geruchfrei. Selbst Raucherbeläge werden in der Kukident-Lösung mit beseitigt.

Sie erhalten das Kukident-Reinigungs-Pulver in der Normal-Packung für 1.50 DM, in der vorteilhaften großen Packung für 2.50 DM.

Sollten Sie Ihre Zahnprothese auch nachts tragen, dann empfehlen wir Ihnen den Kukident-Schnell-Reiniger. Sie erzielen damit morgens innerhalb von 30 Minuten die gleiche Wirkung wie mit dem normalen Kukident-Reinigungs-Pulver über Nacht. Eine Packung Kukident-Schnell-Reiniger kostet 3 DM.

Anhänger der Bürsten-Reinigung

gebrauchen die Kukident-Spezial-Prothesenbürste; sie ist zweiteilig, hat 15 Reihen weicher Borsten und kostet nur 1.50 DM. Außerdem erhalten Sie 1 Tube Kukident-Zahnreinigungs-Creme für 1 DM.

Kukident hält Ihr Gebiß!

Streuen Sie jeden Morgen etwas Kukident-Haft-Pulver auf die angefeuchtete Gebißplatte. Dadurch haben Sie Sicherheit für Stunden. Unbesorgt können Sie sprechen, lachen, singen, husten und niesen, ja sogar wieder feste Speisen richtig kauen.

Eine noch festere und längere Haftwirkung erzielen viele tausend Zahnprothesenträger mit dem Kukident-Haft-Pulver extra stark.

Bei schwierigen Kieferverhältnissen,

insbesondere bei unteren Vollprothesen, hat sich die patentierte Kukident-Haft-Creme immer wieder als letzter Retter in der Not erwiesen. 3 Tupfer auf die trockene Gebißplatte geben Ihnen Sicherheit bis zum Schlafengehen. Am besten probieren Sie selbst einmal aus, welches der 3 Kukident-Haftmittel für Ihre Zahnprothese das geeignetste ist.

Sie erhalten das Kukident-Haft-Pulver in einer neutralen Plastikflasche mit 50 g Inhalt für 2.40 DM oder in der Blechstreudose mit 25 g Inhalt für 1.50 DM. Sie sparen also 60 Dpf., wenn Sie die blaue Plastikflasche kaufen. Das Kukident-Haft-Pulver extra stark ist in einer weißen Plastikflasche für 2.40 DM erhältlich.

Eine Probetube der Kukident-Haft-Creme kostet 1 DM, die große Tube mit dem zweieinhalbfachen Inhalt 1.80 DM.

Für Zahnprothesen mit Saugern gibt es die rosafarbenen Kukident-Saugplättchen in Beuteln mit 10 Stück für 75 Dpf. in zwei Größen.

Das neuartige Kukident-Gaumenöl

sollte von allen Prothesenträgern, die eine neue Prothese erhalten, von Anfang an benutzt werden, um die Mundschleimhaut geschmeidig zu erhalten und unangenehme Reizungen und störende Druckstellen zu verhüten.

Aber auch für diejenigen, die schon seit Jahren ein künstliches Gebiß besitzen, wird sich das Tragen wesentlich angenehmer gestalten, wenn sie die Gaumen und Kiefer vor dem Schlafengehen mit Kukident-Gaumenöl einreiben, zumal schwammig gewordenes Zahnfleisch dann bald wieder glatt wird. Dadurch wird das Anpassungsvermögen erhöht.

Das Kukident-Gaumenöl ist in einer praktischen Plastik-Tropfflasche für 1.50 DM in den meisten Drogerien und Apotheken vorrätig.

Wer es kennt – nimmt *Kukident*
Und wer kennt es nicht!

KUKIROL-FABRIK KURT KRISP K.G., WEINHEIM (BERGSTRASSE)

Das Schicksal gab ihm noch sechs Tage

Der Wagen stürzte in den See. Vier Meter Wasser standen darüber. Der Mann am Lenkrad tauchte unverletzt auf, gewann das Leben — und verlor es endgültig, als er über das Wunder seiner Rettung berichtete

Das Herz versagte: H. Sauer

Ein Auto raste im Bayerischen Wald von der B 11 in einen Stausee

Der Wagen geriet durch ein Ausweichmanöver mit den rechten Rädern aufs Bankett, schlug einen Haken quer über die Straße und zertrümmerte das Holzgeländer über dem Steilufer. Er schnellte in voller Fahrt, ohne sich zu überschlagen, ins Wasser und versank. Am Steuer saß Heinrich Sauer, Inhaber eines Autohauses in Straubing. Er wußte, daß es für ihn nur eine Rettung gab, wie sie der Stern vor zwei Jahren fotografiert und beschrieben hatte: Im gesunkenen Wagen bleiben und warten, bis das Wasser buchstäblich am Halse steht

Aus dem Wasser konnte er sich retten, aber dem Tod entkam er nicht

Vier Minuten wartete Heinrich Sauer auf dem Grund des Sees, bis das Wasser den Wagen nahezu gefüllt hatte. Ihm blieb zum Atmen nur eine Luftblase unter dem Wagendach. Nun, da der Druck drinnen und draußen ausgeglichen war, konnte er die Tür öffnen, aussteigen und auftauchen. Das kühle Bad tat seiner altbayerischen Vitalität keinen Abbruch. Am nächsten Tag stand er mit der Feuerwehr, der Polizei und einem Froschmann an der Unglücksstelle, um den nagelneuen Fiat 1500 zu bergen. Während der Kranwagen sein Auto aus dem Wasser hob und es dann langsam die steile Böschung hochwuchtete, stand er in seiner hellen Jacke daneben, leitete die Aktion und freute sich, daß er dem Tod ein Schnippchen geschlagen hatte. Aber der Schock war für den 58jährigen doch härter gewesen, als er es selber wahrhaben wollte. Als er einige Tage später im Kreise guter Freunde sein gefährliches Abenteuer schilderte, griff der Tod ein zweites Mal nach ihm. Diesmal gab es kein Entrinnen mehr. Ein Herzinfarkt raffte ihn in wenigen Augenblicken hinweg. Im Familiengrab fand Heinrich Sauer seine letzte Ruhestätte

Mit der Geste des Siegers über das Schicksal leitete der Autohändler Heinrich Sauer an der steilen Böschung die Bergung seines Wagens aus der Tiefe des Stausees. Er glaubte, dem Tod entronnen zu sein und ahnte nicht, wie nahe dieser ihm war

Sylvia, 20 Jahre alt,
Tochter Vera Brühnes und
„Zeugin der Anklage"

Vera Brühnes Tochter:

REPORTAGE: FRED IHRT

Zeugin der Anklage

Erbin Vera Brühne, Erblasser Dr. Praun: Ein Erbe ist Motiv zum Mord

Seit Wochen steht der Mordfall Praun in den Schlagzeilen der Weltpresse. Seit Wochen gibt die Münchner Justiz nur spärliche Auskünfte. Der Stern kann berichten, was die Behörden verschwiegen. Fred Ihrt sprach mit einem jungen Menschen, der — unbeteiligt am Verbrechen — alles wußte. Ihrt versuchte, in einem unlösbaren Konflikt zu beraten und zu lindern. Denn die „Zeugin der Anklage", die den Verdacht gegen Vera Brühne und ihren Komplicen Johann Ferbach zur prozeßreifen Gewißheit machte, ist Sylvia — 20 Jahre alt und Vera Brühnes Tochter

Auf das Verdeck der Limousine in der stockdunklen Kaulbachstraße in München-Schwabing trommelt der Regen; kalt, eintönig, trostlos. Die Uhr am Armaturenbrett zeigt die zweite Nachtstunde an. Zusammengesunken im Beifahrersitz schluchzt ein junges Mädchen haltlos vor sich hin. Dann und wann fährt es auf, schlägt mit beiden Fäusten auf die Polsterung vor der Windschutzscheibe. Dann sinkt es wieder zusammen; schluchzt weiter. Das geht schon seit zwei Stunden so.

Der Mann mit den grauen Schläfen und der dunklen Hornbrille am Lenkrad neben ihr sieht ratlos und erschüttert diesen Jammer. Fred Ihrt

Weiter auf der nächsten Seite

Wer war Mutter, wer war Tochter? Wer sie in ihrer Münchner Wohnung so fröhlich herumalbern sah, ahnte nicht, welch ein Schicksal sie aneinanderkettete: die 50jährige Vera Brühne und ihre 20jährige Tochter Sylvia. Seit ihrem 12. Lebensjahr hatte Sylvia wie eine Mutter die 30 Jahre ältere Vera vor den Folgen ihrer „Unarten" behüten müssen. Erst waren es Verstöße gegen die guten Sitten, dann anonyme Verleumdungen und Diebereien, die Sylvia zu vertuschen hatte. Und schließlich stand sie vor einem unlösbaren Konflikt: entweder die Mutter zu „verraten" — oder den Doppelmord an Dr. Praun und Elfriede Kloo ungesühnt zu lassen

Vera Brühnes Tochter: Zeugin der Anklage

ist Reporter, seit mehr als zwei Jahrzehnten, und nicht leicht zu erschüttern. Dazu hat er zuviel gesehen und erlebt. Aber das Schicksal dieses Mädchens geht ihn näher an als viele andere „stories", die er in den langen Jahren seiner Laufbahn erlebt, fotografiert und niedergeschrieben hat.

Er hat das Mädchen Sylvia und ihre Mutter Vera Brühne schon zu einer Zeit gekannt, als noch niemandem auch nur der Schatten jenes Verdachtes gekommen war, der sich jetzt in so schrecklicher Weise bestätigt hat. Und er versucht zu trösten, obwohl er weiß, daß hier eigentlich niemand trösten kann. Jedenfalls nicht über kurze Stunden hinaus, nach denen die ganze Verzweiflung einer ausweglosen Situation wieder über dem Mädchen Sylvia zusammenbricht.

Immer wenn Fred Ihrt die wilden Selbstanklagen unterbrechen will, faucht sie ihn an: „Es ist ja schließlich meine Mutter. Meine Mutter, verstehst du, meine Mutter! Sie hat mir vertraut. Ich war der einzige Mensch, zu dem sie überhaupt Vertrauen hatte. Ich hätte sie niemals hineinreißen dürfen, und wenn sie nicht zwei, sondern von mir aus 10 oder 1000 Menschen umgebracht hätte." Und dann voller Verbitterung: „An allem ist nur der Nils schuld, dieses Schwein, dieser Polizeispitzel. Er hat mich beschwatzt und mich ganz durcheinandergebracht . . ."

Fred Ihrt und wohl keiner ihrer Bekannten hat Sylvia jemals so erlebt.

Weiter auf Seite 126

Dem Staatsanwalt ums Haar entschlüpft: Johann Ferbach, von Beruf Büchsenmacher, wohnhaft in Köln, und seit fast 25 Jahren mit Vera Brühne befreundet. Fast alle Verdachtsmomente wiesen auf ihn als den Mann, der im Auftrage von Vera Brühne am 14. April 1960 den Doppelmord an Dr. Praun und seiner Lebensgefährtin Elfriede Kloo verübt hatte. Um ein Haar hätte ihn die Staatsanwaltschaft beim Haftprüfungstermin auf freien Fuß setzen müssen. In letzter Minute indes brach sein Alibi zusammen. Da jedoch er und seine Komplicin Vera Brühne hartnäckig leugnen, hätte Ferbach wohl freigesprochen werden müssen. Denn niemand hatte ihn in München oder in der Mordvilla gesehen. Da machte die Aussage von Veras Tochter Sylvia den Verdacht jäh zur Gewißheit

Schauplatz eines fast „perfekten Mordes": das Landhaus Dr. Prauns am Starnberger See. Alles, was die Kripo hier fand, als sie endlich – sechs Monate nach der Tat – Ermittlungen aufnahm, war ein Brief, den Vera Brühne geschrieben hatte. Erst jetzt weiß die Polizei durch Sylvias Aussage sicher: Vera Brühne stiftete an, Ferbach war der Täter. Beide waren nach dem Mord sogar noch einmal zurückgekehrt, um den vergessenen Brief zu holen. Jedoch – die Haustür war zugefallen. Die offene Balkontür, durch die Prauns Assistentin fünf Tage später das Haus betrat und den Mord entdeckte, übersahen sie in der Aufregung

Vor dem Standesamt in Siegburg wurde ihm die Braut entführt, weil deren Vater die Heirat nicht dulden wollte

EIN BERICHT VON SEPP EBELSEDER

Zum Jawort blieb keine Zeit mehr, als Norbert Wagner (38) mit seiner Verlobten Benita Schneider (21) zum Standesamt von Siegburg (bei Bonn) schritt. Dort wurde das Paar schon erwartet – nicht nur vom Standesbeamten, sondern auch von handfesten Mitgliedern der Familie Schneider. Sie waren entschlossen, diese Heirat um jeden Preis zu verhindern. Das gelang ihnen auch. Nach einer kurzen Keilerei auf der Straße entführte der Amtsanwalt Wilhelm Schneider aus Troisdorf seine Tochter in einem bereitgestellten Kraftwagen. Ihm war dieser Schwiegersohn in jeder Hinsicht unerwünscht, aber am gravierendsten war wohl, daß Wagner Jude ist – aus einer alten Siegburger Familie, die gerade noch rechtzeitig Hitlers Massaker entkommen konnte. Wagner war 1958 zurückgekommen und hatte das elterliche Geschäft neu eröffnet.

Jude Wagner unerwünscht

Zur Heirat fest entschlossen war Benita Schneider schon seit Monaten. Deshalb war sie aus dem Elternhaus geflohen. In einem Dorf im Hunsrück hielt sie sich bis zu ihrem 21. Geburtstag verborgen, um nun gemeinsam mit dem Bräutigam auf dem Siegburger Standesamt das Aufgebot zu bestellen. Noch als man sie in den Kraftwagen zerrte, protestierte sie dagegen. „Ich will mit euch nichts zu tun haben", rief sie den Eltern zu, „ich liebe Norbert und ich heirate ihn." Bei einer Aussprache zwischen allen Beteiligten im Hause eines Verwandten einigte man sich schließlich auf einen Vorschlag, den ein Geistlicher gemacht hatte: Benita sollte sich in dessen Haus alles noch einmal überlegen. Seitdem konnte Norbert Wagner seine Braut nicht mehr sprechen. Man teilte ihm nur mit, daß sie sich entschlossen habe, bei den Eltern zu bleiben

Es spricht nicht gerade für das gute Gewissen des Amtsanwaltes Wilhelm Schneider, daß er sich weigert, zu diesem aufsehenerregenden Vorfall Stellung zu nehmen. Als Vertreter der Anklage am Amtsgericht Köln wußte er, daß er seiner volljährigen Tochter die Heirat mit einem Andersgläubigen nicht mehr verbieten konnte. Zudem war Wagner bereit, sich Benitas wegen taufen zu lassen. Es liegt der Verdacht sehr nahe, daß der strenggläubige Christ Schneider von „Glaube“ spricht, wenn er „Rasse“ im Hitler-Sinne meint. Als sich der Leiter der Siegburger Verkehrsbetriebe, bei denen Benita bisher arbeitete, vermittelnd in den Familienstreit einschalten wollte, erhielt er von Wilhelm Schneider die doch wohl seltsame Erklärung: „Dieser perverse Judenlümmel will nur ein christliches Mädchen schänden – so, wie es schon im ‚Stürmer‘ stand.“ Betriebsleiter Peter Schäfer ist jederzeit bereit, zu beschwören, daß dieser Satz von einem Amtsanwalt der deutschen Justiz im Jahre 1961 gesprochen wurde

Der Mo

Ein Berliner, der 1935 eingewanderte Hermann Zwinger, heute US-Luftwaffenmajor, ist „Wachhabender vom Dienst“ im „Kriegsraum“ des NORAD-Hauptquartiers, in dem unser Bericht beginnt. Er prüft mit einem großen Stab ständig viele hunderttausend Einzelinformationen, die Riesen-Radars ermitteln und durch Elektronenhirne zum Bild der Militärlage filtern. NORAD (North American Air Defense) hat zwei Aufgaben: Ortung und Identifizierung aller Objekte im Luftraum und – wenn es sich um feindliche handelt – Abwehr oder Vernichtung der Angreifer. Die erste Aufgabe kann es erfüllen, die zweite nicht. 52 Prozent aller feindlichen Bomber kämen durch – und gegen Raketen hat man zur Zeit überhaupt keine Abwehrwaffe. Die einzige Abwehr ist daher nach wie vor die Abschreckung durch Atomwaffenvergeltung. Jüngster Trumpf der Vereinigten Staaten: Unterirdische Titan-Raketenbatterien

nd befahl: Krieg

Kann es einen „Krieg aus Versehen" geben? Nehmen Elektronenhirne dem Menschen die Entscheidung über Krieg und Frieden ab? Was geschieht am Tag X, in der Stunde Null? Sind die Amerikaner so stark wie die Russen, sind sie überlegen — oder unterlegen? Der zweite Bericht von Egon Vacek und Max Scheler aus der „Festung USA" stellt fest: Ein Krieg aus Versehen ist zu 99,9 Prozent ausgeschlossen — und die Vereinigten Staaten sind heute stärker, als wir annehmen

Alarm – und ein Abschied für immer?

Dann sterben wir allein . . . Jeden Nachmittag um drei kommt Barbara Franklin mit ihren Kindern Brian und Brad zum Tor des Atombomberstützpunktes Ellsworth bei Rapid City in South Dakota. Ihr Mann, mit 27 Jahren der jüngste Atombomberkommandant der US-Luftwaffe, darf selbst für den Kuß nicht vom Fahrrad absitzen: Während der dreitägigen ständigen Alarmzeit der Besatzung muß er in einer genau berechneten Sekundenzahl seine B-52 erreichen können. Viele Ehen zerbrechen an diesem Dienst. Die Atombomber haben die höchste Scheidungsquote der US-Luftwaffe. Mrs. Franklin sagte: „Wenn der Alarm einmal echt ist, sind wir in unserem Schrecken allein. Wir können nicht einmal zusammen sterben . . ."

Am Tage X werden sie zwei H-Bomben werfen

„Haben Sie so etwas wie Scheu davor?" fragten wir die Besatzung des Captain Franklin. „Nein", meinten die Männer, „dafür sind wir ja schließlich da." Von rechts nach links: Kommandant Captain R. A. Franklin, 27 Jahre, Leutnant und Co-Pilot D. J. Bigelow, 26, Captain und Radar-Navigator R. S. Lachance, 28, Captain und Navigator D. W. Hutchinson, 31. (Er ist ein Osoge-Indianer. Sein Vater lebt noch in einer Reservation. Seine Frau ist ihm mit den Zwillingen davongelaufen: „Liebe gibt es hier nur per Telefon", sagte er uns.) Leutnant Thomas E. Silivia, 26, Elektronen-Ingenieur und Feldwebel R. E. Bertelmann, mit 38 der Älteste der Besatzung, Heckschütze. Bertelmann geht nach 20 Jahren Dienst jetzt in Pension: „Es gibt doch keinen Markt mehr für Heckschützen." Diese sechs Männer leben während der drei Tage dauernden Alarmbereitschaft ständig zusammen – 60 Meter von ihrem Bomber entfernt

An die Maschinen - und drei Minuten später hebt schon der erste Atombomber ab

Die Atombomber müssen in der Luft sein, bevor feindliche Raketen die Stützpunkte vernichten können. 25 Minuten etwa liegen zwischen Warnung und Einschlag. Die Amerikaner halten nach der Berlin-Krise 50 Prozent der 1700 Atombomber in ständiger Alarmbereitschaft. Sie können ein Achtel der Maschinen ständig in der Luft halten und sie mit 1050 Tankflugzeugen, die je 120 000 Liter Benzin fassen, bei Geschwindigkeiten von 600 Stundenkilometern in der Luft auftanken. Als wir mit einem dieser Tanker flogen und einen Atombomber auftankten, meinte unser Kommandant: „Sie fliegen jetzt mit nassen Flügeln über die Hölle“

Fern jeder Hast reift Chantré!

Auf gute Freundschaft – ein Glas Chantré

Tausend liebenswerte Möglichkeiten gibt es, Freunde herzlich willkommen zu heißen. Chantré ist eine davon. Wer im Chantré das sanfte Feuer spürt, wer seinen milden abgerundeten Geschmack bewußt genießt, der wird wie Ihre Gäste sagen: Herz und Seele guter Weine leben im Chantré!

CHANTRÉ
DEUTSCHER WEINBRAND

GEPRÜFT ★★★ CHANTRÉ VOLL AUSGEREIFT

So gut ★ so mild ★ so reif ★

12 I 61

Raketen schießen aus der Erde

Fortsetzung von Seite 21

1 Titan-I-Raketen
2 Kontrollraum
3 Kraftwerk
4 Luftfilter
5 Eingang
6 Antennen
7 Raketentreibstoff
8 Dieselöl für Kraftwerk
9 Wassertanks
10 Verbindungsgänge

Keine Utopie mehr sind diese unterirdischen Batterien für die Interkontinentalrakete Titan I, die 10 000 Kilometer reicht. Der Stützpunkt Lowry bei Denver (Colorado), die erste von zunächst fünf Basen, ist einsatzbereit. Drei Raketen kann diese Stellung abschießen. Jede Batterie besteht aus drei solcher Komplexe. In Lowry gibt es zwei Batterien – zusammen also 18 mit Atomsprengköpfen ausgerüstete Titan-I-Raketen. Die im Bau befindlichen Basen für die noch mächtigere Titan II werden einfacher sein: Bei der Titan II ist der Raketentreibstoff „eingebaut"

40 Millionen Dollar kostet der Bau einer Stellung, die nur einmal feuern kann. „Ein zweitesmal wird es sowieso nicht geben", sagten uns die Offiziere. Die Stellung ist „federnd" in den Boden gebaut. Sie soll selbst Wasserstoffbomben standhalten können – wenn sie nicht direkt auf die Stellung fallen. Jede Stellung hat ein Kraftwerk (Bild links außen), das eine Kleinstadt versorgen könnte. Die Stahltüren, die für den Abschuß aufgeschwenkt werden, wiegen per Hälfte 116 Tonnen. Die Rakete wird mit einem Lift auf Bodenhöhe gefahren und dann gefeuert

Sunil

bringt alles Weiß zum Strahlen

Wieviel schöner ist ein Weiß, das strahlt . . .

. . . ein Weiß, dem man die Pflege ansieht!

Dieses strahlende Weiß spricht für die Umsicht und Sorgfalt einer guten Hausfrau. Jedem Tischtuch, jedem Wäschestück, jedem Oberhemd sieht man die Pflege an. Erleben Sie an all Ihrer Wäsche, was die milde, himmelblaue Lauge vermag . . . wie sanft sie Flecke und hartnäckige Schmutzränder löst.

Waschen Sie auch in der Waschmaschine mit Sunil - auch da beweist sich: was das Weiß so strahlend macht, tut auch der Wäsche gut! Wie strahlend weiß Sunil wäscht, sehen Sie jetzt auch an Ihrer Nylon- und PERLON-Wäsche. Selbst vergrautes Nylon wird genauso strahlend weiß wie Ihre andere weiße Wäsche!

Sunil bringt alles Weiß zum Strahlen!

S 7/04 F

Hauptquartier im Berg der Indianer

Fortsetzung von Seite 23

Der Cheyenne-Berg nahe Colorado Springs (Colorado) soll das Hauptquartier der nordamerikanischen Luftverteidigung (NORAD) aufnehmen, das zur Zeit noch völlig ungeschützt mitten in der Kleinstadt Colorado Springs liegt. Drei Stockwerke hoch wird es atombombensicher „federnd“ im Berg liegen. Steinmassen von der Größe einer ägyptischen Pyramide sprengen seit Mai 1961 400 Arbeiter in Tag- und Nachtschichten aus dem Berg, von dem die hier lebenden Navajo-Indianer sagen, ein feuerspeiender Drache hause darin. 1965 soll der Bau fertig sein. NORAD ortet die feindlichen Objekte, identifiziert sie und wehrt Angriffe auf den Kontinent ab. Seine Ortungsergebnisse werden sofort an das Atombombenhauptquartier (unten) weitergeleitet

Die Vergeltung für einen Atombombenangriff auf Amerika wird im SAC (Strategic Air Command) Hauptquartier Offut bei Omaha (Nebraska) geplant. Es liegt unter der Erde, ist aber nicht atombombensicher. Hier steht das berühmte rote Telefon, das zwar den Alarm, nicht aber den Krieg auslösen kann. Über dieses Telefon werden von 60 Atombomberstützpunkten in USA und 20 in Übersee 850 Maschinen sofort in die Luft geschickt. Jede hat zwei Atombomben (zum Teil von 25 Megatonnen) an Bord. Aber sie können nur bis zu einer bestimmten Linie fliegen und müssen umkehren, wenn nicht der Präsident der USA befiehlt: weiterfliegen und angreifen. Diesen Befehl, der den Krieg bedeutet, erhält das SAC-Hauptquartier über ein goldenes Telefon

REINER TEINT...

... zeigt sich erst richtig vor dem Auge der Kamera

Karin Baal spielt die Hauptrolle in: „Blond muß man sein auf Capri"

1-264

Die tägliche Teintpflege beginnt mit LUX

Unbestechlich ist das Auge der Kamera. Die ganze Ausdruckskraft und die zarte Gepflegtheit eines Gesichtes offenbaren sich hier. Um vor der Kamera bestehen zu können, muß unser Teint einwandfrei sein. Darum beginnt meine Kosmetik mit LUX. Denn der reiche, cremige Schaum meiner LUX pflegt den Teint zart und gründlich bis tief in die Poren hinein. Die Haut kann wieder frei atmen - und das ist ja so wichtig. Dann erst wirkt der Teint zart und rein. Und das ist es doch, was man von uns verlangt, und was Sie sich wünschen. Herzlich Ihre Karin Baal

LUX LUX LUX LUX LUX

Auch Ihr Teint braucht LUX

60 Pf
großes Stück 90 Pf

Der Mond befahl: Krieg

Egon Vacek berichtet:

Fortsetzung von Seite 25

Dieses Riesenradar in Thule auf Grönland ortete zahlreiche feindliche Interkontinentalraketen im Anflug auf die Vereinigten Staaten und löste die höchste aller möglichen Alarmstufen aus. Ein anderes Riesenradar steht in Clear (Alaska), ein drittes wird bei Fylingdales Moor, im englischen Yorkshire, gebaut. Die Gesamtanlage kostet vier Milliarden Mark. Sie ermöglicht eine Warnungszeit vor anfliegenden Raketen von etwa 15 Minuten. Das reicht, um Amerikas zu 50 Prozent alarmbereite Atombomberstreitmacht – rund 850 Flugzeuge – in die Luft zu bringen

Alarm!"

In den Offiziersquartieren der NORAD-Zentrale in Colorado Springs schrillten die roten Telefone. Etwa 20 Generäle, Oberste und Majore rissen die Hörer hoch, erstarrten und rannten endlich in den „Kriegsraum" des amerikanisch-kanadischen Hauptquartiers für die Luftsicherung Amerikas. Sie rannten, wie sie nie zuvor bei einem der häufigen Übungsalarme gelaufen waren.

„Coca Color" heißt das Alarm-Codewort des NORAD (North American Air Defense) Hauptquartiers. Diesmal aber hatte der diensttuende Offizier im „Kriegsraum", der amerikanische Luftwaffenoberst Robert L. Gould, simultan in die zwanzig Telefone geschrien:

„Coca Color – a c t u a l"!

Für die Offiziere, die an ihre Druckknöpfe in der Zentrale hasteten, hieß das: Die Stunde X hat geschlagen. Der Ernstfall ist eingetreten. Nordamerika wird in spätestens einer halben Stunde von feindlichen Atomraketen getroffen und zum großen Teil vernichtet werden. Der eigene Krieg, der den Angriff zum Selbstmord werden läßt, der eigene Atomvergeltungsschlag gegen das Land des Angreifers, muß beginnen.

Es war 15 Uhr 15, am 5. Oktober 1960.

Als die Offiziere den „Kriegsraum" erreichten, zeigte über der riesigen Plastikkarte mit der Polarprojektion von Eurasia und Nordamerika der Alarmstufenanzeiger auf 3. Als sie sich in ihre Sessel fallen ließen, stand er schon auf 4, als die NORAD-Zentrale gefechtsbereit war, auf 5.

5 ist die höchstmögliche Alarmstufe.

Kein Mensch setzt diese Alarmstufen. Er ist dazu nicht fähig: Er kann nicht die zigtausend Daten sammeln und auswerten, die dazu gehören. Elektronenhirne geben diesen Alarm.

In der Eiswüste Grönlands bei Thule und in Clear, Alaska, stehen je vier riesige Radarantennen, jede fast 50 Meter hoch und 120 Meter breit. Sie werfen ihre Strahlenbündel über das Dach der Welt weit nach Rußland hinein, auf zwei verschiedenen Ebenen. Die BMEWS (Ballistic Missile Early Warning System = Frühwarnsystem gegen ballistische Raketen) orten mit den Strahlen auf unterer Ebene sofort alle Objekte beim Start auf etwa 5000 Kilometer. Wenn das Objekt dann vom Strahlenbündel der oberen Radarebene erreicht wird, errechnen mit dem Radargerät gekoppelte Elektronenhirne aus beiden Werten Aufstiegsort, Position, Geschwindigkeit, Höhe, Zahl der Objekte, vermutlicher Einschlag – und die Minuten, die Amerika noch Zeit hat.

Etwa 15 bis 20 Minuten Zeit haben die Amerikaner nach der ersten Ortung feindlicher Raketen.

Wenn die Elektronenhirne A l a r m s t u f e 1 geben, wenn im NORAD-Raum über der Polkarte eine rote 1 aufleuchtet, dann heißt das etwa: „Irgend etwas ist geschehen, das nicht in Ordnung ist. Wachsamkeit ist geboten. Besetzt alle Geräte."

A l a r m s t u f e 2: Haben etwas Wichtiges aufgefaßt. Haltet euch bereit für den Ernstfall.

A l a r m s t u f e 3: Ohne Zweifel bewegt sich etwas in eure Richtung. Wir Elektronenhirne prüfen noch einmal, ob es nicht Satelliten, Spiralnebel oder Ähnliches sind. Verständigt aber schon die Stabschefs der drei Heeresteile in Washington, den kanadischen Generalstab und warnt SAC (Strategic Air Command), die Atombomber- und Raketenstreitmacht der USA in ihrem Hauptquartier in Omaha (Nebraska).

A l a r m s t u f e 4 bedeutet: Ihr werdet offensichtlich angegriffen. Startet sofort eure Atombomber, macht die Raketen abschußklar.

A l a r m s t u f e 5 endlich heißt: Zu 99,9 Prozent werdet ihr von Interkontinentalraketen angegriffen.

5. Oktober 1960, 15 Uhr 15 und wenige Sekunden. Alarmstufe 5!

Auf einer riesigen Karte von Nordamerika zeichnen normalerweise die Elektronenhirne automatisch in erst großen, dann – wenn die Ergebnisse genauer werden – in ständig schrumpfenden Ellipsen die vermutlichen Einschlagsstellen der anfliegenden Raketen. Sind die Ergebnisse noch zu ungenau? Die Ellipsen formen sich noch nicht.

Dafür springt aber auf dem „Angriffsmesser" die Zahl der anfliegenden feindlichen Objekte höher und höher.

Wieviel Minuten noch?

Der Minutenanzeiger sagt ebenfalls noch nichts. Aber immer höhere Zahlen erscheinen auf dem „Angriffsmesser".

Die elektronischen Geräte liefern nur die Unterlagen für eine Entscheidung, die nach wie vor Menschen treffen müssen. In diesen Sekunden zwischen Krieg und Frieden ist es e i n Mensch: Der kanadische Luftmarschall C. Roy Slemon, der Stellvertreter des NORAD-Befehlshabers US-General Laurence S. Kuter. Kuter ist in diesen Sekunden mit einer C 118 auf einer Dienstreise, fünftausend Meter über South Dakota.

Der Kanadier muß entscheiden. Und er entscheidet blitzschnell. Die Wunderwerke der Elektronik, das gespenstische Blitzen von Leuchtziffern, von Daten auf den Karten, der Zeitdruck, in Sekunden befehlen zu müssen, was nun geschehen soll – das alles hat ihm nicht den gesunden Menschenverstand trüben können.

Luftmarschall Slemon beachtet die Elektronenhirne und ihre Daten überhaupt nicht. Er fragt seinen Geheimdienstchef, den amerikanischen Brigadegeneral Harris B. Hull:

„Wo ist Chruschtschow?"

„In New York, Sir, bei den Vereinten Nationen" antwortet Hull.

„Danke, das genügt" sagt Slemon.

Die Russen würden nicht angreifen, wenn Chruschtschow in New York ist, das sicher zu den ersten Zielen bei einem Angriff gehören würde, denkt der Marschall.

Slemon drückt nicht auf den Alarmknopf. Er alarmiert zwar die „Kriegsräume" in Washington, Ottawa und Omaha. Er läßt sich dann aber den Weltraumbeobachtungsoffizier in Thule in Sekundenschnelle ans Telefon holen.

„Woher kommen die Objekte", fragt Slemon den Luftwaffenmajor Barney Szutkowski.

„Über Norwegen, Sir."

„Ihre Entfernung?"

„Zweitausendzweihundert Meilen, Sir."

„Wie schnell?"

„Wir können es noch nicht messen. Aber es kommen immer mehr Objekte."

„Wie lange dauert ihr Radar-Echo?"

„75 Sekunden."

Das ist die entscheidende Antwort.

Slemon weiß, daß Raketen das Echo in einachtel Sekunden zurückwerfen. Was immer es ist – Raketen können es nicht sein.

Um 15 Uhr 16, nur eine Minute nach der höchstmöglichen Alarmstufe, weiß man im NORAD-Hauptquartier, daß es keinen Krieg geben wird. Und fünf Minuten später weiß man zudem, was passiert ist.

Haben sich die Radargeräte, haben sich die Elektronenhirne geirrt? Sollte ein defekter Draht, ein winziger Kurzschluß in den für vier Milliarden Mark gebauten Warngeräten in der Eiswüste die Welt fast in den Krieg gestürzt haben?

Weder – noch. Die Geräte arbeiteten einwandfrei – und es hätte auch keinen Krieg gegeben. 20 Minuten haben die Amerikaner nach einem Raketenangriff Zeit. Fünf Minuten genügten, um festzustellen, was geschehen war.

Radar-Ringe durch Nordamerika: BMEWS (Ballistic Missile Early Warning System = Frühwarnsystem gegen ballistische Raketen); DEW (Distant Early Warning System = Entferntes Frühwarnsystem, soll bemannte Bomber orten); Mid Canada Radar Line und Pine Tree Radar System verfolgen die schon eingeflogenen Objekte. Dazu kommen an den Flanken Radarpatrouillen per Flugzeug und Schiff sowie Radarinseln. SPASUR (Space Surveillance Facility = Weltraumbeobachtungs-Einrichtungen) ortet Satelliten. Die Raketenzeichen geben die zum Teil fertigen Titan-I- und die im Bau befindlichen Titan-II-Stellungen an

Weiter auf der nächsten Seite

Der Mond befahl: Krieg

Die Riesenradars, die man auf 3000 Meilen entwickelt und geeicht hatte, hatten ein Objekt geortet, das fast 250 000 Meilen entfernt war: Den Mond, der langsam über Norwegen zog.

Diese langsame Aufstiegsgeschwindigkeit veranlaßte das Elektronenhirn, sofort auszuschließen, daß das Objekt über Nordamerika kommen würde – daher gab es überhaupt keine Geschwindigkeitswerte und keine Zahl der Minuten, die noch zur Verfügung standen.

Und da der Mond ja auch nicht beabsichtigte, sich wie eine Rakete auf Amerika zu stürzen, weigerten sich die Elektronenhirne auch folgerichtig, auf der Karte von Eurasia und Nordamerika einen Einschlag vorauszudeuten und in Ellipsenform einzuzeichnen.

Selbst die Entfernung hatte das Elektronenhirn noch richtig angegeben – für seine Verhältnisse. Es war ja nur auf 3000 Meilen eingestellt. So dividierte es einfach diese 3000 durch die Mondentfernung, die es wirklich gemessen hatte, und verzeichnete die übriggebliebene Distanz von 2200 Meilen als Zielentfernung.

„Wo ist Chruschtschow?" – Luftmarschall Slemon

Die über 200 000 normalen Objekte, die täglich den amerikanischen Luftraum bevölkern, meist Zivil- und Militärflugzeuge, werden mit ihren Flugplänen regelmäßig in die Elektronenhirne „gefüttert" und von vornherein von ihnen aussortiert. Aber keiner hatte daran gedacht, das Elektronenhirn mit dem Mond bekannt zu machen.

Warum verzeichnete dann aber der „Angriffsmesser" eine so hohe Zahl anfliegender Raketen?

In jeder Sekunde trifft der Strahl des Riesenradars ein Objekt 20mal. Das Elektronenhirn staut diese Daten. Was immer der Strahl danach trifft, gilt als neues Objekt. Zudem hatte diesmal auch die Überschuß-Energie zu beiden Seiten des Radarstrahls den Mond getroffen. Das führte dazu, daß jedesmal gleich vier Objekte gemeldet wurden.

Warum hatten die Radargeräte den Mond nicht schon früher erfaßt?

Am 5. Oktober 1960 war die NORAD-Anlage in Thule erst vier Tage in Betrieb.

Wir kamen durch einen Zufall genau ein Jahr später, am 5. Oktober 1961, ins NORAD-Hauptquartier in Colorado Springs. Es war ein schöner Herbsttag. Vor dem Offizierskasino aalten sich Amerikaner und Kanadier in der Sonne. Ein Bild des Friedens.

„Nicht viel los hier", meinten wir zu unserem Bärenführer US-Major Sam West.

„Heute nicht – aber Sie hätten mal genau vor einem Jahr hier sein sollen. Da war hier der Teufel los." So erfuhren wir die Geschichte von dem Mond, der Krieg befahl.

Die geniale Frage des kanadischen Luftmarschalls Slemon: „Wo ist Chruschtschow?" überdeckt stark die Tatsache, daß es auch ohne diese Frage keinen „Krieg aus Versehen" gegeben hätte. Nur hätte es dann nicht eine Minute bis zur klärenden Entscheidung gedauert, sondern eben fünf. Und 15 bis 20 Minuten haben die Amerikaner ja immerhin zur Verfügung.

Aber dann wären doch schon die Atombomben in der Luft gewesen? Sind die Sicherungen gegen einen Krieg aus Versehen, gegen einen atomaren Gegenschlag, der ausgelöst wird, nur weil bei einem Elektronenhirn eine Schraube locker ist, wirklich zu „99,999 Prozent narrensicher", wie man uns versicherte? Und reicht das amerikanische Waffenarsenal für die eigene Sicherung und den Gegenschlag aus?

Von diesen beiden Fragen hängt zur Zeit der Frieden der Welt ab. Wir suchten nach den Antworten dort, wo sie liegen mußten: im Hauptquartier der Luftsicherung (NORAD) in Colorado Springs und auf dem Befehlsstand der Atombomber – und Raketen (SAC) in Omaha (Nebraska).

Ein gebürtiger Berliner, US-Major Hermann Zwinger, saß an diesem Tag vor den Kontrollinstrumenten im „Kriegsraum". Das Flackern der Lichter und Zahlen in der Zentrale, deren eine Hälfte zwei Karten und eine Tabelle, deren andere ein rangartig hochgebauter Kommandostand einnimmt, wirkte zusammen mit einem leisen Summen der elektronischen Geräte wie eine Szene aus Orwells „1984". Nur ein Cola-Automat in der Ecke hatte etwas „Menschliches". Aber selbst der konnte noch Geldscheine in Münzen umtauschen.

Die Karten von Eurasia und Nordamerika waren mit Zahlen und Ellipsen bedeckt. Der 1935 nach Amerika ausgewanderte Hermann Zwinger deutete sie:

„Radargeräte und Luftpatrouillen haben zur Zeit von mehreren hunderttausend Kontakten diese als interessant für uns oder aber gar als wichtig aussortiert und automatisch auf die Karten eingetragen. Sehen Sie die Tabelle rechts neben der Karte?"

Die Tabelle zeigte an diesem 5. Oktober:

Im Luftraum:

Unbekannte Flugzeuge: 11
Durch Radio identifiziert: 2
Durch Jagdflugzeuge angeflogen: 9
Von angeflogenen Jägern per Radio identifiziert: 3

Alle nicht feindlich, aber von ihren Flugrouten abgewichen.

Im Weltraum:

Gesamtzahl aller Satelliten seit 4. 10. 57: 112; im Weltall und nicht im Erdumlauf: USA: 2, Sowjet: 2; im Erdumlauf: USA: 30, Sowjet: 1

Weltraum-Abfall (von Trägerraketen gelöste Drähte, Schrauben – zum Teil Bündel von 50 Einzelteilen –, die die Erdumlaufbahn mitmachen) USA: 79, Sowjet: 2

Gesamtzahl der Objekte im Umlauf: USA: 111, Sowjet: 5

Verglühte oder zurückgebrachte Objekte: USA: 37, Sowjet: 33

Auf der Tabelle waren außerdem die Positionen von 34 russischen Fischkuttern verzeichnet – 6 südlich der Aleuten, 7 nahe Neufundland, 21 nördlich von New England – und von zwei nicht identifizierten U-Booten.

Jedes dieser Objekte erscheint mit einer dreistelligen Nummer versehen auf der Landkarte. Will Hermann Zwinger wissen, was das noch unbekannte Flugobjekt mit der Kartennummer 147 treibt, drückt er auf seinem Drucktastentisch die Nummer 1, dann 4, dann 7.

In Bruchteilen von Sekunden haben ihm Elektronenhirne, die 240 000 Rechenvorgänge in einer Sekunde erledigen können, in Leuchtziffern auf eine Mattscheibe genaue Position, Höhe und Geschwindigkeit des Objekts 147 projiziert.

Er kann zudem noch feststellen, wo es vermutlich gestartet ist und wo es hinzufliegen scheint. Er kann mit weiteren Drucktasten von den Elektronenhirnen sofort – wenn es sich um ein identifiziertes Flugzeug handelt – Angaben über Bewaffnung, Radius der Maschine, Flugeigenschaften usw. bekommen.

Diese Informationen liefern vier Radar-Ringe quer durch Amerika. Gegen Raketen warnen die BMEWS (Ballistic Missile Early Warning System), zu deren zwei arbeitenden Stationen in Thule (Grönland) und Clear (Alaska) noch eine dritte bei Fylingdales Moor in Yorkshire (England) kommen wird.

Gegen bemannte Bomber soll die DEW-Line warnen (Distant Early Warning), die sich quer durch Kanada und Alaska zieht. Die Marine hält für die Flankensicherung ständig Radar-Flugzeuge zwischen den Aleuten und den Midways im Pazifik und von Neufundland bis zu den Azoren im Atlantik in der Luft.

Etwa tausend Kilometer südlich folgt die Mid-Canada-Line und entlang der Grenze zwischen den USA und Kanada das Pine-Tree System.

In den USA selbst arbeitet ein dichtes Radarnetz, das zusätzliche Informationen von Radar-Schiffen, Radar-Türmen und Radar-Patrouillen der Luftwaffe erhält. Die Marine unterhält zudem SPASUR (Space Surveillance

Weiter auf Seite 102

Auf Eisenbahnen will man die Interkontinentalrakete „Minuteman" montieren. Das ergibt eine kaum zerstörbare Stellung

Die teuerste Frau der Welt: Kleopatra

Dieser Blick aus ägyptisch geschminkten Augen ist 100 Millionen Mark wert. Soviel läßt es sich Hollywood-Produzent Walter Wanger kosten, „Kleopatra“ mit Liz Taylor in der Titelrolle in Rom zu verfilmen

Kleopatra, Königin der Ägypter, hatte zwei Männer und vier Kinder. Elizabeth Taylor, Königin von Hollywood, hat bisher vier Männer und drei Kinder. Bis auf diese geringfügigen Unterschiede hat sich Liz ganz den Neigungen und Gewohnheiten der Ägypterin angepaßt. Der Gegendienst für vier Millionen Mark Gage läßt der neuen Kleopatra noch genügend Zeit, in den Drehpausen ihre Jacht, ihren Rolls Royce und ihr Gefolge zu bemühen. Dazu gehören neben Ehemann Eddie Fisher auch ein Kammerdiener, ein Sekretär, ein maltesischer Koch, eine Fürstin als Garderobiere, zwei Angorakatzen und vier Hunde

Sanftmütig lauscht Liz den Anweisungen von Mankiewicz: „Du weißt ja, was du tun mußt, wenn

Das Forum Romanum, das es niemals gab

In Frieden mit seinem Gewissen herrscht Regisseur Joseph Mankiewicz im Forum Romanum über das Kommen und Gehen von 6000 Komparsen. Gleich wird Kleopatra hier einziehen, von Tänzern, Sklaven, Priestern, Elefanten, Zebras und Kamelen begleitet, denn man schreibt das Jahr 46 v. Chr., in dem die 23jährige Ägypterin zu Cäsar nach Rom auf Besuch kam. In der Tat müßte Mankiewicz das Gewissen jedoch recht heftig schlagen, denn dieses mit Hilfe von 8000 Tonnen Holz und 3000 Tonnen Zement in der Cinecittà aufgebaute Forum hat es nie gegeben. Man verwechselte nicht nur einige Tempel miteinander. Auch der dreitorige Triumphbogen des Kaisers Septimus Severus steht hier etwa zweieinhalb Jahrhunderte zu früh im Wege

du Cäsar zum erstenmal siehst!"

Nicht weniger als 80 Kostüme hat man für Königin Taylor entworfen, um ihre exotische Schönheit ins rechte Licht zu rücken. Vermutlich hätten sich Cäsar und Antonius bedeutend lieber in Liz verliebt, denn bei der historischen Kleopatra mußten sie, soviel wir wissen, mit einer weit weniger attraktiven Dame vorliebnehmen. Indes führte die Ägypterin ein bekannt ausschweifendes Leben, und womöglich ist es das, was Liz und Kleopatra einander so ähnlich macht. Liz zählt 29 Jahre, just das Alter, in dem ihre klassische Konkurrentin Antonius verführte. Liz wird noch einige Zeit zur Verfügung haben, den alten Römern ebenso wie den heutigen die Sinne zu verwirren, denn die Dreharbeiten sollen den ganzen Winter über dauern

SÜCHTIG

Bekenntnisse des Martin M., aufgezeichnet von HEINZ LIEPMAN

ILLUSTRATION: DIETER LANGE

Dies ist die Geschichte meiner Laster, Verbrechen und Ängste, sagte mir mein Freund Martin M., ein junger amerikanischer Schriftsteller. Er übergab mir einen Stoß loser Blätter, zum Teil mit der Maschine geschrieben, zum Teil auf den vorgedruckten Blättern, die man in Gefängnissen bekommt, mit der Hand geschrieben. Dies ist die Wahrheit, fügte er hinzu, die ganze Wahrheit.

Ich wog die Blätter in der Hand. Sie wogen schwer. Warum schreibst du die Geschichte nicht selber? fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. Ich kann es nicht. Wer wie ich bis zum Hals — und manchmal darüber — im Wasser gestanden hat und um sein nacktes Leben kämpfen mußte, kann über den Strom, der ihn mitriß und beinahe ertränkte, nicht so sachlich schreiben wie einer, der am Ufer steht. Und dieser Bericht muß so sachlich und so distanziert geschrieben werden wie möglich — ohne Sentimentalität, ohne Mitleid . . .

Ich habe die Blätter durchgelesen, nicht einmal, sondern zehnmal. Dann habe ich mir die Akten der Polizei und der Gefängnisbehörde beschafft. Ich habe die Personen gesprochen, mit denen Martin M. in jenem entscheidenden Jahr in Berührung gekommen war. Am schwersten war es, das Vertrauen

WER NIL RAUCHT - RAUCHT VOM ALLERBESTEN

DIE KLEINSTEN VOLLREIFEN BLÄTTER
AN DER SPITZE EINER TABAKPFLANZE SIND DIE
KOSTBARSTEN. SIE WERDEN ZUR
HERSTELLUNG DER NIL VERWENDET.
SIE SIND DER GARANT DES FEINEN AROMAS,
DAS DIE NIL AUSZEICHNET.
„AUSTRO-HELLENIQUE" UND
„AUSTRO-TURQUE"
VERBÜRGEN DEN EINKAUF
WIRKLICH ERLESENER SPITZENTABAKE.

NIL

der Ärzte zu gewinnen und das der merkwürdigen und oft unheimlichen Gestalten der Unterwelt.

So entstanden also die Bekenntnisse des Martin M., die Geschichte seiner Laster, Verbrechen und Ängste. Nur die Namen der handelnden Personen sind verändert; aber die Erlebnisse und Verhältnisse, über die berichtet wird, sind wahr.

Der Bericht beginnt in Paris, im Jahr 1939. Man hatte Martin nach Paris gebracht, nachdem er im Spanischen Bürgerkrieg, als Soldat der amerikanischen Abraham Lincoln Brigade, verwundet worden war.

Die Divisionen der Internationalen Brigade wurden aufgelöst. Die letzten Regimenter der Republikaner hatten Barcelona aufgeben müssen. Eine Gruppe der amerikanischen Freiwilligen, die der Abraham-Lincoln-Brigade angehört hatten, schlugen sich langsam in Richtung auf die französische Grenze durch. Sie schleppten zwei Verwundete mit sich. Einer davon war Martin.

Sie zogen nordwärts, immer genau nach Norden. Einmal gab man ihnen ein Boot, ein breites, schweres Schiff, und sie fuhren die Küste entlang. Aber dann wurden sie gejagt, und sie mußten das Boot aufgeben und wieder in die Berge.

Sie trugen Martin in einer alten Pferdedecke, die sie an zwei Stangen genagelt hatten. Martin spürte wenig, er hatte hohes Fieber. Manchmal erwachte er und sah wie in einem Traum alte Bäume riesig emporragen, ein paar gelbe Blätter flatterten herab, die obersten Äste schwankten im Wind. Er hörte das bekannte Stottern der Maschinengewehre, von weitem und dann näher, und das Keuchen der Männer, die ihn trugen.

Einmal wachte er auf in einem schwankenden Schiff und über ihm ein braunes Segel; es roch nach See und Benzin, er hörte das Quietschen der Ruder, direkt über ihm jagten dunkle Wolken über den Himmel. Und die große Erschöpfung und die große Bitterkeit waren immer da, sie quälten ihn noch mehr als die Wunde, und die Wunde war zu fest bandagiert.

Dann war da ein brennender Wald, die Männer fluchten und rannten und stolperten, der Rauch wurde erstikkend, ein Pferd schrie. Als sie glaubten, daß sie nicht mehr weiter könnten, als sie vor Müdigkeit und Hunger gleichgültig geworden waren — da erreichten sie die Brücke, die alte Brücke über die spanische Grenze nach Frankreich. Ein hagerer Spanier, der eine Mütze trug, beugte sich über ihn, küßte ihn auf beide Wangen und weinte.

Als sie in Paris ankamen, beschlossen die letzten Soldaten der verlorenen Sache, sich zu trennen. Martin fühlte sich etwas besser; es war Winter, und die kalte Luft tat ihm gut. Das Fieber war zurückgegangen, die Wunde schmerzte nicht mehr und blutete wenig. Als sie ihm die Schiffe nannten, die in den nächsten Tagen von den Häfen im Norden Frankreichs in die Vereinigten Staaten fahren würden, und ihn fragten, mit welchem Schiff er reisen wollte, konnte er sich nicht entschließen. Am Ende wurden sie ungeduldig und verließen ihn — alle, bis auf Paul.

Eine Woche lang lebten Martin und Paul in Paris, in einem kleinen Hotel in der Rue Lepic. Martin war sich der Notwendigkeit bewußt, heim in die Staaten zu fahren. Nicht nur wegen einer sachverständigen Behandlung seiner Wunde, sondern auch wegen Liza, die auf ihn wartete. Er schickte ihr ein Kabel nach New York, daß er in Paris und in Sicherheit sei. Sie antwortete sofort und fragte, wann er heimkommen würde. Es war ihm unmöglich, einen Entschluß zu fassen.

Der Direktor des Verlages, in dem die französische Fassung von Martins erstem Roman veröffentlicht worden war, kam ihn eines Nachmittags in seinem Hotelzimmer besuchen. Er war ein ältlicher, schlanker Herr, mit diskreter Eleganz gekleidet und leicht parfümiert. Er begrüßte Martin, noch atemlos von den steilen Treppen des schäbigen kleinen Hotels. Er blieb anderthalb Stunden und überschüttete Martin, der stumm im Bett lag, mit einem Staccato-Schwall französischer Sätze. Als er sich schließlich verabschiedete, hatte Martin sich verpflichtet, eine Art Tatsachenbericht über seine spanischen Erlebnisse zu schreiben, unter dem vorläufigen Titel „Es kam mir spanisch vor".

Um sechs Uhr wurde ein Korb mit Früchten gebracht. Um acht kam ein Bote mit dem Vertragsentwurf. Der wichtigste Punkt des Vertrages besagte, daß Martin einen Vorschuß von dreitausend Francs erhalten sollte, sobald er den Vertrag unterzeichnete, und weitere dreitausend bei Ablieferung des Manuskripts.

Und um zehn Uhr abends klopfte es wieder. Ein Arzt kam, ein gewisser Dr. Gruere, ein nervöser kleiner Mann mit einer Rosette im Knopfloch. An einem schwarzen Band baumelten Augengläser.

Paul war noch unterwegs, es war ein milder Abend im Februar. Martin war aus dem Bett gestiegen und blickte hinunter auf die Lichter der Place Blanche und die vielen Menschen. Er hatte ein Bettlaken um die Schultern gezogen, und als es klopfte und sich die Tür öffnete, drehte er sich so schnell um, daß das Laken von seinen Schultern rutschte. So stand er nackt da — mit Ausnahme des schmutzigen, verkrusteten Verbandes.

„Ich bin Doktor Gruere", sagte der Eindringling befangen. „Ihr Freund, der Verleger, bestand darauf, daß ich noch heute zu Ihnen komme. Sie haben mich nicht erwartet, nein?"

„Nein."

Der Arzt lächelte schüchtern. „Nun bin ich hier. Haben Sie Fieber?"

„Nein", antwortete Martin wütend und zog das Laken um seine Schultern, „und Sie?"

Der kleine Mann suchte nervös seine Augengläser und setzte sie sich auf die Nase. Er sagte freundlich, aber bestimmt: „Meine Temperatur ist besser als mein Temperament. Gehen Sie sofort zurück ins Bett. Ich werde Sie untersuchen."

Er sah aus wie ein vorzeitig gealterter Student, seine dünne Nase war weiß und scharf, sein Kinn kräuselte sich, als ob er gleich in Tränen ausbrechen würde.

Martin unterdrückte den Wunsch zu kichern. „Wie soll ich wissen, ob sie ein Arzt sind? Sie sehen nicht aus wie ein Arzt . . ."

Dr. Gruere begann zu lächeln. „Und Sie, mein junger Freund", entgegnete er, „Sie sehen nicht halb so ungezogen aus, wie Sie sein möchten."

Martin seufzte, nahm das Laken ab und legte sich ins Bett. Dr. Gruere knipste das Licht an, zog die Vorhänge zu. Dann begann er, vorsichtig und geschickt, die verkrusteten Bandagen zu lösen.

Eine halbe Stunde später kam Paul. Er half Martin beim Ankleiden. Dann trug er ihn huckepack die Treppen hinunter und in das Auto des Arztes. Dr. Gruere fuhr ihn in ein Krankenhaus in einem Vorort von Paris.

Es war kurz nach Mitternacht, als Martin in einen Saal mit zwölf Betten gebracht wurde; in elf Betten lagen Patienten und atmeten und schnarchten. Von einem dickbäuchigen runden Ofen in der Mitte des Saales strahlte rote Hitze. Alle Fenster waren geschlossen.

Martin, an frische Luft gewöhnt, fühlte beklemmend die Hitze und Dumpfheit der stickigen Atmosphäre. Sein Herz klopfte laut und zu schnell.

„Schmerzen?" fragte Dr. Gruere.

Martin schloß die Augen.

Der Arzt wandte sich an die Krankenschwester. „Geben Sie ihm zwei Dezi Mo."

Die Schwester nickte und verließ den Saal.

Martin biß die Zähne zusammen. Nach einer Weile fragte er: „Was geben Sie mir?"

„Morphium. Gegen die Schmerzen, und damit Sie zur Ruhe kommen."

Die Schwester kam zurück, eine Spritze in der Hand. Sie gab ihm die Injektion und verließ den Saal.

Heinz Liepman, der Autor des neuen Stern-Romans

Heinz Liepman ist Hamburger — und mit Stolz und Wehmut bewahrt er den Hamburger Bürgerbrief seines Urgroßvaters, der den soliden Beruf eines Schiffshandwerkers ausübte. Heinz Liepman wurde das schwarze Schaf der Familie, da er sich mehr für Literatur als für Schiffe interessierte. In der harten Schule der alten „Frankfurter Zeitung" lernte er das Schreiben. Seine ersten Romane „Nächte eines alten Kindes", „Die Hilflosen" und „Der Frieden brach aus", wurden Welterfolge. Für „Die Hilflosen" erhielt er den Harper-Preis, eine der höchsten literarischen Auszeichnungen, die Amerika zu vergeben hat. Als Hitler zur Macht kam, ging Heinz Liepman über Holland, Frankreich, England nach Amerika. Hier arbeitete er zunächst als Tellerwäscher, als Portier, auf einer Hühnerfarm. Als er die Sprache des Landes beherrschte, schrieb er für literarische Zeitschriften und trat in die Redaktion eines der großen amerikanischen Nachrichten-Magazine ein. Von der Redaktion 1947 als Korrespondent nach Deutschland geschickt, konnte er sich von seiner alten, veränderten Heimat nicht mehr trennen. Er blieb in Hamburg, als Korrespondent ausländischer Zeitungen und als kulturpolitischer Mitarbeiter einer großen deutschen Tageszeitung. Dies ist nach vielen Jahren sein erstes großes literarisches Werk, das auch in mehreren anderen Ländern erscheinen wird.

→

SÜCHTIG

Dr. Gruere setzte sich auf das Fußende seines Bettes.

Die Schmerzen dehnten sich aus, bohrten sich in die Nervenenden wie schnelle Nadeln einer Nähmaschine. Und schon begann die Spritze zu wirken: Die kleinen Geräusche im Saal flossen weg, irgendwohin, durch die Ohren und die Augen ins Gehirn, er schloß die Augen, und es wurde still in ihm. Ich schlafe ein, dachte er, und er wunderte sich darüber.

Widerwillig, schien es, zogen die Schmerzen sich zurück, und dann waren sie auf einmal nicht mehr da; eine Melodie tauchte auf; er erinnerte sich genau, er hatte sie vor vielen Jahren in einem Nachtklub in der 57. Straße gehört, und er tanzte und hielt ein Mädchen im Arm. Die Melodie wuchs lauter und lauter, wurde zum sanften Heulen eines Zuges, der nachts vorbeifährt; er vergaß die Angst in den spanischen Bergen und die Einsamkeit und das kalte Grauen vor dem nächsten Morgen, wenn sie angreifen würden. Er vergaß – und während die Gedanken vorbeiglitten, verlorengingen, dachte er: Ich vergesse, Gott sei Dank, ich vergesse – ich schlafe ein. Eigentlich wollte er jetzt nicht mehr einschlafen, es war gut, wach zu sein und sich an nichts zu erinnern.

Er schlief ein.

Er öffnete die Augen. Es war Morgen. Der Saal war voll Stimmen, und Männer gingen an seinem Bett vorbei. Eine Krankenschwester kam zu ihm und fragte, ob er den Mund spülen wollte. Sie sah sanft und jung und weich aus, ein paar Strähnen blonden Haars hingen ihr in die Stirn, sie wischte sie zurück, und sogleich fielen sie wieder nach vorn. Er spürte ihren Geruch nach Sauberkeit und Frau. Er nickte. Sie goß eine gelbe Flüssigkeit in das Glas auf seinem Nachttisch und ging zum nächsten Bett. Er folgte ihr mit den Augen.

Ein großer junger Bursche, einen Arm in einer Schlinge, hielt in der anderen Hand eine Mundharmonika und begann eine Melodie zu spielen, einen Tanz. Er blinzelte ihr zu, und sie kniff ein Auge zu und lächelte zurück.

Martin blickte sich um. Es kam ihm merkwürdig vor, ungewohnt, daß die meisten Männer im Saal bärtig waren und so viel Lärm machten; sie schrien von Bett zu Bett, lachten schallend, spuckten auf den Boden, gurgelten laut mit dem Mundwasser oder summten zu der Melodie der Mundharmonika.

Die Schwester mit dem netten Lächeln stand wieder neben Martins Bett. „Kaffee?" fragte sie.

Martin nickte wieder, ohne zu sprechen. Sie blickte auf das Glas. „Sie haben Ihren Mund noch nicht gespült", sagte sie.

Martin hörte sie nicht, er starrte sie an. Es war beinah ein Jahr her, eine lange Ewigkeit, seit eine Frau so dicht neben ihm gewesen war, so nahe bei ihm, daß er ihren Atem spüren konnte – auf jeden Fall niemals ein sauberes Mädchen, ein nettes Mädchen, eines mit einem ruhigen Lächeln.

Als er nicht sprach, sie immer nur anstarrte, hörte sie auf zu lächeln, runzelte die Stirn. Ihre Augen wurden abweisend, ärgerlich. Sie nahm das Glas vom Nachttisch, goß das Mundwasser in eine Schüssel und den schwarzen Kaffee in das Glas.

„Sie kamen gestern nacht an", sagte sie, mit einiger Anstrengung, unbefangen zu sein.

„Ja."

„Ich bin Schwester Denise."

„Hallo, Denise", sagte er.

„Nun trinken Sie schon Ihren Kaffee." Sie setzte mehrmals an, dann fragte sie: „Warum sehen Sie mich so komisch an? Haben Sie noch nie eine Krankenschwester gesehen?"

Martin versuchte sich aufzusetzen. „Bitte, geben Sie mir den Kaffee", murmelte er.

Sie reichte ihm das Glas und ging sogleich weiter zum nächsten Bett. Ein- oder zweimal blickte sie zurück zu Martin. Ein Ausländer, dachte sie.

Martin trank den heißen Kaffee. Er sah, daß es draußen schneite. Er blickte durch das Fenster und beobachtete, wie der Schnee herunterwirbelte. Sonst war vor dem Fenster nichts zu sehen, nur ein verfallener hölzerner Zaun und ein paar leere Wäscheleinen.

Die Krankenschwester stand wieder neben ihm. Er hatte ihr Kommen nicht bemerkt, aber er spürte es, als sie neben ihm stand. Er wandte sich vom Fenster ab und ihr zu. Sie trug noch immer die große Kaffeekanne; obwohl sie nun leer war, hielt sie sie mit beiden Händen fest.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß es in einer halben Stunde Frühstück gibt." Sie sprach schnell. „Wenn Sie Schmerzen haben, rufen Sie mich. Dr. Gruere hat etwas für Sie verordnet, falls Sie Schmerzen bekommen."

Sie wandte sich ab; er wünschte sehr, daß sie bei ihm bliebe. Ohne nachzudenken, fragte er: „Wo kriegen Sie im Winter all die Sommersprossen her, Schwester Denise?"

Sie wischte sich die Haarsträhne aus der Stirn. „Sie sind nicht sehr nett", sagte sie unwillig. „Warum sagen Sie so was?"

„Weil ich Ihre Sommersprossen hübsch finde. Um die Wahrheit zu sagen: Ich finde sie sehr hübsch."

„Wirklich?" Sie lachte versöhnt, etwas unsicher. „Dann nehme ich zurück, daß Sie nicht nett sind." Sie machte eine Pause, sah ihn ernsthaft an und sagte zögernd: „Sie sind ein merkwürdiger Vogel..."

„Ein Vogel ohne Flügel und ohne Federn. Ich habe vergessen, wie man fliegt, und mir ist kalt..."

Sie antwortete nicht sofort, als dächte sie über seine Worte nach. Sie wußte nicht genau, was er meinte. Sie zog sich in ihre professionelle Unverbindlichkeit zurück. Mit der üblichen sanften Schwesternstimme, die ihn sofort maßlos irritierte, sagte sie: „Sie werden sich bald besser fühlen."

Er fühlte, wie der Ärger in ihm aufstieg. Mit betonter Höflichkeit fragte er: „Ach, Sie meinen, daß ich bald abkratze?"

„Um Gottes willen! Wie können Sie so etwas Abscheuliches sagen? Das habe ich nicht gemeint, daran habe ich überhaupt nicht gedacht. Ich meinte..."

Er unterbrach sie. „Ich weiß. Ich habe Sie ganz gut verstanden. Sprechen wir von etwas anderem. Wie kommt es, daß ich Ihr Französisch verstehe? Von dem, was die Leute hier reden, verstehe ich kaum ein Wort."

„Ich habe das Lyzeum besucht. – Sind Sie Engländer?"

„Amerikaner."

„Ich hatte immer gedacht, daß Amerikaner nett wären. Aber Sie finde ich nicht sehr nett..."

Er bemühte sich zu grinsen. Er sagte: „Wenn Sie wüßten, wie nett ich zu Ihnen bin... Zu Ihnen bin ich netter als zu irgendeinem Menschen in diesen letzten sechs Monaten... Sagen Sie, warum reden die Männer hier so laut?"

Sofort wieder die beruflich besorgte Stimme: „Stört Sie der Lärm? Haben Sie Schmerzen?"

„Nein. – Kann ich noch etwas Kaffee haben?"

„Leider nicht. Morgenkaffee wird nur einmal ausgeschenkt." Sie zögerte, dann: „Ich sehe, Sie haben doch Schmerzen. Ich bin gleich wieder da", und rannte aus dem Saal.

Der Mann im nächsten Bett drehte sich zu Martin. „Sie wird Ihnen etwas gegen die Schmerzen geben", sagte er und strahlte über das ganze Gesicht. Er war ein korpulenter Mann in den Sechzigern. „Sie müssen schreckliche Schmerzen haben", fuhr er strahlend fort, er begann zu flüstern. „Vor ein paar Wochen hatten wir hier einen Mann im Saal mit Gallensteinen. Furchtbare Schmerzen. Ich sah ihm gern zu, wenn er Anfälle hatte. Mißverstehen Sie mich nicht, Monsieur: Ich war ehrlich betrübt über seine Schmerzen, aber ich vergaß meine eigenen Schwierigkeiten, wenn ich sah, wie er sich krümmte. Ich bin nämlich ein scharfer Beobachter, Monsieur, und ein Philosoph." Das Flüstern des kleinen Mannes wurde eindringlicher, lauter. „Sie sind niemals ganz ohne Schmerzen, wie? Sie sind sehr tapfer. Warum seufzen Sie nicht, stöhnen Sie nicht, schreien Sie nicht, wenn Ihnen danach zumute ist? Wir haben nichts dagegen, wir sind alle Kameraden. – Das stimmt doch, meine Herren?" rief er laut in den Saal.

Alle schrien und lachten zurück: Es würde ihnen gar nichts, aber auch wirklich gar nichts ausmachen, wenn er das Bedürfnis haben sollte, zu stöhnen – im Gegenteil.

„Ich freue mich", wandte sich der teilnahmsvolle kleine Mann wieder an Martin, „daß Sie Französisch verstehen. Wir waren nicht ganz sicher, ob Sie Französisch verstehen."

„Ich verstehe Sie, wenn Sie nicht zu schnell sprechen."

„Sprechen können Sie also auch", schrie der fette kleine Mann entzückt, „und dazu ausgezeichnetes Französisch. Mein Name ist Dupont, Monsieur. Ich liege hier seit beinahe acht Wochen. Sie haben mir mein Bein abgenommen. Das linke. Ich habe den sogenannten feuchten Brand, was man auch Nekrose nennt oder Gangrän; habe natürlich alles darüber gelesen – eine hochinteressante Krankheit. Es war gar nicht so schlimm, wie ich es mir vorgestellt hatte – das mit dem Bein, meine ich. Ich bin jetzt zweiundsechzig und kann sowieso nicht mehr tanzen wie früher. Mein Name ist Dupont – André Dupont."

„Sehr erfreut, Monsieur Dupont."

„Sie sind Amerikaner?"

„Ja."

Monsieur Dupont hörte plötzlich auf zu lächeln; sogleich sah er besorgt aus. „Falls unsere Plauderei Sie anstrengen sollte, Monsieur", sagte er, „ich flehe Sie an: Zögern Sie nicht, es mir zu sagen. Ich sehe, Sie verziehen Ihr Gesicht. Vielleicht haben Sie wieder Schmerzen? Sagen Sie nichts, Monsieur, sprechen Sie nicht, wenn es Sie anstrengt. Zur Abwechslung lassen Sie mich mal reden..."

Martin konnte noch nicht einmal lachen. Monsieur Dupont flüsterte, als sei es ein Geheimnis zwischen ihnen beiden: „Ich weiß, wie es ist, Monsieur. Schmerzen sind schlecht. Sehr schlecht. Viele Menschen sterben an ihren Schmerzen. Verstehen Sie mich recht: Sie sterben nicht an ihren Krankheiten, sie sterben an ihren Schmerzen. Schmerzen sind ein Übel – für den Körper und für die Seele, und außerdem schlecht für die Verdauung. Was für Schmerzen haben Sie?"

„Eine Schußwunde."

„Kugel oder Schrapnell?" Monsieur Duponts Augen glänzten.

„Kugel, glaube ich."

Monsieur Dupont starrte Martin bewundernd an. Sein Flüstern wurde leise, vertraulich. „Ein Zweikampf, ja? Ein Duell? Wegen einer Frau?"

„Nichts Romantisches, Monsieur Dupont. Ich war in Spanien. Dabei hat's mich erwischt."

„Um Himmels willen: Wo?"

„Ich sagte Ihnen doch: in Spanien." Martin wandte erschöpft den Kopf weg.

„Nein, nein", rief Monsieur Dupont dringend, „ich meinte, wo es Sie erwischt hat. In den Bauch vielleicht?"

Martin schloß die Augen und hörte nicht mehr zu. Nach einiger Zeit spürte er, daß die Schwester wieder neben ihm stand. Er öffnete die Augen. Sie lächelte ihm ermutigend zu, rollte seinen Ärmel hoch, machte die Injektion.

Sie sagte: „Sie können alle vier Stunden eine Spritze bekommen, wenn Sie Schmerzen haben." Sie rieb die Einstichstelle mit dem feuchten Stückchen Watte. „Ich meine, immer wenn Ihre Schmerzen zu stark werden. Dann rufen Sie mich. Ich heiße Denise..."

„Ich weiß", murmelte er. Er wollte noch hinzufügen, daß er gar keine großen Schmerzen hätte, aber er fühlte, wie die Worte in ihm vertrockneten. Die innere Spannung, die ihn in diesen letzten Wochen und Tagen gepeinigt hatte, löste sich sanft

Weiter auf der übernächsten Seite

Miele
Präsident S

731

Hohe Motorleistung – hohe Saugkraft – hoher technischer Komfort

Ungewöhnlich schnell fand er großen Anklang – der Handstaubsauger der neuen Linie: **Super-Mielette**. Sein Erfolg gab den Anstoß zur Entwicklung des **Miele-Präsident S**: ein großer Staubsauger der Spitzenklasse.

Miele-Präsident S

Hochleistungsstaubsauger neuer Bauart
Stufenlos regelbare Saugleistung
Fußschaltung
Einhandverschluß
Auf Kufen und Rädern beweglich
Mit und ohne Papierstaubtüte zu benutzen

Super-Mielette

Handstaubsauger moderner Eleganz
Auch schweren Teppichen mühelos gewachsen
Unzerbrechliches Nylongehäuse
Leicht wie ein Staubwedel
Bequemer Weitbogengriff
Mit und ohne Papierstaubtüte zu benutzen

Miele
Staubsauger

Mielewerke Gütersloh Auslandsfirmen: Miele AG, Zürich 5, Limmatstr. 73 · Miele GmbH, Salzburg 2, Mielehaus Elisabeth-Kai 60 · Miele S. A., Paris II e, 30. Rue Notre Dame des Victoires · Miele S. A., Brüssel, Bd. de Waterloo · Miele N.V., Rotterdam, Goudsesingel 92 · Miele Luxemburg, 43. Bd. Roosevelt · Miele A.G., Bozen, Zwölfmalgreienerplatz 1

SÜCHTIG

auf. Was er nun noch denken und empfinden konnte, war hell und einfach und klar. Es gab nirgendwo auf der Welt Schmerzen. Sogar an Liza konnte er denken, ohne daß die Hoffnungslosigkeit ihn überkam.

Einige Minuten später öffnete er wieder die Augen, das Licht des Tages tat ihm nicht mehr weh. Ich bin betäubt, betrunken, vergiftet, dachte er. Er wollte darüber lächeln, aber er fürchtete, wenn er sein Gesicht zu einem Lächeln verzöge, daß dann auch die Verzauberung verschwinden würde.

Er schlief ein.

Er erwachte, als er Pauls Stimme neben sich hörte. Paul sprach zögernd, heiser, dringlich. „Doktor", sagte er, „Sie müssen ihn gesund machen. Sie müssen ihn in Ordnung kriegen. Er ist vollkommen verändert. Sie müssen ihn operieren oder irgendwas."

Dr. Grueres Stimme: „Ich werde mein Bestes tun – überhaupt, und so auch für Ihren Freund."

Paul sagte hartnäckig: „Das genügt mir nicht..."

„Aber das ist genug, mein Freund", antwortete Dr. Gruere ernsthaft. Dann kicherte er plötzlich, als sei ihm ein Witz eingefallen. „Es genügte sogar für den Präsidenten von Frankreich, wenn er sich einer Operation unterziehen müßte." Nach einer Weile fuhr Dr. Gruere ernsthaft fort: „Im Fall von Martin wissen wir bis nach dem ersten operativen Eingriff überhaupt nicht, ob es möglich ist, ihm zu helfen. Sein chirurgisches Problem ist kompliziert, eines der schwierigsten, das wir kennen."

Ein paar Minuten lang antwortete Paul nicht. Dann sagte er: „Dr. Gruere, ich hoffe, Sie werden mir nicht übelnehmen, was ich Sie fragen muß: Ist es möglich, daß einer unserer amerikanischen Ärzte mehr Erfahrung hätte und die besseren chirurgischen Mittel, um eine so riskante Operation durchzuführen?"

„Warum sollte ich Ihnen diese Frage übelnehmen?" antwortete der Doktor. „Ich habe mich das gleiche gefragt, nachdem ich Martin mehrmals gründlich untersucht hatte. Ich will Ihre schwere Frage einfach beantworten: Wenn ich mich entschließe, die Sache zu übernehmen, dann bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als sich darauf zu verlassen, daß Ihr Freund in guten Händen ist. Ich bin mir über meine eigenen Qualifikationen durchaus im klaren. Ich habe Erfahrungen in ähnlichen Fällen. Soweit man von Erfahrung und Qualifikation sprechen kann, glaube ich, daß ich nicht hinter amerikanischen oder anderen ausländischen Chirurgen zurückstehe. Ich kenne Martin gründlich, und ich habe ihn gern. Aber es hängt nicht nur von Qualifikation und gutem Willen ab, ob Martin wieder gesund wird. Viele unberechenbare, psychische Faktoren spielen eine Rolle."

Martin öffnete ein Auge. Er sah Paul auf dem Stuhl neben seinem Bett sitzen. Der riesige Kerl mit dem struppigen roten Bart sah verwirrt aus.

„Paul", sagte er.

„Verflucht – ich dachte, du schläfst."

„Ich habe geschlafen. Bin gerade aufgewacht. Es ist mir immer noch, als ob ich träume."

„Dann hör auf zu träumen und schlafe weiter."

„Jawohl, Paulchen."

„Ob du träumst oder nicht: Nenn mich nicht Paulchen."

„Jawohl, Paulchen."

Paul erhob sich, beugte sich über ihn, ein Berg mit roten Haaren und breiten Schultern.

„Morgen komme ich wieder, Kleiner."

Martin versuchte sich aufzurichten, aber es gelang ihm nicht. „Nenn mich nicht Kleiner, du Idiot."

„In Ordnung, Kleiner", grinste Paul und verließ den Saal.

Ein paar Tage später teilte man ihm mit, daß er am nächsten Morgen operiert werden würde.

Es war Abend, und es war verhältnismäßig still im Saal. Der junge Bursche mit der Harmonika spielte vor sich hin. Das Gaslicht summte, und der Ofen strahlte rote Hitze aus. Obgleich Martin mit geschlossenen Augen auf dem Rücken lag, wußte er, daß die Männer ab und zu auf ihn blickten, dann wieder wegsahen und über ihn flüsterten.

Er öffnete die Augen, und sogleich beschäftigten sie sich miteinander und redeten mit den gewohnten lauten Stimmen. Sie wußten, daß er morgen operiert werden sollte und daß es eine schwere Operation sein würde. Dadurch, daß sie sich unbeteiligt gaben, ließen sie ihn verstehen, wie beteiligt sie waren.

Martin fühlte die Schmerzen schwer auf der Brust hocken, ab und zu wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Dann sah er die Schwester mit der Spritze neben seinem Bett.

„Morgen also", sagte sie, als sie seinen Arm frei machte.

„Ich weiß."

Sie machte die Injektion. „Sicher werden Sie tapfer sein."

„Ich werde doch schlafen – oder?"

„Natürlich. Sie werden nichts spüren."

„Wie soll ich dann tapfer sein?"

Sie beugte sich über ihn. Ihr Gesicht war nah, er spürte ihren Atem; ihre steifgebügelte Uniform wischte leicht über seine Hand. „Warum sind Sie immer so unfreundlich zu mir?" flüsterte sie, ihre Augen weit, gekränkt.

Er spürte ihre klaren Augen, ihre Nähe, ihren Duft. Sie war so nah, er konnte nicht atmen, ohne sie zu berühren. „Nicht so nah!" flüsterte er gequält.

Sie richtete sich sofort auf, wurde rot. Sie verstand ihn nicht. Sie sagte einen Augenblick nichts. Dann lächelte sie, flüchtig, scheu, berührte seine Hand. „Ich verstehe", murmelte sie plötzlich und verließ ihn.

Durch das Fenster sah er den Himmel, sanft lila und rosarot, und Schatten zogen vorbei, das war der Himmel über der großen Stadt. Der mit der Mundharmonika fing plötzlich wieder an – ‚Je cherche après Titine', eine dünne, kindliche Melodie. Und nun fühlte Martin, wie die Injektion zu wirken begann, wie das Gift gegen seinen Magen hämmerte; dann rollte es, machtvoll wie eine Welle von tiefen Orgelklängen, durch die Adern zum Herzen, und wo immer es hinkam, gab es Wärme und sanftes Licht.

Am nächsten Morgen um halb acht wurde er in den Operationsraum gefahren.

„Langsam zählen", sagte der Arzt, „und tief atmen ..."

Martin atmete tief ein und fing an, auf französisch zu zählen. „Un – deux – trois – quatre ..." und wieder ein tiefer Atemzug. Seine Stimme trieb weg von ihm, der Wind trieb sie vor sich hin, und er folgte dem Echo, schwebte ihm nach durch die Wolken in den endlosen Himmelsraum; ein Windstoß trieb ihn an, der Wind wurde ein Fluß, ein machtvoller Strom; die Wellen hoben ihn und ließen ihn sanft niedergleiten, sie hoben sich und senkten sich in einem großen Rhythmus, wie die Räder einer Eisenbahn in der Nacht ...

Martin schwebt durch den weiten Raum. Keine Erinnerungen mehr, keine Gefühle, keine Gedanken.

Plötzlich ist eine Stimme da.

Er versucht, sich totzustellen, taub, aber die Stimme ist hartnäckig, sie bleibt und drängt, geduldig, beharrlich, und schließlich muß er sich ergeben, er muß nachgeben ...

„Er ist am Erwachen", sagt die Stimme. „Bitte jetzt nicht mehr rauchen, es wird ihm sonst übel. – Na also, junger Mann. Wie fühlen Sie sich? Gut, tief atmen ... Noch einmal ... Ihr Freund ist hier. Machen Sie jetzt mal schnell die Augen auf ..."

Gehorsam öffnet Martin die Augen. Die Stimme gehört einer alten, grauhaarigen Krankenschwester, ausgetrocknet, mager und klein, die Stimme mürbe, anmaßend. Neben ihr steht Paul, groß und breit, ganz hilflos.

„Paul", flüsterte Martin.

„Na also, es geht ja schon wieder mit dem Sprechen", krächzte die professionelle Stimme der Krankenschwester weiter. „Es war nicht so schlimm für unseren Kleinen, nicht wahr? Ich muß Sie einen Augenblick allein lassen." Sie wendet sich an Paul. „Falls Ihr Freund Sie um Wasser bittet, geben Sie ihm nichts, verstehen Sie? Wenn Sie Hilfe brauchen, rufen Sie; es ist immer eine Schwester hier oder im Saal nebenan. Ich bin in ein paar Minuten zurück."

„Verdufte, du ausgetrocknete alte Fahnenstange ohne Fahne", murmelt Paul auf englisch.

„Was sagten Sie, Monsieur?"

„Ich bitte um Verzeihung, Madame." Paul sprach wieder französisch, mit übertriebener Höflichkeit, „ich bin ins Englische abgerutscht. Ich wollte Ihnen – auch im Namen meines Freundes – für Ihre Bemühungen danken."

Sie blickte ihn mißtrauisch an, sagte aber nichts, nickte ihm zu und verschwand.

„Vielleicht versteht sie doch Englisch", meinte Paul hoffnungsvoll.

Es war spät nachts, als Dr. Gruere zu Martin kam. Nur noch eine Lampe brannte, die Leute im Saal schliefen, Martin hatte keine Schmerzen mehr.

Der Arzt beugte sich mit seinen kurzsichtigen Augen über Martins Bett, sah, daß Martin noch wach war. Er holte einen Stuhl und stellte ihn an das Bett. Er fühlte Martins Puls, nickte. Dann erst begann er zu sprechen. „Einigermaßen behaglich?"

Martin nickte.

„Spritze bekommen?"

„Vor einer Stunde."

Pause. Dann sagte Dr. Gruere: „Ich nehme an, daß Sie wissen wollen, wie die Operation verlaufen ist. Ich gebe Ihnen eine exakte Antwort: Ich habe nicht das erreicht, was ich erhofft hatte. Wir haben zwar die Kugel entfernen können – vielmehr das, was davon übrig war: ein zerfetztes scharfkantiges Stück Metall, ungefähr so groß wie ein Kirschstein. Wir haben ein oder zwei der zerrissenen Hautfetzen geflickt. Aber das war alles Reparatur, Flickwerk – nicht mehr. Wir konnten den Katheter nicht mehr in die Blase einführen. Es war unmöglich. Wir haben zwei Stunden an Ihnen gearbeitet. Sie waren ein vorbildlicher Patient. Sie haben sich nicht gerührt."

Nach einer langen Pause fragte Martin: „Und was denken Sie?"

„Wenn Sie mir die Erlaubnis geben, möchte ich es in ein paar Wochen noch einmal versuchen. Ich möchte mich an das chirurgische Problem mit einer ganz neuen Methode heranwagen. Falls ich recht habe – und nach dem, was ich heute morgen gesehen habe, sollte ich recht haben –, würde nach diesem zweiten chirurgischen Eingriff nur eine kleine, beinah unsichtbare Narbe bleiben. – Ich komme so spät zu Ihnen", fuhr Dr. Gruere fort, „weil ich erst heute abend mit Dr. Mandeville, meinem Oberarzt, in Ruhe sprechen konnte. Ich habe ihm erklärt, was ich vorhabe. Dr. Mandeville – das kann ich Ihnen nicht verschweigen – hat es abgelehnt, noch einmal zu assistieren. Er sagt, das Gelingen meines Planes sei mehr vom Glück abhängig als vom Können. Er hat in Deutschland studiert und ich in den Vereinigten Staaten. Er operiert nur, wenn er ziemlich sicher mit Erfolg rechnen kann. Ich dagegen würde, wenn es notwendig scheint, etwas riskieren. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Mandeville ein ausgezeichneter Arzt ist – einer der besten."

„Er sagt, es käme auf Glück an – mehr als aufs Können. Und was sagen Sie?"

„Mandeville hat recht."

„Trotzdem wollen Sie es riskieren? Oder vielmehr: Ich soll es riskieren? Eine Art Glücksspiel ..."

„Sie können es meinetwegen so nennen, obgleich der Vergleich nicht stimmt. Ich bin kein Spieler. Für meinen Kollegen bedeutet Glück nicht mehr als die Entscheidung des Zufalls. Für mich ist es eine Chance, zu beweisen, daß ich recht habe."

„Glauben Sie, Sie könnten die Operation ohne ihn ausführen – so, wie Sie es sich vorstellen?"

„Ich würde es auf jeden Fall versuchen."

Martin sagte: „Sie verlangen von mir, daß ich mich angesichts einer schicksalhaften oder sogar gefährlichen Operation auf Ihr Wort verlasse, daß Sie im Gegensatz zu den Erfahrungen der Schulmedizin über bessere Qualifikationen verfügen ..."

Dr. Gruere überlegte einen Augenblick, dann antwortete er: „Es ist nicht einfach, Ihnen eine objektive Antwort zu geben. Der Eingriff, wie ich ihn vorhabe, ist riskant. Es hat keinen Sinn, Ihnen medizinische Einzelheiten vorzutragen, von denen Sie nichts verstehen. Ich will Sie nicht überreden."

Ein paar Minuten lang lag Martin still und fühlte den Atem der Dunkelheit und des Schweigens. Dr. Gruere erhob sich.

Martin sagte: „Ich kann so, wie es jetzt mit mir steht, nicht heimfahren. Mir bleibt keine Wahl. Ich möchte, daß Sie den Versuch machen, Dr. Gruere."

Am nächsten Nachmittag, als Paul

Weiter auf der übernächsten Seite

SÜCHTIG

ihn wieder besuchen kam, beschloß Martin, seinen Freund fortzuschicken. Er wußte nicht, wie er es ihm beibringen sollte. So begann er mit dem Bericht der nächtlichen Unterhaltung mit Dr. Gruere.

Paul protestierte. „Ich verstehe dich nicht, Martin", sagte er, „ich begreife nicht, warum du so versessen auf Gruere bist."

Martins Gesicht wurde verschlossen, ablehnend. „Ich kann nicht heimfahren", sagte er kurz, „bevor ich ganz in Ordnung bin."

„Kapiere ich nicht", antwortete Paul ärgerlich. „Das verstehe ich ganz und gar nicht. Wenn du schon operiert werden mußt, warum nicht bei uns, in den Staaten? Sicherlich gibt es bei uns bessere Ärzte, und du bist besser untergebracht; du hast Liza um dich, und mich, und alle deine Freunde und sogar deine Schwester ..."

„Ich kann jetzt nicht heimfahren, Paul."

„Scheinbar bin ich noch dümmer, als ich dachte. Vor was hast du Angst? Liza?"

„Red' keinen Unsinn", fuhr Martin ihn an, „es hat nichts mit Liza zu tun oder mit dir oder mit irgend jemandem. Solange ich ein halber Krüppel bin, will ich allein sein. Das ist alles. Ich will keinen Menschen sehen, solange ich — krank bin. Ich will weder Liza sehen noch dich, noch meine Schwester. Ich will nicht. Ich kann nicht. Ich muß allein sein ..."

„Du willst mich loswerden?"

„Richtig. Ich bin dabei, es dir schonend beizubringen. Ich möchte dich loswerden. Es geht nicht anders. Ich muß bleiben. Und du — du sollst heimreisen."

Paul starrte auf seine Hände. Dann schüttelte er den Kopf. „Tut mir leid, Martin", sagte er. „Kann ich nicht machen. Wenn du jetzt nicht heimfahren willst — gut, geht in Ordnung. Aber du denkst doch nicht ernsthaft, daß ich dich hier allein lasse bei diesen Halbwilden?"

Martin spürte, daß er ungeduldig wurde. Mit Mühe beherrschte er sich. Langsam sagte er: „Du verstehst nicht, was ich meine, Paul. Ich muß allein sein, wenn ich wieder gesund werden will ..."

„Warum, verdammt noch mal?"

„Freunde fragen nicht ..."

Paul starrte ihn wütend an. „Und Liza, was soll ich ihr sagen?"

„Sie wird nicht fragen. Sie würde nicht von mir verlangen, daß ich ihr meine Entschlüsse begründe. Sie weiß, daß ich tue, was ich tun muß. Sie weiß, daß ich heimkomme, wenn ich soweit bin."

Paul ging schließlich, mit hängenden Schultern. Martin blickte ihm nach, wie er den Saal verließ. Er wußte, daß er es bereuen würde. Er ahnte, daß er Paul brauchen würde, bitter nötig brauchen würde. Aber er rief ihn nicht zurück.

Und nun war Martin wirklich allein.

Dr. Gruere sah er erst drei Wochen später wieder, an dem Morgen, als man ihn zum zweitenmal in den Operationssaal rollte.

Die Ärzte und Schwestern trugen weiße Mäntel, weiße Masken und weiße Kappen. Sie beugten sich über ihn, und ihre Gesichter erschienen grau und uralt unter den grellen Scheinwerfern. Die einzigen Geräusche waren das Summen der Sterilisatoren, das Schlurfen der Gummigaloschen der Schwestern und das leise Klirren der Instrumente, wenn die Schwestern sie mit den langen Klemmen aus den Schüsseln hoben.

Dr. Gruere blickte fragend hinüber zu dem nervösen jungen Arzt, der die Anästhesie besorgte. Er stand am Kopfende des Tisches, hielt Martins Puls und beobachtete den Blutdruckapparat. Er fühlte Grueres Blick und nickte. „Fertig", sagte er.

Die Rücken der Schwestern strafften sich, ihre Gesichter aschgraue Masken. Dr. Gruere streckte seine geöffnete Hand aus. Sofort gab man ihm das Skalpell. Niemand sprach. Der Chirurg begann mit seiner Arbeit ...

„Sie sind ein tapferer Bursche, Martin."

Es trieb ihn zurück; er öffnete die Augen und fand, daß er in seinem Bett im Saal lag. Denise feuchtete seine Lippen mit einem Stückchen nasser Watte an. „Sie waren sehr tapfer", wiederholte sie.

Er sah ihr Gesicht, sie war blaß; ihre Sommersprossen standen hervor, deutlicher als sonst, ihre Augen, kindlich, erschrocken.

„Es ist wieder schiefgegangen?" flüsterte er.

Sie vermied es, ihn anzusehen. „Bitte, nicht sprechen."

„Dr. Gruere — es hat nicht geklappt?" Er blickte sie an, stetig, und schließlich mußte sie seinen Blick ertragen.

Sie nahm seine Hände in ihre. „Ja, Martin", sagte sie, ihr Kinn zuckte, wie bei einem kleinen Mädchen, das weinen möchte, „ja, es hat wieder nicht geklappt."

Er schloß seine Augen. „Ich habe Schmerzen. Geben Sie mir eine Spritze ..."

Sie operierten ihn ein drittes Mal, und ein paar Wochen später noch einmal. Jedesmal, nachdem es vorbei war, dauerte es länger, bis Martin sich entschließen konnte, aufzuwachen. Aber sie zwangen ihn dazu. Aus der tiefen Bewußtlosigkeit, dem Dahinschweben wie ein Orgelton, holten sie ihn zurück in die Wirklichkeit, und erst nachdem er zurückgekehrt war in die Welt, wurde ihm bewußt, was er verloren hatte, als sie ihn aus seinem Traum jagten. Er merkte nicht, daß er sich wünschte, tot zu sein; es fiel ihm einfach niemals ein. Aber sobald man ihn geweckt hatte, erinnerte er sich mit Sehnsucht des großen Friedens während der Narkose, und ein großes Bedürfnis nach tiefem Schlaf überkam ihn.

Nach der vierten Operation, als man ihn zwang, zu erwachen, reagierte er mit solch heftiger Bitterkeit, daß ihn jedermann in Ruhe ließ, die Krankenschwestern und auch die Männer im Saal.

Erst dann wurde ihm bewußt, wie trocken sein Mund war und seine Lippen. Er hätte sie nicht fortschicken sollen. Aber als er daran dachte, daß er für die Befreiung vom qualvollen Durst ihre mitleidigen Stimmen hätte in Kauf nehmen müssen, ihre Nähe, ihren Geruch, da dachte er, daß es leichter sei, den Durst zu ertragen.

Der Äthergeruch, den er ausatmete und der ihm aus allen Poren drang, machte ihn bald wieder schläfrig. Er schloß die Augen, und die Schatten krochen über ihn hin. Bald wird jemand kommen und ihm schonend taktvoll beibringen, daß auch diese Operation mißglückt ist.

Martin spürte, daß Denise neben ihm stand. Er drehte den Kopf nach links, und da war sie, dicht an seinem Bett, und sie lächelte. Sein Herz begann schneller zu schlagen. Im gleichen Augenblick wußte er, was sie ihm sagen wollte. Er wollte das Warten auf den Moment, da sie den Mund öffnen und es sagen würde, verlängern. Er blickte sie an.

Sie sah sehr jung aus, wie ein Mädchen. Ihre Wangen waren gerötet, und in ihren Augen glänzten Gaslampenlichter. Es war ihm, als sähe er sie zum erstenmal.

„Martin", sagte sie, „Dr. Gruere hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß die Operation geglückt ist. Ich weiß keine Einzelheiten, natürlich nicht, ich war nicht dabei, aber es war ein Wunder, sagen sie. Das ganze Krankenhaus weiß es bereits, es ist wie ein Wunder. Er bat mich, Ihnen zu sagen, daß er zufrieden ist. Er wird später zu Ihnen kommen. Nur damit Sie es gleich wissen ..."

Er spürte eine dumpfe Freude und eine große Angst und die Erschöpfung. Denise strahlte ihn an, blinzelte ihm zu, dann ging sie endlich und ließ ihn allein.

Also, dachte er, das ist die Nachricht, auf die ich gewartet habe. Das ist eine merkwürdige Art von Freude, beinahe wie Enttäuschung.

Nun muß ich also leben, dachte er.

●

Ungefähr zwei Monate später, am 5. Juni, einem Montag, verließ Martin in Dr. Grueres Auto das Krankenhaus. Sie fuhren über die Boulevards bis zum Arc de Triomphe, die Champs Elysées hinunter zur Place de la Concorde. Es war ein milder Tag mit etwas Wind, die Luft schmeckte nach Sommer und staubigen Bäumen. Sie fuhren vorbei an den Brunnen und Denkmälern, am Louvre und an den Gittern der Tuilerien mit den goldenen Spitzen. Schließlich fuhr Dr. Gruere zum linken Ufer, nach Montparnasse.

Das Auto hielt vor einem Café gegenüber der Gare Montparnasse. Ernsthaft studierte Dr. Gruere die Weinkarte. Er begann eine ausführliche Diskussion mit dem Kellner, mit viel Stirnrunzeln, Ausrufen, Gesten; schließlich einigten sie sich auf einen Roten.

„Amerikaner", belehrte Dr. Gruere Martin, „neigen zu Simplifikationen — auch in bezug auf Weine. Sie begreifen nicht, daß Wein keineswegs gekeltert wird, um Menschen betrunken zu machen. Wein ist destillierte Heiterkeit — ein Genuß für Nase und Auge und Zunge."

Sie hoben die Gläser und tranken einander zu. „Nun, Martin", fragte Dr. Gruere mit seinem scheuen Lächeln, „wie fühlen Sie sich jetzt?"

Martin fühlte sich herrlich beschwingt. „Ich weiß nicht, was größer ist, Dr. Gruere", sagte er, „meine Dankbarkeit für das, was Sie für mich getan haben, oder meine Bewunderung für Ihre Hartnäckigkeit."

„Ihre Dankbarkeit wird schnell verdampfen, wenn Sie meine Rechnung bekommen."

„Meine Bewunderung für Ihre Hartnäckigkeit wird himmelhoch steigen, wenn es Ihnen gelingt, Ihre Rechnung bezahlt zu bekommen. — Ernsthaft, Dr. Gruere, ich bin Ihnen unendlich dankbar ..."

„Das brauchen Sie nicht zu sein, Martin."

„Und Sie brauchen nicht bescheiden zu sein."

Dr. Gruere lächelte nicht mehr. „Es ist nicht Bescheidenheit, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir nicht dankbar zu sein brauchen. Ich könnte sagen, daß mir die Operationen mehr genutzt haben als Ihnen."

„Versteh ich nicht."

„Ich bin Spezialist, und so ist mein Können auf ganz bestimmte Fachgebiete beschränkt", antwortete Dr. Gruere. „Schon während meines Studiums wurde mir klar, daß ich, wenn ich ein guter Neurologe und Chirurg werden wollte, eine Reihe anderer Fachgebiete vernachlässigen mußte, die mich auch sehr interessierten — zum Beispiel die Psychiatrie. Von Psychiatrie weiß ich viel zuwenig. Was ich Ihnen heute erklären muß, sollte Ihnen eigentlich von einem guten Psychiater gesagt werden. Ich kann mich nur sehr unbeholfen ausdrücken. Ich muß Sie bitten, Geduld mit mir zu haben."

Martin wußte, daß etwas Unangenehmes kommen würde. „Nur raus damit, Doktor", sagte er, etwas zu munter.

„Die chirurgische Arbeit war kompliziert und schwierig, Martin. Sie sind heute derselbe, der Sie waren, als Sie nach Spanien gingen. Ich aber", fuhr Dr. Gruere fort und grinste ein wenig, „ich habe die Qualität meines Größenwahns verbessert — und meine berufliche Reputation. Viele Kollegen haben mir gratuliert. Ein oder zwei medizinische Fachblätter haben über Ihren Fall berichtet. Ergo — ich werde für einen besseren Arzt gehalten — von mir selber und einigen anderen Ärzten. Aber Sie ..."

„Aber ich?"

„Sie sind beinahe der gleiche, der Sie früher waren. Beinahe. Sie werden es schwer haben ..."

„Sie meinen, weil ich an Morphium gewöhnt wurde ..."

„Ja, Sie sind süchtig."

Fortsetzung im nächsten *stern*

Walter Ulbrichts politischer Aufstieg wäre beinahe an einer Genossin gescheitert, an der Parteiführerin Ruth Fischer. - Gerhard Zwerenz schrieb für den Stern: Die roten Kapitel der deutschen Geschichte (VIII)

Die treuen Bräute der Partei

Agitation mit Sex: der neue Stil der Kommunisten durch Ruth Fischer

DES KREMLS KREATUR

Gefährlich ist das Leben eines Kommunisten. Das muß auch Walter Ulbricht erfahren. Seit er der Partei angehört, ist er immer häufiger schweren Angriffen von allen Seiten ausgesetzt.

„Ein Kommunist ist ein Toter auf Urlaub", hat Leviné kurz vor seiner Hinrichtung in München ausgerufen.

Die jungen Genossen haben dieses heldische Wort schnell aufgegriffen und auf ihr rotes Panier geschrieben. Es klingt nach Kampf und Front. Toter auf Urlaub – das hätte auch ein Frontsoldat von sich sagen können, sogar zu einem Pour-le-mérite-Träger hätte es gepaßt.

Am Anfang der zwanziger Jahre haben die Genossen sehr viel übrig für heldisches Kämpfen und Sterben. In einer Unzahl von Liedern und Gedichten wird gesungen, wie schön und leicht es sich hinter einer Fahne stirbt. Und marschiert wird auch wieder auf Teufel komm raus. Auch

Weiter auf der übernächsten Seite

Asbach-Uralt

Die treuen Bräute der Partei

Spitzenhäubchen der Revolution

Clara Zetkin kam 1857 auf die Welt. Sie wurde Lehrerin und leitete von 1891 bis 1916 die sozialdemokratische Frauenzeitschrift „Die Gleichheit". In den Revolutionswirren nach dem Ersten Weltkrieg schloß sie sich der Spartakusgruppe an. Als Abgeordnete der KPD saß sie von 1920 bis 1933 im Deutschen Reichstag, dessen Alterspräsidentin sie 1932 war. Clara Zetkin, die eine enge Freundschaft mit Rosa Luxemburg und mit der Familie Lenin verband, verteidigte mit großer Leidenschaft die kommunistische Politik in Deutschland und trat für ein Sowjetdeutschland ein. Sie starb 1933, in dem Jahre, in dem Hitler an die Macht kam. Ihr Sohn ist Arzt und lebt als hoher Würdenträger der SED in der „DDR"

Freie Liebe in der Diplomatik

Alexandra Michajlovna Kolontaja schloß sich 1917 Lenin an. Diese Frau, die mit einem Obersten der zaristischen Armee verehelicht war, entwikkelte sich zu einer der aktivsten Bolschewistinnen und Kriegsgegnerinnen. Durch ihr diplomatisches Manövrieren auf dem politischen Parkett avancierte sie zur Botschafterin in Norwegen und Schweden. Im Völkerbund vertrat sie die Sowjetunion, und 1944 leitete sie die sowjetisch-finnischen Waffenstillstandsverhandlungen. Die Kolontaja, die im Gegensatz zu den meisten Genossinnen durch kultivierte Eleganz auffiel, schrieb eine Reihe von Büchern über die freie Liebe, die bei den Kommunisten aller Länder Anklang fanden. 1952 starb sie achtzigjährig

Bolschewistin des Balkans

Anna Pauker war wie die Zetkin Lehrerin. Mit 28 Jahren wurde sie 1922 oberste Chefin der KP in Rumänien und landete im Gefängnis, als die Partei für illegal erklärt wurde. Kaum amnestiert, floh sie nach Moskau, wo man sie in revolutionärer Politik schulte. 1932 kam sie illegal nach Rumänien zurück, wurde 1936 verhaftet und zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Ein russisch-rumänischer Gefangenenaustausch brachte die Pauker wieder nach Rußland. Sie kehrte 1944 mit den Sowjetsoldaten in ihre Heimat zurück, wurde Generalsekretärin der KP und später Außenminister. Anna Pauker erzwang 1947 die Abdankung König Michaels. Als Parteifeindin verlor sie 1952 alle ihre Ämter. Sie ist „verschollen"

Ulbrichts „Rote Hilde"

Hilde Benjamin ist seit 1927 Mitglied der KPD. Während der Nazizeit hatte die Juristin Berufsverbot. Ihr Ehemann Walter Benjamin wurde 1942 im KZ Mauthausen ermordet. Seit Mai 1945 amtiert Hilde Benjamin als Staatsanwältin und Vizepräsidentin des Obersten Gerichts in der Sowjetzone. Ihre gefürchteten, ebenso hysterischen wie fanatischen Auftritte als Vorsitzende in vielen Schauprozessen erinnern peinlich an Roland Freisler, den Präsidenten des NS-Volksgerichtshofes. Hilde Benjamin, seit 1953 Justizminister in der „DDR", ist wohl die treueste Anhängerin Walter Ulbrichts. Zahllose Terrorurteile gegen Unschuldige brachten der heute 59jährigen den Spitznamen „die rote und die blutige Hilde" ein

das Vaterland ist noch nicht ganz vergessen. Im Gegenteil. Nachdem die Franzosen das Rheinland besetzt haben, gibt es sogar „rote Patrioten". In kommunistischen Reden wird von „nationalen Belangen" und von der „Rettung des Deutschen Reiches" gesprochen. Ja, und dann wird der faschistische Freikorpsmann Albert Leo Schlageter erschossen, was den Erzbolschewisten Karl Radek am 20. Juni 1923 zu den Worten hinreißt: „Schlageter, der mutige Soldat der Konterrevolution, verdient es, von uns Soldaten der Revolution männlich-ehrlich gewürdigt zu werden . . ."

So nah kommen sich manchmal die äußerste Linke und die äußerste Rechte, was jedoch ein gegenseitiges Totschlagen bei nächster Gelegenheit nicht verhindert.

Das ist alles sehr verwirrend. Die Genossen lernen, daß es nicht zweckmäßig ist, irgendeinem Problem auf den Grund gehen zu wollen. Man gehorcht, man läßt sich treiben von den Richtlinien der Partei, diesem merkwürdigen, undurchschaubaren, immer mächtiger werdenden Gebilde.

Ein federgewandter Genosse beschreibt die Partei als einen reißenden Strom voller Klippen und Strudel. Darauf treiben die großen und kleinen Boote der Funktionäre und Parteiführer. Denn es ist nicht so, daß die Partei von ihren Führern auch wirklich geführt wird. O nein, die werden vom gewaltigen Strom ihrer Partei mitgerissen, Gott weiß wohin; sie schaukeln auf tückischen Wellen, stranden, kentern, versinken, verschwinden. Macht nichts, die Reserve an kühnen Führern ist unerschöpflich. Immer wieder tauchen neue auf.

Auch Walter Ulbrichts vorläufig noch sehr kleines und zerbrechliches Boot wäre beinahe schon nach kurzer Fahrt zerschellt. Er wurde gerammt, auf dem Parteitag in Frankfurt, im April 1924. Damals war er 31 Jahre alt, verheiratet, Vater eines zweijährigen Töchterchens und — was viel wichtiger ist — seit knapp anderthalb Jahren Mitglied des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Deutschlands.

Der Stoß, der auf dem Frankfurter Parteitag Ulbrichts Schifflein zum Kentern brachte, kam von backbord, will heißen von links. Und am Steuer des Rammbootes stand eine aufregende Frau: Ruth Fischer.

Welcher alte Genosse schmunzelt nicht bei der Nennung dieses Namens? Sie tuscheln und erzählen sich hinter vorgehaltener Hand Anekdötchen und Zötchen. Sicher übertreiben sie. Trotzdem, man wird sich mit dieser tollen Person noch befassen müssen, die Walter Ulbricht mit einem linken Stoß in den Strudel der Partei kippte, worin er beinahe umgekommen wäre.

Immerhin übernahm Ruth Fischer damals zusammen mit ihrem Liebes- und sonstigen Genossen Arkadij Maslow die Führung der KPD, und Walter Ulbricht wurde aus dem Zentralkomitee ausgeschlossen.

Was war geschehen?

Um das zu begreifen, begleiten wir den gestürzten Sekretär am besten nach Moskau. So weit fährt er nämlich.

Allerdings sind da zunächst einige formale Schwierigkeiten zu überwinden. Walter Ulbricht wird von der deutschen Polizei seit dem mitteldeutschen Aufstand als Rädelsführer und illegaler Waffenschieber gesucht, was den Grenzübertritt erschwert.

Walter Ulbricht muß einen falschen Namen annehmen und einen falschen Paß einstecken, ein Vorgang, der sich im Lauf der nächsten Jahrzehnte noch häufig wiederholen wird. Der Paß ist polnisch und lautet auf den Namen Stephan Subkowiak.

Niemand weiß, ob sich Walter Ulbricht alias Stephan Subkowiak von seiner Ehefrau Martha und seinem Töchterchen Dorle verabschiedet hat. Die beiden leben in Leipzig, und dort lauert die Polizei mit dem Haftbefehl. Es wird also keine große Familienabschiedsszene gegeben haben, was auch nicht zum Stil eines harten Revolutionärs paßt.

Auf der Grenzstation Eydtkuhnen zeigt Walter Ulbricht den Beamten seinen falschen Paß vor und darf passieren. Durch Litauen geht die Fahrt ohne Aufenthalt nach Moskau.

Am 27. April meldet er sich wie befohlen beim Organisationschef der Komintern, Pyatnitzky.

■

Sowjetrußland im Frühling 1924. Der Weltkrieg, die Revolution, der Bürgerkrieg und ein mißglückter Feldzug nach Polen sind überstanden. Das war mehr, als dem zähesten und geduldigsten Muschik zugemutet werden kann. Die Menschen dieses riesigen, völlig verwüsteten Landes sind zu Tode erschöpft und brauchen eine Atempause.

Lenin ist seit dem 22. Januar tot, ein Triumvirat regiert das Land: Sinowjew, Kamenjew, Stalin, der Generalsekretär der Partei.

Wer von den dreien ist der stärkste?

Wer wird wen stürzen?

Und was macht der unberechenbare, gefährliche Trotzki? Glaubt er immer noch daran, daß die Komintern die Weltrevolution auslösen wird?

Mit dieser Kommunistischen Internationale (Komintern) haben die bolschewistischen Führer viel Kummer. Sie kommen einfach keinen Schritt voran damit. Kein Land will das russische Vorbild nachahmen und kommunistisch werden. Auch Deutschland nicht, womit Lenin so fest gerechnet hatte.

Die bolschewistischen Führer mußten sich allmählich darüber klar werden, welche Bedeutung dieser Komintern beizumessen war. Schon wurden Stimmen laut, die ketzerisch behaupten, der internationale Kommunismus sei nichts weiter als eine Fata Morgana.

Auch Stalin glaubte nicht daran, daß es der Komintern möglich sein werde, die Revolution weiter zu treiben.

Er sagte: „Die Komintern taugt nichts. Sie besteht nur, weil wir sie unterstützen."

Anders Trotzki. Der schwor darauf, daß im internationalen Kommunismus mehr Kraft stecke, als die Sowjetunion allein jemals aufbringen könne.

Dieser Streit über die Komintern riß zwischen Stalin und Trotzki einen Abgrund auf und kostete schließlich Trotzki das Leben.

Aber im Frühjahr 1924 war es noch lange nicht soweit. Stalin murrte zwar und war mit den Leistungen der Komintern unzufrieden, wagte es jedoch noch nicht, offen gegen dieses

Weiter auf der übernächsten Seite

Im Hintergrund Walter Ulbricht. Jahrzehnte hindurch beobachtete er jeden Schritt seiner Genossen und lauschte schweigsam den Gesprächen. Als er 1937 in Moskau aufgefordert wurde, einen Bericht über die Lage in Deutschland zu machen, ließ er sich – so berichtet er selbst – viel Zeit. Erst wollte er die Stimmung prüfen und die politische Linie erforschen. Dann schrieb er

Die treuen Bräute der Partei

blutarme Lieblingskind Lenins vorzugehen.

Auch in der Außenpolitik hielt er sich noch ganz an die Konzeptionen Lenins. Seltsamerweise hatten die ungehobelten Revolutionäre mit der Diplomatie mehr Glück als mit ihren dunklen Verschwörungen. Es galt, das Vertrauen der Welt zu gewinnen. Die Gegner in den kapitalistischen Ländern sollten vergessen, daß es für den Bolschewismus letzten Endes nur ein einziges, unverrückbares Ziel gab: die Eroberung der Welt.

Mit Deutschland war 1922 der Rapallo-Vertrag geschlossen worden. Der erste Schritt aus der Isolierung war damit getan. In den Jahren 1923, 1924 und 1925 nahmen zahlreiche Staaten die diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion auf und schlossen mit ihr Handelsabkommen.

Die ausgeblutete Sowjetunion brauchte dringend eine Atempause, und die erhielt sie.

Dem Dreigestirn im Kreml, Sinowjew, Kamenjew und Stalin, war der Aufbau des eigenen Landes im Augenblick wichtiger als die Unterstützung wilder Revolutionäre – etwa in Berlin. Es war zweckmäßiger, Industrie- und Chemie-Produkte aus Deutschland zu importieren, als kommunistische Ideen zu exportieren. Auch die Rote Armee mußte von

Weiter auf der übernächsten Seite

Vorwärts und nicht vergessen — so singen diese kommunistischen Freiheitskämpferinnen auf ihrem Marsch durch Berlin. Sie glauben an ihre Sache und sind bereit, ihr alles zu opfern. Sie demonstrieren gegen die Weimarer Republik und für Sowjetdeutschland. Sie demonstrieren gegen den Abtreibungsparagraphen 218 und für die freie Liebe. Intrigen sind ihnen fremd

Den Kühlschrank von BOSCH

Eine freudige Weihnachtsüberraschung

BOSCH Kühlkomfort und moderne Eleganz, das bewundern alle an dem neuen BOSCH Gefrier-Kühlschrank GK 180 S. Mit diesem geräumigen Modell ist die Vorratshaltung auch für die große Familie kein Problem mehr. Mühelos nimmt er den Bedarf einer ganzen Woche auf und bietet auch für die beliebte Tiefkühlkost reichlich Platz. Mundgerechte Kühlung der Speisen und Getränke durch vielstufige Temperaturzonen.
Mit seiner zukunftsicheren Form und seiner hervorragenden Ausstattung entspricht er höchsten Anforderungen.

Ausstattung: ● 180 Liter Kühlraum-Inhalt ● Großraum-Froster mit 17 Liter Inhalt für Tiefkühlung ● Spezial-Kältefach für Frischfleisch ● Tropic-Kälte-Regler für Zusatzkälte an besonders heißen Tagen ● 3 Eisschalen für Eiswürfelbereitung ● 4 Traggitter, davon 2 herausnehmbar und in der Höhe zu verstellen ● Glasklarer Gemüse- und Früchtebehälter ● Innentür mit getrenntem Butter- und Käsefach, Butterdose ● 2 herausnehmbare Eierbehälter für je 8 Eier ● 3 Abstellbehälter ● 2 abnehmbare Flaschenhaltebügel ● Abschließbare Schranktür ● Von den Abstellregalen kann man 2 herausnehmen und in der Höhe verstellen ● Preis DM 728.–*
+ DM 30.– für Gemüse- und Früchtebehälter.

Das bewährte, engmaschige BOSCH Kundendienstnetz bietet Sicherheit für alle Zeit.

Ein Beweis des Vertrauens zur sprichwörtlichen BOSCH Qualität:

4 Tips für den Wunschzettel:

BOSCH Fix-Quirl, mit 3-Stufen-Schalter und reichbebildertem Rezeptbuch DM 98.–*
BOSCH Küchenmaschine, die standfeste, leistungsstarke Küchenhilfe einschließlich reich bebildertem Rezeptbuch DM 298.–*
BOSCH Waschautomat WAS 5, mit den 4 Waschtemperamenten für schonendes Waschen DM 1548.–*
BOSCH Gefriertruhe 150 GT für zeitgemäße Vorratshaltung im Stadthaushalt DM 1028.–*

Für jeden Haushalt und für jeden Anspruch gibt es den passenden BOSCH Kühlschrank als Tisch-, Stand- oder Wandmodell schon ab DM 383.–*
+ DM 16.– für Gemüse- und Früchtebehälter. Beratung und Verkauf durch den Fachhandel.

* unverbindlicher Richtpreis

BOSCH der meistgekaufte Kühlschrank in Europa

An ROBERT BOSCH GMBH
Werbeabteilung Stuttgart

Senden Sie bitte kostenlos Informationsmaterial über die BOSCH Haushaltführung neuen Stils; BOSCH Kühlschränke, BOSCH Gefriertruhen, BOSCH Küchenmaschine, BOSCH Fix-Quirl, BOSCH Waschautomat, BOSCH Wäscheschleuder.

Die treuen Bräute der Partei

Berlin feiert wie jedes Jahr auch am 11. August 1923 den Tag der Weimarer Verfassung. Die Inflation treibt ihrem Höhepunkt zu, die Kommunisten putschen, Hitler will einige Monate später an die Macht. Reichskanzler Cuno (1), Reichspräsident Ebert (2), Reichswehrminister Geßler (3) und Staatssekretär Meißner (4) scheinen davon unberührt

Köln empfängt den Besuch einer sowjetischen Delegation anläßlich der „Presseausstellung" 1925. Die KPD bekämpft den „Separatisten" Adenauer. Doch Oberbürgermeister Adenauer läßt es sich nicht nehmen, seinen vollbärtigen Gast aus Moskau, den Leiter des Staatsverlages und Altbolschewiken Uritzkij, die Ausstellung zu zeigen

Grund auf neu aufgebaut werden. General v. Seekt half dabei.

Als daher die deutschen Kommunisten im Frühjahr 1924 in Frankfurt tagten, schickte ihnen Stalin seinen Vertrauensmann Manuilsky, mit dem Auftrag, die radikale Ruth Fischer zu zähmen.

Die dachte nicht daran, sich zähmen zu lassen. Manuilsky erhielt die ungastliche Aufforderung: „Scher dich nach Moskau!"

Und Walter Ulbricht, der sich mit sicherem Instinkt auf die Seite dieses Manuilsky geschlagen hatte, wurde seines Postens als Mitglied des Zentralkomitees enthoben.

Er stürzte. In den Augen seiner Genossen war seine politische Karriere keinen Pfifferling mehr wert, denn keine Geringere als Ruth Fischer hatte ihn zu Fall gebracht.

Daß er nach diesem Sturz unversehens in Moskau landete, wurde von den eifrigen deutschen Genossen, die das Gebot der Stunde nicht ganz kapierten, kaum zur Kenntnis genommen.

Stalin war bekanntlich von der Komintern nicht begeistert. Das bedeutete aber nicht, daß er sie behinderte oder gar unterdrückte. In Moskau und Leningrad entstanden Komintern-Schulen, in denen Idealisten und Abenteurer aus aller Welt zu Revolutionären ausgebildet wurden.

„Auf der Komintern-Schule in Leningrad wurde die Internationale gleichzeitig in 17 Sprachen gesungen", berichtet der Agent der Komintern Jan Valtin in seinem Buch „Tagebuch der Hölle" (Verlag Kiepenheuer & Witsch).

„Die Kämpfe der Vergangenheit und der Gegenwart – bewaffnete Erhebungen, Streiks und Bürgerkriege – wurden analysiert und seziert, die strategischen und methodischen Fehler hervorgehoben und Lehren daraus gezogen, um den Studenten für die Aktionen der Zukunft Richtlinien zu geben...

Es gab eine spezielle Abteilung, in der die Offiziere der Roten Armee über die Strategie des Straßenkampfes und die Wissenschaft vom Bürgerkrieg lasen. Sehr wenige von unseren Instruktoren waren Sowjetbürger. Die Mehrzahl der Dozenten unserer Fakultät waren Deutsche, Letten, Polen, Finnen und Ungarn. Der Prominenteste unter ihnen war Otto Vilhelm Kuusinen, der Führer der finnischen Sowjetrevolution von 1918, einer der Begründer der Komintern und vertrauter Mitarbeiter Lenins. (Jetzt ist Kuusinen Mitglied des Präsidiums des ZK der Kommunistischen Partei der Sowjetunion.) *Unter meinen Instruktoren waren auch zwei Ungarn, der ruhige und gelehrte Pap und der gutartige, wenn auch vulkanische Gögös; sie kamen einige Jahre später in Budapest zu Fall, wohin sie entsandt worden waren, um einen kommunistischen Staatsstreich zu inszenieren. Beide waren von ihrem eigenen Parteichef Rakosi verraten worden. Von der Polizei bis zum Wahnsinn gequält, hängte sich Pap im Gefängnis von Szegedin 1930 auf. Gögös starb unter den Händen seiner Folterknechte.*

Wir verachteten die bürgerlichen Ideale einer gesicherten Existenz, der Ehe und der Liebe, von Eigentum und Gesetz und Ordnung. Keiner von uns dachte daran, Kinder zu haben oder einen Garten oder ein

Weiter auf der übernächsten Seite

Welch eine Fest-Freude –

die schönen Geschenke auszupacken! Mutti strahlt, - denn auch JACOBS KAFFEE ist dabei, den sie so gern trinkt. Wirklich, eine gelungene Überraschung!

Dieser köstliche Kaffee erfreut immer . . . und ganz besonders zum schönsten Fest des Jahres.

JACOBS KAFFEE *wunderbar*

Die treuen Bräute der Partei

Zimmer voll Möbel oder eigene Bücher. Wir glaubten zu wissen, was uns in den kommenden Jahren erwartete. Wir waren die Jugend einer internationalen Verschwörung. Die Kapitalisten und ihre käuflichen Regierungen würden uns mit allen Mitteln bekämpfen, weil sie wußten, daß unser Triumph ihren Tod bedeuten würde."

Zu dieser Komintern zählte nun auch Walter Ulbricht, nachdem er sich am 27. April 1924 im Organisationsbüro Pyatnitzkys gemeldet hatte. Es fällt schwer, sich den deutschen Kleinbürger aus Leipzig in dieser Gesellschaft vorzustellen. Wie mag er sich gefühlt haben zwischen diesen Draufgängern und Verschwörern, diesen „Toten auf Urlaub", die für die letzte Kopeke Wodka und Zigaretten kauften, die „wie die jungen Tiere liebten und sich austobten"?

Er gehorchte. Er ließ sich von Pyatnitzky auf eine Lenin-Schule schicken und vier Monate lang in Konspiration, Bürgerkriegslehre und Straßenkampftaktik unterweisen.

Danach mußte er sein Gesellenstück ablegen. Im September 1924 wurde er nach Wien geschickt. Seinen falschen polnischen Paß auf den Namen Stephan Subkowiak hatte er ja noch.

Am 12. September kam dieser Stephan Subkowiak in Wien an und mietete im 7. Bezirk in der Kirchengasse ein Zimmer.

Aus Moskau hatte Ulbricht ein dickes Bündel Dollarscheine mitgebracht, die er brav an die österreichischen Genossen verteilte. Einige Scheine blieben jedoch in seiner Tasche und wurden ihm später zum Verhängnis.

Bei seiner Arbeit war Ulbricht alias Subkowiak dem ebenfalls in Wien weilenden Leiter des westeuropäischen Komintern-Büros, dem Bulgaren Dimitroff, unterstellt, der später durch den Reichstagsbrandprozeß bekannt wurde.

Die Arbeit dieser beiden Verschwörer war erfolgreich. In Wien und kurz darauf in ganz Österreich streikten dann bald 110 000 Metallarbeiter.

Die Gewerkschaften und die SPÖ (Sozialistische Partei Österreichs) waren mit diesen wilden Streiks nicht einverstanden. Im Ottakringer Arbeitervolkshaus (Ottakring: Arbeiterviertel in Wien) gerieten die feindlichen Gruppen aneinander. Auf der einen Seite die republikanischen Schutzbündler der SPÖ, auf der anderen Seite KP-Gruppen, die von Ulbricht zusammengestellt wurden.

Ulbrichts Mannen siegten. In der Presse hieß es, die KP sei auch von einigen Hakenkreuzlern unterstützt worden. Auf dem Kampfplatz blieben Verwundete liegen. Instrukteur Ulbricht selbst beteiligte sich nicht an der Schlägerei. Er saß still in seinem abgelegenen Zimmer und wartete den Ausgang des Kampfes ab.

Nach diesem erfolgreichen Streik machte sich Ulbricht an seine zweite Aufgabe: Die Parteiführung der österreichischen Kommunisten mußte ausgewechselt werden. Auch das gelang ihm. Die Genossen Toman und Korischoner wurden in die Wüste geschickt und durch eine moskauhörige Gruppe ersetzt.

Parteigeneral Max Hölz, legendäre Figur der KPD. Mit seiner „Armee" kämpfte er im Vogtland für ein Sowjetdeutschland. Er wurde auf Befehl Stalins in der Sowjetunion ermordet

Dann aber griff die österreichische Fremdenpolizei ein und verhaftete Ulbricht-Subkowiak. Die mißtrauischen Polizisten bekamen schnell heraus, daß der Pole Stephan Subkowiak kein Wort Polnisch verstand. Dafür fanden sie bei ihm eine Anzahl Dollarnoten, nicht viel im Vergleich zur Summe, die Ulbricht aus Moskau mitgebracht hatte – aber immer noch zu viel für einen armen „politischen Flüchtling", als den sich Ulbricht auszugeben versuchte.

Vor Gericht war Ulbricht indes keine politische Straftat nachzuweisen. Da wurden die österreichischen Richter böse und brummten Ulbricht acht Wochen Arrest auf – wegen Betrugs, weil er unter falschem Namen angemeldet war und einen gefälschten Paß besaß. Da ihm die Richter außerdem die Untersuchungshaft nicht anrechneten, saß er insgesamt zweieinhalb Monate ab.

Am 8. Dezember 1924 wurde Ulbricht aus der Haft entlassen und ausgewiesen. Über Prag reiste er nach Moskau zurück.

Es gibt alte Kommunisten, die steif und fest behaupten, Ulbricht sei nach seiner Rückkehr aus Wien das erstemal zu einer persönlichen Berichterstattung direkt zu Stalin beordert worden.

Für diese Behauptung gibt es keine objektiven Beweise.

Nicht zu bestreiten ist, daß Ulbrichts Weg von nun an stetig nach oben ging.

■

Während Walter Ulbricht in Moskau den Schliff an der Komintern-Schule

erdulden mußte, in Wien einen Streik organisierte und im Gefängnis für einen falschen Paß büßte, wurden die deutschen Kommunisten im Triumph von einer Frau in den Deutschen Reichstag geführt.

Ruth Fischer, die zwielichtigste, umstrittenste und doch auch faszinierendste Persönlichkeit, die aus den Reihen der KPD hervorgegangen ist. Vor ihr und nach ihr gab es nichts Ähnliches.

Knapp sechs Jahre waren seit der Gründung der KPD vergangen, fünf „Führer" hatte die Partei in diesem kurzen Zeitraum verschlissen:

Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht wurden 1919 beim Januar-Aufstand von Freikorpssoldaten ermordet.

Paul Levi übernahm das Erbe der Parteigründer und führte die Genossen durch die Wirren der Revolutionszeit. Im April 1920 mußte der Frankfurter Rechtsanwalt den Vorsitz niederlegen und wurde aus der KPD ausgeschlossen. Später trat er wieder der SPD bei. Levi endete durch Selbstmord. Er stürzte sich 1930 aus dem Fenster.

Ernst Mayer brachte es als KP-Vorsitzender nur auf ein Jahr (Dezember 1920 bis Januar 1922). Der Sohn eines ostpreußischen Lokomotivführers hatte Philosophie studiert und war für diesen Posten eines Parteiführers zu schwächlich. Die Parteiintrigen rieben ihn auf. Er starb 1930 an Knochentuberkulose.

Heinrich Brandler hielt sich auch nicht lange. 1923 mußte er den KPD-Thron räumen. Brandler lebt heute in Hamburg.

Und dann kommt Ruth Fischer.

Das Außergewöhnliche an dieser Frau beginnt schon mit ihrem Namen. In Wirklichkeit heißt sie weder Ruth noch Fischer, sondern Elfriede Eisler, geboren am 11. Dezember 1895 in Leipzig. Aber das Kind kommt in Leipzig als österreichischer Staatsbürger zur Welt, der Vater, Rudolf Eisler, ist Professor der Philosophie. Die Mutter, eine geborene Fischer, stammt allerdings aus Leipzig.

Ein hochbegabtes Elternpaar hat sich die künftige Kommunistenführerin ausgesucht. Der Vater gibt ein philosophisches Wörterbuch heraus, das noch heute zu den Standardwerken gehört, und die Mutter ist eine hervorragende Pianistin.

Dann sind da noch zwei Brüder: Gerhart und Hanns, alle beide sind prominente Genossen in der Sowjetzone. Gerhart Eisler gehört zu Ulbrichts Propaganda-Team, und Hanns Eisler, der Musiker, hat die Nationalhymne der „DDR" komponiert.

Ruth stößt schon sehr früh zum Kommunismus und findet zunächst an der romantischen Seite des Klassenkämpfertums Gefallen, an der „Sexualtheorie des Kommunismus".

So lautet der Titel ihres ersten Werkes, zu dem sie die erforderlichen Studien mit Eifer und Leidenschaft betrieben hat. Die Autorin nennt sich, mit Rücksicht auf den Ruf des Vaters, Ruth Fischer (nach dem Mädchennamen der Mutter).

Noch vor der Drucklegung ihres Werkes heiratete Elfriede Eisler den

Weiter auf der nächsten Seite

Die treuen Bräute der Partei

österreichischen Kommunisten Dr. Paul Friedländer. Das Eheglück währt nicht lange, denn Elfriede will nach Deutschland, in Österreich gibt es für eine Kommunistin zu geringe Chancen.

Im Frühjahr 1920 taucht sie zum erstenmal in Berlin auf. Auf einer Tagung erhält eine gewisse Ruth Fischer das Wort. Die Berliner Genossen sind hingerissen. Eine so faszinierende Rednerin, die obendrein auch noch charmant aussieht, haben die Berliner noch nie auf dem Rednerpult gehabt. „Bleib bei uns, junge Braut!" jubeln sie ihr zu. Ruth bleibt gern. Geschwind läßt sie sich von Dr. Friedländer scheiden und heiratet den Parteikassierer Gohlke. Dadurch erwirbt sie die deutsche Staatsangehörigkeit. Sonst spielt dieser Gohlke in ihrem Leben keine Rolle. Nicht einmal seinen Namen trägt sie.

Sie nennt sich jetzt nur noch Ruth Fischer, und in dem führenden Theoretiker der Partei, Arcadij Maslow, hat sie einen Lebensgefährten gefunden, der ihr geistig gewachsen ist und der sich nicht kleinlich zeigt, wenn Ruth in ihrer zügellosen Leidenschaft auch mal nach anderen Genossen Ausschau hält.

Diese Großzügigkeit bewährt sich zum erstenmal, als Ruth Fischer nach Moskau fährt, während Maslow in Berlin zurückbleiben muß. Ein munterer Briefwechsel entspinnt sich zwischen den beiden. Ruth Fischer schildert ihre Eindrücke und beschreibt ihre Bekanntschaft mit einem sowjetischen Genossen, dem sie auch ihre Gunst geschenkt hat, „allerdings nur aus Fraktionsgründen".

Ruths Liebesabenteuer sprechen sich bei den Genossen in Moskau und Berlin schnell herum, und schließlich kommt diese Skandalchronik auch dem kranken Lenin zu Ohren. Sofort läßt er sich Ruth Fischers „Sexualtheorie" kommen, liest das Buch, ohne abzusetzen, von der ersten bis zur letzten Seite, und ist entrüstet. Das Thema „Freie Liebe" ist ihm verhaßt, und er bekämpft die Ausschweifungen seiner Genossen, wo er nur kann.

In seinen Gesprächen mit Clara Zetkin äußert er sich sehr abfällig über Ruth Fischer, was die brave Genossin der feurigen Genossin natürlich nicht verschweigt. „Es geht nicht an, daß du deine politische Haltung von deinen häufig wechselnden sexuellen Beziehungen abhängig machst."

Womit ihr von der älteren Genossin bestimmt unrecht getan wird, denn Ruth Fischer wechselt zwar ihre sexuellen Beziehungen, aber nicht ihre politische Haltung. Sie bleibt radikal.

Und sie geizt auch weiterhin nicht mit ihren fraulichen Reizen, wenn sie sich davon politischen Erfolg verspricht. Unvergeßlich ist den Berliner Genossen eine Versammlung, bei der der Märzaufstand der Kommunisten im Jahre 1920 zur Diskussion stand. Es ging hoch her auf dieser Versammlung. Der damalige Vorsitzende der KPD, Paul Levi, verdammte den Putsch in Grund und Boden, während Ruth Fischer die Aktion wütend verteidigte.

Der Levi-Anhänger Adolf Hoffmann trat als ihr Korreferent auf.

Die Presse wußte hinterher zu berichten, daß Ruth Fischer bei der Diskussion scheinbar unabsichtlich die Achselbänder ihres leichten Kleides abstreifte, so daß die „vollen Brüste hervorquollen". („Volksrecht" vom 26. Januar 1928.)

Die Berliner Genossen begrüßten diesen Striptease mit grölendem Beifall, und der nicht auf den Mund gefallene Korreferent Adolf Hoffmann erklärte in seiner unverfälschten Mundart: „Jenossen, ick verzichte uff det Schlußwort, vor so ville nackte Tatsachen komm ick nich uff."

Der neue Stil der Ruth Fischer färbt auch auf das Verhalten der Partei in den Parlamenten ab. Bis zum Jahre 1924 saßen nur 15 Kommunisten im Reichstag, die in dem ehrwürdigen Haus nicht weiter auffielen.

Am 4. Mai 1924 erringt die KPD jedoch einen großen Wahlsieg, und am 27. Mai des gleichen Jahres marschieren unter der Führung Ruth Fischers 62 KPD-Abgeordnete in den Reichstag ein und liefern der ganzen Welt ein schmähliches Schauspiel.

Der „Berliner Lokalanzeiger" vom 28. Mai 1924 schildert diese Reichstagssitzung folgendermaßen:

„Geraume Zeit vor Beginn der Sitzung sind die Publikumstribünen überfüllt. In der Diplomatenloge haben der englische Botschafter Lord d'Abernon, der amerikanische Botschafter Houghton und Mitglieder der französischen, der polnischen, der belgischen, der italienischen und der tschechoslowakischen Gesandtschaften Platz genommen.

Schon vor drei Uhr betreten zahlreiche Abgeordnete den Saal. Einige von ihnen erkennt man sofort als Neulinge, weil sie mit brennender Zigarre hereinkommen. Der Kommunist Epstein, mit einem schwarzen Faschistenhemd angetan, sitzt längere Zeit mit dampfender Pfeife auf seinem Platz.

Der Alterspräsident Abg. Bock (Gotha, Soz.) betritt um 3 Uhr 20 Minuten den Saal und nimmt am Präsidium Platz. Als er die erste Sitzung des neuen Reichstags eröffnet, setzen die Kommunisten sofort mit einem furchtbaren Lärm ein.

Sie schreien im Chor: „Heraus mit den politischen Gefangenen!" Die kommunistischen Frauen schlagen mit den Fäusten auf den Tisch. Es ertönen schrille Pfiffe. Die Abgeordneten der übrigen Parteien sehen staunend diesem Treiben zu. Als einige lachen, schreien die Kommunisten: „Wir werden euch das Lachen einträanken! Schlagt sie in die Fresse, wenn sie lachen!"

(Anhaltender, minutenlanger tobender Lärm. – Protestrufe bei den übrigen Parteien.)

Der Alterspräsident dringt mit seiner schwachen Stimme nicht durch... Der Alterspräsident stellt dann fest, daß er das älteste Mitglied des Hauses ist, da er am 28. April 1846 geboren ist. Er übernimmt das Amt

mit dem lebhaften Wunsche, daß die auf den neu gewählten Reichstag gesetzten Hoffnungen sich erfüllen mögen. (Stürm. Gelächter bei den Kommunisten. Zuruf: „Rindvieh".) Dann beginnt der Namensaufruf. Bei dem Namen Ludendorff erheben die Kommunisten ein ohrenbetäubendes Geschrei. Die Nationalsozialisten antworten mit Heilrufen. Ludendorff lächelt und nickt spöttisch zu den Kommunisten hinüber.
Als der Namensaufruf beendet ist, ruft einer der Kommunisten: „Da ist ein schöner Stall beisammen!" ...
Abg. Thälmann (Komm.): „Die Kommunistische Partei steht auf dem Standpunkt, daß für sie eine Geschäftsordnung des bürgerlichen Parlaments nicht gilt." (Lebh. Beifall und Händeklatschen bei den Kommunisten.)
Die Mitglieder der kommunistischen Fraktion bringen ein dreimaliges „Hoch" auf die Internationale aus und beginnen hierauf im Chor die Internationale zu singen. Der Präsident schwingt unaufhörlich die Glocke.
Die bürgerlichen Parteien stimmen hierauf das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" an. Während die Kommunisten weitersingen, verlassen die bürgerlichen Mitglieder und die Sozialdemokraten den Saal. Schließlich gingen auch die Kommunisten, nachdem sie die Internationale ausgesungen hatten. Der Alterspräsident hatte schon während des Gesanges seinen Platz verlassen.

Dies ist nun der neue KPD-Stil, von dem sich die Genossin Ruth Fischer viel verspricht.

Josef W. Stalin beobachtet die Vorgänge aus reservierter Distanz und schult derweil seinen Ulbricht.

Im Oktober 1925 kehrt Walter Ulbricht auf leisen Sohlen aus Moskau nach Berlin zurück.

Sein Erscheinen wird nicht weiter beachtet, und seine Tätigkeit beschränkt sich in der nächsten Zeit anscheinend ganz darauf, die Spalten der „Roten Fahne" mit Artikeln zu füllen, in denen er sich lang und breit über die Frage „Betriebszelle ja oder nein" ausläßt. Im „Zellenwesen" ist er Experte, und die arglosen Berliner Genossen geben ihm den harmlosen Spitznamen „Genosse Zelle".

Zehn Monate nach Ulbrichts Rückkehr wird die Führungsgruppe der Partei, Ruth Fischer-Maslow, abgesägt. Am 20. August 1926 ist in der „Roten Fahne" zu lesen:

„Heute verläßt ein weiteres Dutzend bankrotter Führer die Kommunistische Partei. Ruth Fischer und Maslow sind aus der KPD ausgeschlossen.

Ruth Fischer emigriert 1933 nach Paris. Von dort muß sie 1941 vor den einmarschierenden deutschen Truppen weiter fliehen und landet schließlich in den Vereinigten Staaten. Hier wird sie eine der eifrigten Mitkämpferinnen des Kommunistenverfolgers McCarthy. Ruth Fischer schont keinen ihrer ehemaligen Genossen, nicht einmal ihren Bruder Gerhart Eisler. Auf Grund ihrer Anklagen wird er 1948 zum öffentlichen Feind Nr. 1 in den USA erklärt.

Ihre letzten Lebensjahre verbringt Ruth Fischer in Paris, und wendet sich wie eine reuige Sünderin abermals dem Kommunismus zu. Bevor sie am 13. März 1961 in Paris stirbt, bekennt sie tief bewegt, daß der Chinesen-Führer Mao einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe.

In Deutschland hat nach dem Abgang Ruth Fischers der Hamburger Hafenarbeiter Thälmann die Führung der KPD übernommen.

Der arme Teddy wird unter der Last dieses Amtes seines Lebens nicht mehr froh.

Im nächsten *stern*

Teddy verhaftet - Walter Ulbricht an der Spitze

Die Urenkelin des Herzogs von Wellington verlobte sich mit einem Busfahrer und erfuhr dann: Er ist schon verheiratet

Das kommt in den besten Familien vor

Ihre adelige Abkunft hinderte Elisabeth Rhys (24) nicht, sich in den Chauffeur Peter Doran (29) zu verlieben. Unverhoffter Widerspruch kam zur Verlobung jedoch von dessen Frau Tessa (23)

Ein mißgestimmtes Terzett berät. Was nun? Erst einmal Scheidung

Elisabeth Rhys aus Englands berühmtem Feldherrngeschlecht hat zwar eine noble Erziehung genossen und war als Teilnehmerin am königlichen Debütantinnenball für hoffähig erklärt worden, aber das Erobererblut des berühmten Vorfahren war stärker als alle Konvention. Sie sah in einem Fernfahrer-Café bei London zu später Abendstunde den Chauffeur Peter Doran, setzte sich an seinen Tisch und war entschlossen zu siegen. Als er sich nach einem 50-Minuten-Gespräch auf seinen Bus schwang, hängte sie sich mit ihrem Jaguar-Sportwagen an dessen Hinterräder. Er konnte nicht mehr entkommen; sie hatte eben mehr PS unter der Haube. An Tempo gewöhnt, schleppte sie ihn zum nächsten Wochenende ab ins elterliche Haus und stellte ihn der Familie vor. Von nun an war er häufig Gast auf dem Landsitz der Familie bei Reading. Damit ihm der Weg dorthin leichter falle, kaufte ihm seine künftige Schwiegermutter, die Lady Ann, eine Rover-Limousine. So gern war er gesehen.

Die Braut aber war kein Freund vom stillen Glück im ländlichen Winkel. Als ein Pressefotograf sie bat, die Verlobung mit einem Bild in den Zeitungen öffentlich verkünden zu dürfen, setzte sie sich mit ihrem Peter in verliebter Positur aufs Kanapee und strahlte in die Linse.

Das Bild war kaum veröffentlicht, da ließ sich bei Elisabeth eine junge Frau melden, Tessa mit Vornamen, die behauptete, den zärtlichen Peter 1956 geheiratet zu haben und von ihm einen dreijährigen Sohn zu besitzen. Vor zwei Jahren habe Peter das Weite gesucht.

Leider stimmte alles. Es gab Familienszenen wie in einer schlechten Tragödie. Unerschüttert blieben nur die beiden Liebenden. „Ich werde mich scheiden lassen“, beteuerte Peter. „Ich liebe ihn nun einmal“, trotzte Elisabeth auf. Sie ist entschlossen, so gründlich zu siegen, wie ihr Ahnherr vor eineinhalb Jahrhunderten bei Waterloo.

Deutschland deine Mode

Das ist die Welt der Modekönige, der Mannequins und der Besessenen. Eine verrückte Welt, die sich ihre eigenen Gesetze schneidert. Hinter ihrer strahlenden Fassade verbirgt sich eine geheimnisvolle Macht: die Diktatur aus Samt und Seide. Von Paris aus eroberte sie die ganze Welt

Petronius

Nehmen Sie an!"

„Ich kann nicht", protestierte Dior schwach.

Doch seine Hellseherin donnerte ungerührt: „Nehmen Sie an! Sie müssen das Haus Christian Dior ins Leben rufen. Alles, was man Ihnen später anbieten könnte, ist nicht mit der jetzigen Chance zu vergleichen!"

Ganz gebrochen verließ Dior die Wohnung der strengen Madame Delahaye. Die hatte gut hellsehen.

Er sollte also das Angebot des Multimillionärs Marcel Boussac annehmen. Er sollte einen von Boussac finanzierten Modesalon eröffnen.

Nur, weil er in einem unverständlichen Anfall von Mut dem Boussac die Idee vorgetragen hatte, einen ganz neuen Typ von Modehaus zu gründen.

Eine Art „Laboratorium der Mode". Ganz klein, ganz exklusiv, ganz intim.

Natürlich hatte er diesen verwegenen Plan längst wieder aufgegeben. Er hatte Boussac bereits abgesagt. Per Telegramm. Der Gedanke, Boussac zu besuchen oder ihm die Absage telefonisch mitzuteilen, war zu erschreckend gewesen.

Und nun verlangte Madame Delahaye von ihm, er solle weiter mit diesem Menschen verhandeln!

Es blieb ihm gar nichts anderes übrig. Er mußte. Denn die unfehlbare Madame Delahaye hatte immerhin auch die gesunde Heimkehr seiner jüngeren Schwester vorausgesagt, die

Weiter auf der übernächsten Seite

Modetante Marie-Louise Bousquet kennt wie kaum eine andere den Werdegang des Hauses Dior, aber sie ist nicht allwissend wie jene legendäre „Oma", die das Schicksal des Modekönigs bestimmte

Oma hat immer recht

Deutschland deine Mode

1944 verhaftet und deportiert worden war.

Trotz allem blieb es ein entsetzlicher Entschluß für Dior. Ent-setz-lich.

Er verhandelte mit Boussac und dessem „Konsortium". Er sagte zu allen Vorschlägen und Bedingungen „Ja", Madame Delahaye wollte es so.

Ehe er bei dem angesehenen Pariser Couturier Lucien Lelong kündigte, überkamen den furchtsamen Christian noch einmal Zweifel. Und wenn die treffliche Madame Delahaye sich nun zum ersten Male geirrt hätte?

Nicht auszudenken! Um Gewißheit zu erhalten, gab es nur ein Mittel. Eine zweite Hellseherin fragen.

Nun hatte er bei Lelong eine mütterliche Freundin, deren Freundin wiederum „Grand' Mère" war, eine sehr zurückgezogen lebende und daher sicher ausgezeichnete Wahrsagerin.

Dieser „Großmutter" wurde ein Zettel gezeigt, auf den Dior einige belanglose Worte gekritzelt hatte. Für die Oma war Zettel sehen und in Trance fallen eins: .

„Das ist ja außergewöhnlich", wunderte sie sich selbst im Trancezustand. „Dieser Mann wird die Mode revolutionieren!"

Nun gab es kein Halten mehr. Dior eröffnete im Februar 1947 sein Haus, und eine neue Epoche begann.

Hätte Oma damals den Zettel mit den Worten „O-Gott-o-Gott, nein!" in den Papierkorb segeln lassen, wäre es nie zur Gründung des Hauses Dior gekommen, und Petronius könnte sich mit anderen Dingen beschäftigen.

Die Eröffnung des Hauses Dior in der Avenue Montaigne Nummer 30 war eine Sensation.

Aus mehreren Gründen: Die Verhandlungen zwischen Boussac und Dior hatten in der Modewelt eine fast unerträgliche Neugierde erweckt. Die Modepresse stand dem Experiment sehr wohlwollend gegenüber. Dior begann mit einem Aufwand, den kein anderer Couturier sich leisten konnte.

Am ersten Tag verfügte er bereits über achtzig Angestellte, mehrere Schneiderateliers und die besten Spezialisten, die mit Geld zu kaufen waren.

Und er wußte die vielen Millionen

Weiter auf der übernächsten Seite

Eine weltbekannte Titelschönheit war aus dem Bauernmädchen Lucie geworden, als die Pariser Mannequins sie zu ihrer Wortführerin erwählten. Bis zu jenem Zeitpunkt hatten die Mannequins ohne jede soziale Sicherheit gearbeitet. Lucie, die bei Dior als „Lucky" berühmt geworden war, ging mit ihren Anhängerinnen auf die Barrikaden (oben) und erkämpfte für die Modemädchen Krankengeld und Altersversorgung. Heute bemüht sich „Lucky" um die Ausbildung des französischen Nachwuchses in einer eigenen Mannequin-Schule

Ein Mädchen ohne Zukunft war die bretonische Kuhmagd Lucie, als sie bei ihren Eltern das Vieh versorgte. Mit siebzehn heiratete sie. Die Ehe wurde nicht glücklich. Lucie ließ sich scheiden und ging als Telefonistin nach Paris. Durch Zufall hörte sie, daß in einem Pariser Modehaus ein Mannequin ausgefallen war. Man suchte dringend Ersatz. Lucie meldete sich. Doch ihr erstes Auftreten wurde zu einem Mißerfolg. Aber Lucie gab nicht auf. In bekannten Salons erhielt sie den notwendigen Schliff. Sie hatte Glück und wurde von Dior entdeckt

Jung und Alt erfreut die Isoly

Auch in diesem Jahr wird eine AGFA ISOLY das Glanzstück auf vielen Gabentischen sein. Einfach weil man mit dieser Camera weitaus mehr Freude schenkt, als sie kostet. Zierlich wie eine Kleinbildcamera wirkt die formschöne ISOLY, obwohl sie das große und praktische Bildformat von 4 x 4 cm hat. Auf dem üblichen Rollfilm gewinnt man also nicht 12, sondern 16 Aufnahmen. Und die sind so scharf und brillant, wie man es sich nur wünschen kann. Das Agfa-Objektiv sorgt dafür. Das gilt vor allem auch für Farbphotos. Im Groß-Dia - 4x4 cm - wirken sie besonders schön! Weil die ISOLY so leicht zu bedienen ist, kann man sie bedenkenlos als Geschenk wählen. Für junge Leute ebenso wie für reifere Semester. Schon für DM 25,- erhalten Sie eine AGFA ISOLY. Der Photohändler wird Ihnen gern die Vorzüge der verschiedenen Typen erläutern.

AGFA ISOLY

Agfa

Isoly

Agfa Isoly Junior
DM 25.–

Agfa Isoly I
DM 37.–

Agfa Isoly II
DM 46.–

Agfa Isoly III
DM 69.–

Deutschland deine Mode

Die reizende Hiroko verließ ihren Entdecker Pierre Cardin, um mit ihrem Mann Henry Berghauer in Tokio einen eigenen Modesalon zu eröffnen

Die bekannteste unter den asiatischen Mannequins von Paris ist Alla de Dulmen, Starmannequin bei Dior. Alla beabsichtigt, für immer in Paris zu bleiben, um ihren kleinen Sohn nicht allein zu lassen

Die verschwiegenste unter den Asiatinnen ist Taiga, Starmannequin in einem der exklusivsten Pariser Salons. Sie verabscheut Publicity genausosehr wie ihr Chef, der Couturier de Balenciaga

von Marcel Boussac hinter sich, was selbst einem Unhelden wie Dior ein beruhigendes Gefühl gab.

Bereits seine erste Kollektion schubste ihn auf den Thron des Modekönigs von Paris.

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Eigentlich wollte er doch einen kleinen, intimen Salon eröffnen. Nun hatte ihm Boussac dieses Modemonstrum hingestellt.

Er hatte mit seiner ersten Kollektion die häßliche Kriegs- und Nachkriegsmode beenden wollen. Wie seine anderen Kollegen auch. Denn auch Fath, Balenciaga und andere Couturiers hatten schon einige Tage vor Dior Kleider mit längerem Rock in weicher Linienführung gezeigt.

Dior war nur der extremste Verfechter der neuen Moderichtung. Er nannte sie „Blumenkelch"- Linie.

Hysterische Jubelschreie entstiegen vor allem den hageren Kehlen einiger amerikanischer Journalistinnen. Sie fegten das lasche Wort „Blumenkelch" fort und trompeteten den selbstgemachten Begriff „New Look" in die Welt.

Das luxuriöseste Kaufhaus der Vereinigten Staaten, Neiman-Marcus in Dallas (Texas), verlieh ihm prompt den aus eigener Machtvollkommenheit gestifteten „Mode-Oscar". Er mußte diesen Preis sich allerdings mit der Modeschöpferin Iréne aus Hollywood und dem italienischen Schuhkünstler Ferragamo teilen.

Ehe Dior nach Amerika reiste, um sein Oscar-Drittel in Empfang zu nehmen, wurde im Hinterhof der Avenue Montaigne 30 ein siebenstöckiges Gebäude errichtet, um weiteren Schneiderateliers Platz zu bieten. Heute besteht der ganze Häuserblock aus Dior.

In Amerika wurde Dior gefeiert und ausgepfiffen. Damen sanken vor Begeisterung in Ohnmacht, während andere Damen auf der Straße wütende Protestmärsche absolvierten und Schilder trugen: „Dior go home!"

Ein Amerikaner drohte Dior, ihm seine durch den New Look verunstaltete Ehefrau zu schicken, er wolle sie nicht mehr haben. Andere drohten mit simplem Mord.

In der Öffentlichkeit wurde Dior, der wie ein biederer Postbeamter aussah, nie erkannt. „Man erwartete wohl eine Art Petronius"*, sagte Dior, froh über sein unscheinbares Äußeres.

Dann kehrte er zurück und erlebte zehn Jahre lang den Aufstieg des Hauses zum weltweiten Konzern. 1948 wurde die amerikanische Dior-Filiale in New York gegründet.

Zweimal im Jahr kam mit einer neuen Linie der neue Modebefehl von Dior in Paris. Und alle, alle folgten.

Ob es die Lange Linie war, oder die Bogen-Linie, Tulpen-Linie, Maiglöckchen-Linie (Diors Lieblingsblume), oder ob es quer durch das Alphabet ging mit der H-Linie, A-Linie oder Y-Linie, ob die Pfeil-Linie abgeschossen wurde – immer war es ein Erfolg auf den ganzen Linien.

„Dior" war schließlich ein Zauberwort. Romane wurden geschrieben, die nur von einem Dior-Kleid handelten. Ein Dior-Kleid landete sogar im Kunstmuseum von San Francisco. Dior, so ermittelte das Gallup-Institut, gehörte 1956 zu den fünf bekanntesten Menschen der Welt.

Und in Millionen von Frauenhirnen fraß sich der Wunsch fest, einmal im

* Petronius bemerkt dazu: Dior bezog sich nicht auf mich, sondern auf den gleichnamigen Satirenschreiber und Playboy am Hofe Neros.

Weiter auf der übernächsten Seite

Keine Angst vorm naßkalten Wetter

„Ist schon drin", sagte der stolze Automobilbesitzer, als er vom Tankwart an das Frostschutzmittel erinnert wurde. Autos haben's heutzutage gut. Aber wenn derselbe Mann gefragt wird, ob er auch sich selbst gegen die Erkältungen dieses Herbstes und Winters abgesichert habe, dann ist die Antwort bestenfalls: „Ach, was . . . so ein kleiner Schnupfen – halb so schlimm."

Dieser Mann irrt. Und mit ihm viele andere. Ein Schnupfen ist keine kleine Sache. Klein ist dabei nur der Schritt bis zur gefürchteten langwierigen Bronchitis, wenn man nicht rechtzeitig etwas unternimmt.

Aber was unternehmen wir? Prießnitzwickel. Vielleicht Kamillendampfbäder. Nichts gegen diese alten Uroma-Ratschläge. Aber erstens passen sie nicht mehr so recht zu unseren modernen Autos, und zweitens nehmen wir sie ja nicht, wenn uns das sanfte Niesen oder leichte Frösteln überkommt, sondern eben später. Und dann schimpfen wir über die Umständlichkeiten. Zugegeben, diese Methoden sind nicht gerade angenehm. Aber es ist ja gar nicht nötig, seine Erkältung im Atembereich à la Großpapa zu kurieren. Die moderne Technik fand auch hier einen neuen Weg, und wenn man näher hinsieht, ist es eine altbewährte Geschichte. Eine alte Heilerfahrung in neuer Form.

Südliches Heilklima aus der Steckdose

Da ist es, bitte sehr: Frei Haus heilende Warmluft. Mittelmeerklima überall, denn überall gibt es Steckdosen, also kann es überall heilende Wärme wie im Süden geben. Der Kölner Arzt, Dr. med. H. Dobbelstein, hatte die Idee: Man muß heilende, trockene Wärme gleichmäßig an den Entzündungsherd heranbringen. Der Grundgedanke für eine neue Therapie. Die Industrie* hat diese Idee aufgegriffen und die HICO-Climamaske entwickelt. Ein Heilgerät für moderne Menschen. Sympathisch und angenehm in der Bedienung. Und das ist das Gute daran: Vor allem so preiswert. Keineswegs billig – aber es ist ja eine einmalige Anschaffung. Wie z. B. das Heizkissen. Das liegt auch mehr herum, als es gebraucht wird, aber es ist da, wenn's darauf ankommt. Die HICO-Climamaske sollte man ebenso rasch zur Hand haben. Gegen Diebe verteidigt man sich auch am besten, indem man die Flinte vorher kauft. Also her mit der HICO-Climamaske. Aber vorher! Am besten gleich. Die nächste Erkältung kann schon im Anzug sein.

Beim Fernsehen gesund werden.

Man kann natürlich auch Radio hören. Aber es ist gleich. Die HICO-Climamaske ist herrlich einfach zu bedienen. Mal kein leeres Wort, wenn im Prospekt steht „kinderleicht". Während man im Fernsehen eine spannende Krimi-Story verfolgt oder ein Konzert hört – ganz nebenbei wird heilende, trockene Warmluft eingeatmet. Und morgen wundern sich die Kollegen, daß man nicht mehr „verschnupft" ist. Dabei übertrifft die HICO-Climamaske sogar noch das südliche Heilklima als das große Vorbild dieser Therapie, denn die Temperatur der Warmluft kann reguliert werden. Ein weiterer Vorzug: Die Warmluft kann mit schleimhautfreundlichen hochaktiven Pflanzenfluiden angereichert werden. Also ein doppelt natürliches Heilverfahren, das sich – wie auch die medizinische Fachpresse berichtet – vorzüglich bewährt hat bei der Behandlung von Bronchial-Katarrh und Asthma-Bronchitis – soweit sie als Folgen von Erkältungen auftreten – überhaupt bei allen Nasen- und Rachenraum-Erkältungen. Und selbstverständlich auch beim Schnupfen, jener ausgewachsenen Krankheit, die wir alle immer viel zu leicht nehmen. Aber bitte: Keine Angst vorm naßkalten Wetter! Es gibt die HICO-Climamaske . . .

*** Hersteller der HICO-Climamaske: Hirtz & Co. KG., Köln/Rhein, Alteburger Straße 11**

Das ist die Idee von Dr. med. H. Dobbelstein: Einatmen trockener und heilender Warmluft, gleichmäßig und direkt an den Entzündungsherd der Erkältung herangebracht. Und diese heilende Warmluft mit schleimhautfreundlichen Pflanzenfluiden anreichern. Beides erfüllt die HICO-Climamaske ideal. Sie übertrifft sogar das südliche Heilklima als das große Vorbild dieser Therapie. Denn diese Warmluft-Temperatur ist konstant und kann individuell reguliert werden. Und so sympathisch zu bedienen. Man kann dabei Radio hören, kann fernsehen! – Informationsmaterial gern kostenlos! Sie erhalten die HICO-Climamaske komplett mit 1 Flasche HICO-Pin und Kopfband zum Tragen der Maske beim Lesen, Schreiben und Fernsehen, anschlußfertig für 110 oder 220 Volt Wechselstrom im praktischen Aufbewahrungskarton zum Preis von **DM 43,50.** Senden Sie bitte den Bestellschein an die Intermed GmbH., Abt. 47, Köln, Kartäuserwall 3-5, **bei Eilaufträgen bitte Telefon 3 61 81.**

Von Herzen schenken an die Gesundheit denken!

Climamaske HICO

Eine gute Gewohnheit in vielen Familien....

... Heilende Wärme im Atembereich

bei
Bronchial-Katarrh
Asthma-Bronchitis
Schnupfen · Heuschnupfen
Nasen- und Rachenraum-Erkältungen

Climamaske® HICO
die wärme-intensive Heilmethode
nach Dr. med. H. Dobbelstein
Deutsches Bundes-Patent und Weltpatente

Bestellung **Drucksache 7 Pf**
an die
Intermed GmbH., Abt. 47, Köln, Kartäuserwall 3-5

Ich bestelle [ ] Stück HICO-Climamaske für [ ] Volt Wechselstrom, komplett mit 1 Flasche HICO-Pin und Kopfband zum Preis von 43,50 DM. Lieferung durch kostenfreie Nachn.

Name

Ort

Straße

Vertriebsfirmen in der Welt: Europa: Belgien, England, Frankreich, Griechenland, Irland, Italien, Jugoslavien, Österreich, Portugal, Schweden, Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei, Türk. Afrika: Äthiopien, Angola Föderation von Rhodesia und Njassaland, Ghana, Kenia, Südafrikanische Union, Südwest Afrika. Amerika: Argentinien, Bolivien, Brasilien, Canada, Chile, Colombo, Dominikanische Republik, Equador, Mexico, Nicaragua, Panama, Paraquay, Peru, San Salvador, Uruguay, USA, Venezuela. Asien: Afghanistan, Ceylon, Indien, Iran, Israel, Japan, Pakistan, Taiwan, Thailand, Hongkong, Australien und Neuseeland

Deutschland deine Mode

Leben ein Original von Dior auf dem eigenen Leib zu spüren.

Nur Filmstars und Millionäre konnten sich den Luxus leisten. Wenn man von anderen Größen absieht wie der Herzogin von Windsor, die sich noch viel mehr leistet.

Von den Filmstars fühlt sich besonders Gina Lollobrigida zu den Dior-Schöpfungen hingezogen. Als sie Mitte Juli in einem weißen Dior-Traum aus St. Gallener Spitze den weißen St.-Georgs-Saal im Kreml betrat, um der Einladung des weiblichen sowjetischen Kultusministers Jekaterina Furzewa zu folgen, nahte das Unheil.

Denn es erschien Liz Taylor im gleichen weißen Dior-Traum aus St. Gallener Spitze.

Genossin Furzewa riß die Augen auf: „Ach? Ist im Westen denn die Uniform für Schauspielerinnen obligatorisch?"

Die doppelten Lizchen lächelten sich säuerlich an. Und ihr Pech machte durch alle Gazetten die Runde.

Die liebe Lollo ist auf dieses Pech schon abonniert. In Amerika stand sie schon einmal Marilyn Monroe Kleid in Kleid gegenüber. Auch da war ihrem Unglück eine reiche Publicity beschieden.

Ihre Moskauer Dior-Doublette hatte zur Folge, daß der Geschäftsinhaber Max Hess aus Allenstown (Pennsylvania) gegen die Firma Dior klagte. Dieses weiße Spitzenkleid, behauptete er, habe man auch ihm „exklusiv" verkauft.

Max Hess mußte sich belehren lassen, daß es normalerweise kein exklusives Dior-Modell gibt.

Um auch dem Leser diesen eingebürgerten Aberglauben zu nehmen: Original-Dior-Kleider im Preis von 2000 bis 3000 DM werden direkt an Privatkunden verkauft. Das gleiche Modell beliebig oft. Allerdings nur einmal in einer Stadt.

Das gleiche Modell kann außerdem von Einkäufern mit dem Recht zur Kopie erworben werden.

Unter bestimmten Bedingungen werden außer dem Originalschnitt auch beliebig viele „Dior"-Etiketts zum Einnähen in die Kopien mitgeliefert.

Wirklich billig werden die Dior-Kleider auch durch noch so viele Kopien nicht, solange der Originalschnitt verwendet wird.

Ein Beispiel.

Die Preise für die Originalmodelle wurden von Dior selbst festgesetzt. Er richtete sich dabei nicht nach dem System, auf die genau kalkulierten Selbstkosten einen bestimmten Prozentsatz als Gewinn aufzuschlagen.

„Ein Kleid sollte immer zu einem Preis verkauft werden", entschied Dior, „das seinem Aussehen entspricht."

Dieses Verfahren, ein billig aussehendes Kleid auch billig zu verkaufen, brachte Dior allerdings nach seiner zweiten Kollektion bereits in Nöte.

Durch einen Kalkulationsfehler wurde Dior dazu verführt, das schlichte rosa Wollkleid „Bonbon" mit einem Preis zu versehen, der weit unter den Herstellungskosten lag. Jeder Verkauf dieses Modells war automatisch ein Verlust.

Prompt wurde das Kleid ein so großer Erfolg, daß der ganze Finanzunterbau der Firma ins Schwanken geriet. Aber der Boussac ließ ihn nicht verkommen.

Es kam wohl nie wieder ein Kleid mit dem Namen „Bonbon" in die Kollektion. Die Kleider mit den voraussichtlich größten Erfolgschancen wurden statt dessen stets „New York", „Paris", „London", „Plaza", „Ritz" oder „Maxim" getauft. Das Kostüm, von dem Dior die besten Verkäufe erwartete, hieß in jeder Kollektion „Bobby". Und „Bobby" kostet immer mehr, als normale Menschen bezahlen können oder wollen.

Sie brauchen aber nicht zu verzagen. Petronius will Ihnen gern verraten, wie man trotzdem zu einem kleinen Stück Dior kommen kann.

In Diors „Boutique", dem Krimskrams-Laden der Eleganz, werden Modelle feilgeboten, die etwas anspruchsloser und billiger sind als die aus der Couture-Kollektion.

In der New Yorker Filiale wird ebenfalls eine gemilderte Volksausgabe gefertigt und angeboten. Aber deswegen braucht niemand gleich in den nächsten Düsenclipper zu klettern.

In der Pariser Boutique gibt es außer Kleidern ja auch noch andere Dinge von Dior.

Es gibt Dior-Mieder, Dior-Strümpfe, Dior-Schuhe, Dior-Handschuhe, Dior-Schmuck, Dior-Hüte, Dior-Schals, Dior-Schirme, Dior-Handtaschen, Dior-Lippenstifte und Dior-Schlipse. Das ist nur eine kleine Auswahl.

Es gibt natürlich auch Dior-Parfüms in allen Preislagen: „Miss Dior", „Diorama" und „Diorissima". Mit sehr viel Maiglöckchenduft (Diors Lieblingsblume).

Wer aber nun trotzig dieses bunte Sortiment von sich weist und eigensinnig auf einem Dior-Kleid besteht – nun gut. Im Hause Dior ist stets ein Saal mit alten Modellen der vorigen Kollektion gefüllt. Mit Glück, Blumen und Pralinen kann man von netten Angestellten des Hauses in den Saal geführt und ziemlich billig bedient werden.

Es gibt auch einen speziellen Ausverkauf kurz vor Beginn der neuen Saison. Dazu ist weniger zu raten, denn was sich da abspielt, würde nicht einmal Gründgens als „Walpurgisnacht" zu inszenieren wagen.

Da ist es erholsamer, in das Haus

Dior contra Dior – Mit eiserner Beherrschung zwangen sich Lollo und Liz ein Lächeln ab, als sie auf dem Staatsempfang in Moskau einander im gleichen Dior-Modell gegenüberstanden

Nummer 122 der Rue La Boetie zu gehen und mit dem vorsintflutlichen Fahrstuhl – falls er gerade mal funktioniert – in den 4. Stock zu „Cabessa" zu fahren.

Bei „Cabessa" kann man unter Modellen fast aller Couturehäuser von Paris wählen. Es sind die von den Mannequins bei den Vorführungen getragenen Modelle aus der vergangenen Saison.

Über den Preis kann man reden. Die notwendigen Änderungen sind im Preis einbegriffen.

Wer die Reise nach Paris sparen will und ganz arm dran ist, möge sich in Deutschland umsehen. Bei uns gibt es Dior genug.

Viele deutsche Firmen produzieren für Dior. Ihre Erzeugnisse werden von dem Pariser Haus auf ihre modische Aktualität geprüft. Wenn sie allen Anforderungen genügen, erhalten sie das Prädikat „Dior".

Dior-Strümpfe werden bei verschiedenen deutschen Strumpf-Fabriken hergestellt und unterscheiden sich von deutschen Beinhüllen hauptsächlich durch den Preis.

Dior-Handschuhe entstehen bei der Firma Weigel in Stuttgart.

Dior-Schmuck kommt von Henkel & Grosse aus Pforzheim.

Dior-Handtaschen werden von der Firma Goldpfeil in Offenbach gearbeitet.

Dior-Pelze werden gleich von einer ganzen Anzahl deutscher Kürschner nach Schnitten aus dem Hause Dior gezaubert.

Der letzte Ausweg für alle dem Dior-Rausch verfallenen Leser: Man besorge sich einen Parisreisenden und beauftrage ihn, in der Boutique von Dior umherzuschlendern und eine Verpackungstüte hurtig in die Tasche zu stecken.

Sie packen dann in die vornehm silbergraue Tüte mit dem schwarzen Schriftzug „Christian Dior" einen leichten, tütenschonenden Gegenstand und genießen von nun an auf der Straße die gierigen Blicke aller Frauen.

Wie hat Dior das nur geschafft? Pro Jahr zwei Hauptkollektionen, die Boutique-Kollektionen, die beiden Amerika-Kollektionen, ganz zu schweigen vom Entwurf des neuen Lippenstiftes.

Er tat es nicht allein. Wozu hatte er schließlich seine 1200 Leute in zehn Abteilungen. Sie alle taten ihr Bestes, damit der Riesenrummel auch reibungslos lief.

Und er hatte seine vier Damen, die heute noch dort regieren. Von dem Salon Lelong nahm er Madame Raymonde Zehnacker mit in sein Reich. Madame Raymonde wurde dem unsicheren Dior „Mein zweites Ich". Sie überwachte alles und bewies besonders in der Auswahl der Stoffe bewundernswerte Kenntnisse.

Die zweite Dame war Madame Marguerite Carré, die er dem Salon Patou entführte. Madame Marguerite ist technische Directrice, sie wird in Paris als die Frau bezeichnet, die in der Technik des Schnittes unschlagbar ist. Die vielgerühmten „Dior"-Schnitte sind eigentlich „Carré"-Schnitte.

Die dritte Dame war Madame Mirtza Bricard. Sie konnte nichts und wußte nichts Besonderes. Sie war nur die Inkarnation der Eleganz, sie besaß den reinen Modegeschmack. Sie hat darauf zu achten, daß jedes Dior-Erzeugnis elegant genug ist, um den Beifall der internationalen High Society zu finden.

Die vierte Dame war Madame Suzanne Luling. Die hagere Dame mit der Dragonerstimme wurde Verkaufsleiterin. Ihr sind die Kundinnen, Einkäuferinnen und die Schar der schwarzgekleideten Verkäuferinnen anvertraut.

Und Dior hat gar nichts gemacht, wie? Doch. Er hat gezeichnet und gezeichnet. Er hat Tausende von Skizzen gemacht, von denen immer nur wenige zu Kleidern wurden.

Stapelweise landeten Dior-Skizzen in alten Mappen oder im Papierkorb. Es soll Putzfrauen gegeben haben, die heute noch gut davon leben, daß sie den Inhalt der Papierkörbe verkauften.

Dior hat noch etwas getan. Er hat der fünften Dame gehorcht, einer Hellseherin, die im Hause als „Dame in Schwarz" figurierte.

Sie setzte auf Grund astrologischer Berechnungen den genauen Zeitpunkt der jeweiligen Kollektions-Premiere fest. Es mußte immer ein Dienstag sein. Wurde dann durch eine kleine Panne die Eröffnung auch nur um eine Minute verzögert, sackte Dior verzweifelt in sich zusammen.

Und zwar sackte er an der Stelle zusammen, die ihm von der „Dame in Schwarz" angewiesen worden war. Hinter dem grauen Seidenvorhang, der die Mannequin-Kabine vom ersten Salon trennt.

„Berühren Sie immer Holz bei der Arbeit!" sagte die „Dame in Schwarz" zu Dior. Er zeichnete also mit dem Bleistift und leitete die Anproben mit einem Bambusstöckchen in der Hand.

Die „Dame in Schwarz" bestimmte sein Leben in allen Einzelheiten, bis zur Zusammenstellung des täglichen Menüs. Er hielt sich nicht immer daran, denn er war ungewöhnlich verfressen. Besonders Süßigkeiten stopfte er hemmungslos in sich hinein. Er naschte, was immer er fand.

Er war krank. Herzkrank und magenkrank. Immer wieder fuhr er zur Kur nach Montecatini Therme.

1957 riet ihm die Dame in Schwarz – von der behauptet wird, sie sei die

——►

Deutschland deine Mode

schon 1947 bei der ersten Begegnung mit Dior in Trance verfallene „Grand' Mère" – von allen Reisen ab.

Da maulte der sonst so folgsame Dior. Er sagte zwar seine übliche New York-Reise ab, aber nach Montecatini wollte er doch.

Am 18. Oktober fuhr er ab. Madame Raymonde Zehnacker begleitete ihn.

Am Abend des 23. Oktober spielte er mit Freunden Canasta und ging dann in sein Zimmer. Er muß noch genascht haben.

Gegen 23 Uhr klopfte Madame Raymonde an seine Tür, um nach seinem Befinden zu fragen. Sie erhielt keine Antwort. Etwas später drang Madame Raymonde in das Zimmer ein und fand Christian Dior im Badezimmer, nackt auf dem Boden liegend.

Im Hotel wohnte als Gast ein französischer Arzt, der gerade mit Grippe und hohem Fieber im Bett lag. Er wurde gerufen, lief im Pyjama über den Korridor in das Badezimmer und stellte nach einem fieberglasigen Blick den Tod von Christian Dior fest.

Das war an einem Dienstag.

Dior hinterließ den Thron eines Modekönigs, ein Vermögen in unbekannter Höhe, eine zum Landhaus umgebaute alte Mühle, sowie eine scheußliche Pariser Stadtvilla.

Er hinterließ die zahllosen Freunde und Helfer seines Lebens, die vier trauernden Damen Raymonde, Marguerite, Mirtza und Suzanne – und ein Bündel dürrer Mannequins.

Mannequins waren vom Anfang an für Dior von besonderer Wichtigkeit gewesen. Er engagierte mehr Mädchen als alle anderen Couturiers und dressierte sie mit Zuckerbrot und Peitsche zu abstrakten Modemarionetten.

Einige Mannequins, die seit der Gründung des Hauses Dior dabeiwaren, bedachte er in seinem Testament mit einer Lebensrente.

Begonnen hätte er 1947 beinahe mit einem Rudel ehrbarer Dirnen. Denn er hatte im Frühsommer 1946 eine Anzeige aufgegeben, in der „für ein neu zu eröffnendes Couturehaus" Mannequins gesucht wurden.

Zur gleichen Zeit hatten die Behörden auf Antrag der tugendsamen Abgeordneten Marthe Richard die geschlossenen Häuser von Paris ganz und gar geschlossen.

Die über Nacht stellungslos gewordenen Haus-Mädchen strömten alle zu Dior, in der Annahme, das neue Couturehaus sei nur eine unverfängliche Bezeichnung für eine verfängliche Einrichtung.

Dior nahm die Dirnenparade ab und spielte mit dem Gedanken, einige der wirklich hübschen Exemplare zu engagieren. Doch der Gang der Grazien war mehr auf Verführung als auf Vorführung eingestellt.

So holte er sich bravere Mädchen. Marie-Therèse, Yolande, Paule, Noelle und Tania hießen die ersten fünf Dior-Mannequins, die seine berühmte „Kabine" füllten.

Hundert andere folgten.

Denn das Haus Dior beschäftigt nicht nur ständig zwölf Hausmannequins, es kommen noch Doubles hinzu, Mannequins für die Boutique-Kollektion, Mannequins für die Filialen und einige Mannequins für Reisen.

Bei Dior erfand man bald jene seltsame Form der Vorführung, die heute fast in allen großen Modehäusern von Paris nachgeahmt wird.

Mit dem gleichen Mädchen, das eben noch in der Kabine mit stark naturalistischen Bewegungen in eine Dior-Schöpfung hineinhampelt, geht beim Verlassen der Mannequin-Kabine eine unerklärliche Verwandlung vor.

Mit dem entscheidenden Schritt in den Salon befällt das Mädchen anscheinend eine bestürzende Erkrankung der Wirbelsäule.

Das Mädchen krümmt den Rücken, schiebt den Hals giraffenartig nach vorn und bemüht sich offensichtlich, aus ihrem Hinterteil ein Vorderteil zu machen.

Dem Gesichtsausdruck nach muß das sehr schmerzhaft sein. Und überhaupt eine bitterernste Angelegenheit.

Mit zusammengepreßten Schenkeln und weichen Knien eilt das Mädchen durch den Salon, als müsse es eigentlich dringend woandershin. Mit hartem Ruck bleibt es plötzlich stehen, wirbelt herum, erstarrt zum Monument der Mode und eilt dann in den angrenzenden Salon, während am Vorhang bereits der nächste verklemmte Knochen dem Publikum zum Fraß vorgeworfen wird.

Zum Schluß versammeln sich alle wie ein lebender Staketenzaun um den großen Meister. Der Beifall weht sie fast um.

Einige der Mannequins sind so ausgetrocknet, daß die je nach Mode gewünschten Körperformen bei ihnen nach dem Baukastensystem zusammengebastelt werden können. Man schnallt ihnen nicht nur den Busen um, sondern stopft sie mit wattierten Einlagen auch unter den Armen aus oder füllt die zwischen den hervorspringenden Hüftknochen eingesunkene Magengrube mit einem flachen Wattekissen.

Unter den Mannequins gibt es immer einige, die ihre Kolleginnen an Eigenart noch übertrumpfen wollen. Etwa Kouka Gaspard. Wenn sie vorführt, schreitet sie mit eisiger Miene und halbgeschlossenen Augen durch den Salon, die Arme erhoben wie eine um Regen flehende Priesterin.

Ähnlich unnahbar ist Alla. Sie stammt aus Charbin, ihr Vater war ein Mandschu-Chinese, die Mutter Französin. Sie heiratete den Modefotografen de Dulmen und ist Mutter eines jetzt zweijährigen Sohnes namens Marc.

Alla brachte in Paris die exotische Welle ins Rollen. Heute gibt es kaum ein Modehaus in Paris, in dem nicht eine asiatische Gruppe herrscht.

Bei Balenciaga ist es die Eurasierin Taiga. Ihr Vater war Lothringer, die Mutter Indochinesin aus Tonking.

Große Asiatinnen sind selten. Man gab ihretwegen die Bedingung auf, Mannequins müßten preußische Gardemaße besitzen. Die frisch verheiratete Hiroko bei Pierre Cardin ist nur 1,65 groß. Die Japanerin Kazuko (Dior) nur 1,61. Und Yen aus Tahiti (Cardin) ist lächerliche 1,58 groß.

Die Mannequins wurden nicht nur kleiner, sie wurden auch immer jünger. Eine Kükenschar piepst nun in den Kabinen. Das jüngste Mädchen war eine Zeitlang mit 15 Lenzen Cathérine Spaak, die flotte Nichte des belgischen Politikers Spaak.

Lucky, die Altmeisterin aller französischen Mannequins, mit mehreren Dienstjahren auf dem berufsgebogenen Rücken, hat nichts dagegen, daß Mannequins kleiner und jünger sind.

Sie hat allerdings viel dagegen, daß sie Ausländerinnen sind. Sie kämpft: „Französische Mode den französischen Mannequins!"

Eigentlich heißt Lucky einfach Lucie und hütete als junges Mädchen in der Bretagne Kühe. Mit 17 heiratete sie, gebar eine Tochter, ließ sich scheiden und ging als Telefonistin nach Paris.

Lucky bekam Kontakt zur Konfektion. 1950 ging sie zu Dior. Sie befreundete sich mit ihrer großen Kollegin „Praline", die mit bürgerlichem Namen Jeanine Sagny hieß.

Praline hatte sich damals vorgenommen, eine Art Mannequin-Gewerk-

schaft zu gründen und den Mädchen soziale Sicherheiten zu verschaffen. Doch den Plan konnte sie nie ausführen.

Sie wurde am 23. Juni 1952 in Deauville zur „Schönsten Frau mit dem schönsten Auto" gewählt und verunglückte am gleichen Tag mit ihrem Wagen auf der Rückfahrt nach Paris. Am Tag darauf erlag sie ihren Verletzungen.

Lucky übernahm ihren Plan und gründete 1953 die „Mutuelle des Mannequins de France", eine Vereinigung zur gegenseitigen Hilfe. Von den rund 1000 französischen Mannequins traten bisher 400 der Vereinigung bei und zahlen jährlich 290 NF. Für diesen Betrag sind sie sozialversichert.

Das genügt nicht. Lucky will mehr erreichen. Sie ist erbost darüber, daß französische Mannequins nur etwa 600 Mark monatlich verdienen, während ausländische Mannequins in Paris mit rund 1000 Mark und mehr rechnen können.

In ihrem Kampf gegen die ausländische „Schmutzkonkurrenz" will Lucky auf die Barrikaden steigen. Sie will mit ihren Verbandsmitgliedern in Streik treten und auf den Straßen Protestversammlungen abhalten.

Es ist ja auch wahr. Je mehr fertig ausgebildete Mannequins aus dem Ausland nach Paris kommen, um so schwerer haben es die Mannequin-Schulen, in denen kleine Pariser Sekretärinnen oder Friseusen für den Laufsteg dressiert werden.

Und so eine Schule leitet nun mal die Lucky. Es ist die „Neue Schule der Mannequins und der guten Haltung". Für 300 Mark kann man in einem 30-Stunden-Kursus alles Notwendige erlernen. Eilige werden binnen 20 Tagen im Einzelkurs von Lucky persönlich für 650 DM zur Fair Lady getrimmt.

Da stehen sie dann, um gute Haltung bereichert, aber ohne gute Stellung. Denn da sind überall die bösen Ausländerinnen.

Die Pariser Mädchen sollten ihrerseits in das Ausland gehen, denn im Ausland werden französische Mannequins meist höher bezahlt als die einheimischen Gewächse. Das ist die ausgleichende Ungerechtigkeit.

Außerdem gibt es immer noch viele Französinnen in den Pariser Couture-Kabinen.

Dior zum Beispiel heuerte immer wieder französische Mädchen an, die dem normalen Empfinden nach häßliche Entlein waren.

Die schickte er noch dazu mit seinen stärksten Schock-Modellen in die Salons. Mit den sogenannten „Trafalgar"-Modellen, die jeder Durchschnittsfrau spitze Entsetzensschreie zu entlocken pflegten. Um gerade diese Modelle ein Jahr später freudig zu tragen.

Ein ganz besonders häßliches Entlein war die von Dior aus einer Schar viel schönerer Bewerberinnen herausgepickte „Victoire".

Als er sie zum ersten Male vorstellte, fühlten sich selbst abgehärtete Einkäuferinnen und Journalistinnen veralbert.

Victoire machte ihrem von Dior verliehenen Namen jedoch Ehre. Sie siegte, wurde Starmannequin und – nach dem Tode ihres Erfinders – streitbare Anhängerin des Dior-Kronprinzen Yves Saint-Laurent.

Als Marc Bohan zum Dior III gekrönt wurde, ging sie. Und als Yves Saint-Laurent wiederkam und sich vornahm, das gesamte Dior-Imperium zu stürzen, da stellte sie sich an die Seite des jungen Mannes mit der idealen Mannequinfigur.

Aber das ist eine Geschichte für sich.

Im nächsten **stern**

Die unlustigen Witwen

EIN BERICHT
VON GÜNTER DAHL (TEXT)
UND PETER WICHMAN

Im Angesicht der neuen Heimat danken sie Gott, der sie bis hierher, vor die Küste Englands, geführt hat. Seit über 150 Jahren lebten die Leute von Tristan auf einem Eiland der Unschuld. Sie kannten kein Geld und keine Verbrechen. Sie wußten nichts von Krieg und Polizei, von Strafe und Lüge. Die englische Regierung will die 262 Menschen als Gemeinschaft erhalten und sie auf einer einsamen Insel vor der Küste von Schottland ansiedeln. Aber vorerst quartierte man sie in einem alten Armeelager ein und gibt ihnen Unterricht in Zivilisation. Wir besuchten sie, um zu erfahren: Wie reagieren Menschen aus dem Paradies bei ihrer Ankunft im 20. Jahrhundert

Weiter auf der übernächsten Seite

Ihre Gesetze waren die Zehn Gebote

Die 262 Bewohner der Insel Tristan im Südatlantik mußten ihre Heimat verlassen, weil ein erloschener Vulkan ausbrach

Der Vulkan ließ ihnen Zeit, sich für den Aufbruch von ihrer Insel zu rüsten. Keiner mußte um sein Leben laufen. Aber dann, als zwei englische Kriegsschiffe die Tristan-Insulaner an Bord genommen hatten, spie der Vulkan, den man seit anderthalb Jahrtausenden für tot hielt, Feuer und Rauch in den Himmel. Ein Paradies versank unter Lava

Tristan da Cunha ist rund 3600 km von Kapstadt und 3500 km von Rio de Janeiro entfernt und wird „der Welt einsamste Insel" genannt. Auf St. Helena im Norden war Napoleon gefangen

Die neue

Constructa

die beste Constructa

und für Mutti eine Constructa

Susi kennt Muttis sehnlichsten Wunsch. Es wäre fein, wenn er endlich erfüllt würde: eine eigene Constructa! Wieviel weniger Arbeit hätte Mutti dann - sie könnte öfter mitspielen. Und sie wäre nicht mehr so abgespannt, wenn Vati abends heimkommt. Ja, die Constructa ist ein echtes Geschenk für die ganze Familie.

Die meisten entscheiden sich bei der Anschaffung einer vollautomatischen Waschmaschine für die Constructa. Und Sie wissen genau, warum: Constructa 1961 - die beste Constructa - bietet einfach alles, was die moderne Hausfrau von einem echten Vollautomaten erwartet.
Ist nicht jetzt die richtige Zeit, diesen Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen? Gehen Sie doch einmal zum Fachhändler. Er wird Ihnen sagen, wie leicht es heute ist, Constructa-Besitzer zu werden. Vielleicht vereinbaren Sie auch gleich den Termin für eine Waschvorführung. Sie werden sehen: Constructa wird auch für Sie das Geschenk des Jahres.

Wollen Sie sich über die neue Constructa in Ruhe zu Hause informieren? Dann verlangen Sie bitte den 24seitigen, farbigen Katalog von Abt. C 11 Constructa-Werke, Lintorf b. Düsseldorf oder von Abt. C 11 Constructa- Waschautomaten-Vertrieb, Wien 1, Schottengasse 4

Tristan – Insel der Zehn Gebote

In einem solchen Kleid feierten die Mädchen der Insel Tristan da Cunha Hochzeit. Alle 262 Insulaner sind untereinander verwandt

So kämmten die Frauen von Tristan die Wolle – und dann der Sprung ins 20. Jahrhundert: Rose Repetto vor einem Londoner Kaufhaus

Es ist Sonntag, fünf Minuten vor elf. Der Pfarrer Jack Jewell, ein untersetzter Mann mit eisgrauem Haar und Skistiefel unter der Soutane, kommt in die große Baracke und stellt das Fernsehgerät ab. Es läuft den ganzen Tag; denn die Leute davor können nicht genug bekommen. Sie wußten bisher nicht, was Fernsehen ist. Nun wenden sie sich verlegen, fast erschrocken von der dunklen Scheibe ab und lächeln ihren Pfarrer an. Er gibt ihnen dieses Lächeln zurück und sagt: „Kommt, meine Freunde, wir wollen nun Alan Greens Baby taufen."

Während sie die Stühle herbeitragen und in Reihen aufstellen, gehe ich durch die ungemütliche kalte Baracke. Auf einem Tisch neben dem Fernsehgerät liegt ein Haufen Schmöker. Obenauf ein zerfleddertes Heft mit dem Titel: „Der Mörder blieb Sieger", darunter eine Zeichnung: Ein Maskierter stößt ein Messer in die nackte Brust eines Mädchens. Dieses Heft wird jetzt zögernd von einer Hand gegriffen. Neben mir steht ein junger Mann, vielleicht zwanzig Jahre alt, der einen zu großen Anzug trägt und einen Schlips, der nicht dazu paßt. Sein Haarschnitt verrät, daß es beim Friseur schnell gehen mußte und nicht viel kosten durfte.

Dieser Mann ist einer von den 262 Bewohnern der einsamsten Insel der

Weiter auf der übernächsten Seite

A

B

C

Welcher ist der Echte?

Unser traditionelles Electrostar-Weihnachts-Preisausschreiben – diesmal mit 15000 Mark Gewinnen!

Eine reizvolle Preisaufgabe haben wir uns in diesem Jahr wieder für Sie ausgedacht. Wer an unserem letzten Weihnachts-Preisausschreiben teilgenommen hat und kein Glück hatte, sollte es diesmal wieder versuchen. In Anbetracht der zu erwartenden großen Teilnehmerzahl haben wir auch die Zahl der ausgesetzten Preise gegenüber dem letzten Jahr erhöht. Damit wachsen natürlich Ihre Gewinnchancen. Aber nun zu unserer vorweihnachtlichen Preisaufgabe:

Hier sind drei Küchenmaschinen abgebildet. „Drei Starmix-Geräte!" werden Sie bei flüchtigem Hinsehen sagen, denn wer erkennt nicht den Starmix an seiner modernen, international gültigen Zweckform. Bei genauerem Betrachten werden Sie allerdings feststellen, daß sich die drei Abbildungen in einigen wenigen Details voneinander unterscheiden. Welches ist nun tatsächlich der **echte** „Starmix", A, B oder C?

Ein kleiner Tip zur Lösung (falls Sie nicht selbst Starmix-Besitzer sind): Sehen Sie sich anläßlich Ihres nächsten Schaufensterbummels bei Ihrem Elektro- oder Haushalt-Fachgeschäft oder in einer unserer Anzeigen oder Prospekte den Starmix ganz genau an. Dann wird Ihnen gewiß die richtige Antwort leicht fallen. Auf Ihre Lösungskarte brauchen Sie nur ein großes A, B oder C zu malen!

Denken Sie aber bitte an den letzten Einsendetermin: 18. Dezember! Wir wünschen Ihnen Fortuna's Beistand, damit Ihnen einer der wertvollen Preise das Weihnachtsfest verschönen wird.

Teilnahmebedingungen

1. Teilnahmeberechtigt sind alle Leser dieser Zeitschrift, mit Ausnahme der ELECTROSTAR-Mitarbeiter und -Mitarbeiterinnen.
2. Die Lösung, also A, B oder C, schreiben Sie auf eine frankierte Postkarte mit dem Vermerk „Weihnachts-Preisausschreiben". Diese senden Sie an die Electrostar GmbH, Reichenbach/Fils.
3. Über die Verteilung der Preise entscheidet das Los unter den richtigen Einsendungen. Die Auslosung geschieht unter Aufsicht eines Notars. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
4. Letzter Einsendetermin ist Montag, der 18. Dezember 1961 (Datum des Poststempels).
5. Die Gewinner werden persönlich benachrichtigt. Die Auslieferung der Gewinne erfolgt noch rechtzeitig vor dem Fest.
6. Das Ergebnis des Preisausschreibens mit den Namen der Gewinner wird in einer ganzseitigen Anzeige in Nummer 5 der „Neuen Illustrierten", die am 29. 1. 1962 erscheint, bekanntgegeben.

Und das können Sie gewinnen:

1. Preis: Eine komplette Universal-Küchenmaschine Starmix, Modell MX 3, mit Gemüseschneider, Saftzentrifuge, Fleischwolf, Eismaschine, Zitruspresse und Mahlwerk Wert DM 577.–
2.–6. Preis: Je ein Electrostar-Dreischeibenbohner, Modell GB 3400, im Wert von DM 315.– zus. DM 1575.–
7.–12. Preis: Je ein Starmix Modell MX 3, im Wert von DM 298.– zus. DM 1788.–
13.–18. Preis: Je ein Electrostar-Zweischeibenbohner, Modell HB 2300, im Wert von DM 265.– zus. DM 1590.–
19.–26. Preis: Je ein Electrostar-Staubsauger „Starmaster ultra" (DM 248.–) zus. DM 1984.–
27.–32. Preis: Je ein Starboy komplett (Staubsauger + Bohner) im Wert von DM 216.– zus. DM 1296.–
33.–45. Preis: Je ein Electrostar-Staubsauger „Starmaster" (DM 198.–) zus. DM 2574.–
46.–53. Preis: Je ein Starboy-Handstaubsauger im Wert von DM 146.– zus. DM 1168.–
Außerdem kommen noch 1000 der beliebten „Miniatur-Starmix-Geräte", die als Salz- und Pfefferstreuer zu verwenden sind, zur Auslosung Wert DM 2500.–

★ ELECTROSTAR ★ REICHENBACH/FILS

Niederlassung Österreich: Electrostar, Wien V, Stolberggasse 23
Generalvertretung Schweiz: Hans Treu AG, Zürich, Bellerivestraße 40

Tristan — Insel der Zehn Gebote

Welt, die Tristan da Cunha heißt und im Südatlantik liegt, auf der Mitte etwa zwischen Südamerika und Afrika. Was ist ein Mörder? Wie kann man einen Menschen mit einem Messer töten — das verstößt doch gegen das Fünfte Gebot! Es sind nur zwei Fragen. Ach, es sind hundert, es sind tausend Fragen, die nun auf die 262 Männer, Frauen und Kinder herniederstürzen wie Steine. Die meisten aller Fragen tun weh und verwirren; und es ist so schwer, sie zu beantworten.

Vorhin, als ich hierher kam in das ausgediente Lager der englischen Armee in der Grafschaft Surrey, eine Autostunde südlich von London, saß ich mit Pfarrer Jewell und dem Ältesten der Tristan-Insulaner, Willi Repetto, eine Stunde lang in der Lagerkantine zusammen. An der Wand dieser kahlen Kantine ist ein Plakat aufgehängt, darauf heißt es: „Weigern Sie sich, Speisen zu essen, die Sie nicht mögen!" So ein Plakat gibt es sicherlich auf dieser Erde kein zweitesmal. Aber es hat einen Sinn. Die Insulaner, die in die Lagerkantine kommen, haben ihr Leben lang nur Fisch und Kartoffeln gegessen und ein paarmal im Jahr Fleisch. Sie waren nie magenkrank und nie erkältet. Sie hatten keine Masern und keine Grippe, kein Rheuma und nichts mit der Leber, der Galle und den Nieren. Vom Kreislauf ganz zu schweigen. („Was ist das?") Und nun nehmen sie teil an dem, was wir Zivilisation nennen. Man will sie mit dieser Zivilisation bekannt machen und sie gleichzeitig vor ihr schützen. Mit dem Essen fängt es an.

Der Pfarrer und der Älteste, der Herr Repetto, machen sich große Sorgen, wie es nun weitergehen soll. „Meine Leute sind gute Menschen", sagt Repetto. Sein Englisch stammt aus dem vorigen Jahrhundert. „Sie wissen nicht, was eine Lüge ist. Wir hatten auf unserer Insel keinen Polizisten, kein Gefängnis. Es gab keine Verbrechen, nicht einmal Streitigkeiten. Wir achteten und liebten uns alle, und wir fuhren zum Fischen, hatten unsere Schafe und ein Stückchen Land. Zwei- bis dreimal im Jahr kam ein Schiff, das brachte Zeitungen und Post und Sachen zum Anziehen und Geräte. Als uns der Bischof aus Kapstadt besuchte, brach die Technik über Tristan herein, denn er schenkte uns zwei Fahrräder."

Altvater Repetto zeigte dann aus dem Fenster der Kantine. Sein Gesicht war ernst und voller Kummer. „Sehen Sie dort die Autos und die netten Damen und Herren", sagte er, „sie kommen voll guter Absichten und wollen über Sonntag unsere Leute zu sich einladen. Ich muß sie doch gehen lassen, die Jungen und die Mädchen und auch die Älteren, die angesteckt sind von der Neugier. Aber ich kenne sie; ich kenne meine Leute — sie sind scheu, und wenn sie nun überfallen werden von all diesem Zubehör des modernen Lebens, dann werden sie ängstlich sein und sich nicht zurechtfinden. Ich selbst habe Angst, daß wir uns verlieren, daß wir nicht zusammenbleiben und unsere neue Heimat finden, die uns die Regierung auf einer Insel vor der Küste von Schottland geben will."

Ich stehe in der großen Baracke. Draußen fahren immer mehr Autos vor. Heitere, frisch gebadete Engländer steigen aus und nicken den Insulanern zu, die kommen, um dabei zu sein, wenn Alan Greens Tochter getauft wird. Die erste Taufe eines Tristan-Kindes nach der Vertreibung aus dem Paradies in die Zivilisation.

Das Paradies, aus dem die 262 Insulaner vertrieben wurden, ist 116 Quadratkilometer groß und von Vulkanen bedeckt, die seit anderthalb Jahrtausenden erloschen sind. Die Insel ist nach dem portugiesischen Admiral Tristan da Cunha benannt, der sie im Jahre 1506 entdeckt hat. Als Napoleon 1815 auf die Insel St. Helena verbannt wurde, legten die Engländer eine Handvoll Soldaten nach Tristan, die 1821, nach dem Tod des französischen Kaisers, wieder abgezogen wurden. Nur einer, der Korporal Glass, blieb mit seiner Frau und seinen 16 Kindern zurück. Drei schiffbrüchige Matrosen, ein Holländer und zwei Italiener, kamen ein paar Jahre später dazu. Ein verständnisvoller Kapitän sorgte dafür, daß bald fünf Negerinnen aus St. Helena gebracht wurden. Von diesen ersten Familien stammen alle Nachkommen direkt ab. 1880 waren 109 Menschen auf der Insel, 1893 waren es 152. Die Zahl stieg 1928 auf 160 und 1953 auf 292. Nur sieben Namen gibt es auf Tristan: Glass, Green, Hagan, Lavarello, Repetto, Rogers und Swain.

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges gab es auf Tristan da Cunha kein Geld. Erst als eine Company eine kleine Fischverwertungsfabrik baute, wurde Arbeitskraft zu einer mit Geld aufzuwiegenden Ware. Die Regierung von Südafrika richtete eine Wetterstation ein; aus England kam ein Funker. Von ihm erfuhren die Insulaner im Dezember 1945, daß der Krieg zu Ende war. Der Kapitän eines Dampfers hatte ihnen erst 1944 berichtet, daß überhaupt Krieg ist, und daß er 1939 begonnen hatte.

Vor etwa einem Monat brach der 2400 Meter hohe Hauptvulkan, der in jedem Geographiebuch als erloschen bezeichnet wird, aus und spie Feuer und Rauch und glühende Lava. Das Paradies vertrieb seine Insassen. Tristan war eine Insel der Zehn Gebote. Die Menschen, die hier lebten, kannten keine Sünde, kein Verbrechen. Sie waren Gottes unschuldige Kinder.

Zwei englische Kriegsschiffe brachten die Tristaner auf die 33 Kilometer entfernte Nachtigall-Insel; dort wartete das holländische Schiff „Tjisadane" und fuhr mit ihnen nach Kapstadt. Von da nahm der englische Dampfer „Sterling Castle" sie mit nach Southampton. Die britischen Marinesoldaten kehrten noch einmal nach Tristan zurück. Sie erschossen die herumstreunenden Hunde. Die 300 Schafe und 30 Esel ließen sie am Leben, ebenfalls die Katzen; sie sollen die Ratten fernhalten. Der Vulkan wächst ständig; eine gewaltige Dampfwolke hüllt die Insel ein. Das Paradies, so scheint es, ist verloren.

Pfarrer Jewell zieht das Chorhemd über seine Soutane und beginnt mit den heiligen Handlungen. Auf einem Tisch steht ein Kruzifix, und davor liegt die Bibel. Gesungen wird nicht, denn fast alle 45 Kinder, die hier versammelt sind, husten und niesen fürchterlich und sind heiser. Sie haben sich im englischen November erkältet. Wintermäntel hat man ihnen noch nicht gegeben. Warum eigentlich nicht?

Es ist ein seltsamer Gottesdienst, hier in dieser Baracke mit dem Fernsehgerät, der Schundliteratur und den Zetteln an den Wänden. Auf diesen Zetteln steht: „Montag 10 Uhr Einführung in Frisieren und Kosmetik" — „Montag 16 Uhr Vortrag des Feuerwehrkommandanten über die Arbeit der Feuerwehr" — „Dienstag 10 Uhr Unterhaltung mit Polizei-Inspektor Burleigh: Wie geht man in London

Weiter auf der übernächsten Seite

EXPORT

Qualitätscigarette für den Weltmarkt

made in
Germany

EXPORT
MADE IN GERMANY
KRISTINUS
PEER
EXPORT
FILTER

Inlandspreis
20 Stück
DM 1.75

ERLIN

Kristinus

PEER EXPORT in der internationalen 20-Stück-Packung ist bestimmt für den weltoffenen Raucher diesseits und jenseits der Grenzen. Diese Qualitätscigarette »Made in Germany« repräsentiert eine Spitzenleistung deutschen Cigarettenschaffens. Man muß sie probiert haben!

Fotografiert für PEER EXPORT: Stockholm

Tristan — Insel der Zehn Gebote

über die Straße?" – „Dienstag 16 Uhr Vortrag: Du und die Post."

In welche Welt sind diese 262 Menschen versetzt worden! „... und hilf uns, allmächtiger Vater, daß deine Kinder von Tristan in ihrer neuen Heimat nicht Schaden an Leib und Seele erleiden." Damit schließt Pfarrer Jewell den Gottesdienst. Alle stehen auf und gehen hinaus. Manche halten sich an den Händen. Ich habe vorhin den Pfarrer und den Ältesten, Willi Repetto, gefragt, ob ich mit zwei von ihren Leuten durch London fahren dürfte, um ihnen die berühmten Gebäude und das Leben dieser Stadt mit acht Millionen Menschen zu zeigen.

„Seien Sie behutsam mit ihnen", sagte Repetto, „sie sind unschuldige und hilflose Kinder."

Rose Repetto ist 23, Albert Glass, ihr Verlobter, ist 26 Jahre alt. Er hat in der Fischverwertungsfabrik auf der Insel Tristan gearbeitet. Es wird ein bedrückender Nachmittag. Was hatte ich denn da vor? Wollte ich nicht ausprobieren, wie die Zivilisation, auf die wir uns so viel einbilden, auf diese Naturkinder wirkt? Und das wollte ich dann beschreiben. Eine reizvolle Aufgabe für jeden Journalisten, nicht wahr? Peter Wichman, der Londoner Korrespondent des Stern, würde Rose und Albert dabei fotografieren, und Millionen Leser würden miterleben, wie die aus dem Paradies Vertriebenen unsere wackere, herrliche Welt betreten.

Auf dem Weg nach London, als unser Auto durch die sonntagleeren Straßen jagt, zieht Rose einen kleinen Zettel aus ihrer Jackentasche. „Ich habe gestern drei Worte gehört, die ich nicht verstehe. Was ist das: Schönheitskonkurrenz, Streik und Abmagerungskur? Können Sie es mir sagen?" Da sitze ich nun mit meiner Weisheit. Ich erzähle ihr, daß schöne Mädchen zusammenkommen, und daß eine Jury unter ihnen die allerschönste aussucht.

„Warum?" fragt Rose. „Wir sind doch alle von Gott geschaffen. Er hat bestimmt, wie wir aussehen."

Nein, es ist ein unbehaglicher Nachmittag. Unbehaglich für mich; denn ich muß auf einmal unsere Zivilisation rechtfertigen und verteidigen.

Da heißt es immer, es brauchten nur drei zivilisierte Menschen auf eine einsame Insel verschlagen zu werden, und sicher bekämen sie miteinander Streit. Rose und Albert, die – man muß es doch wohl so nennen – nicht zivilisiert sind, lebten mit 260 anderen auf der einsamsten Insel der Welt, und alle waren sie glücklich. Wir Zivilisierten träumen so gern vom einfachen Leben. Vielleicht wären wir untauglich, wenn wir es zu bewältigen hätten, genauso wie die Tristaner jetzt für die Zivilisation untauglich sind. Sie sollen zwei bis drei Monate in diesem Lager bleiben, um sich dieser Welt hier anzupassen. Man will sie umschulen, zurechtbiegen, hinkneten, damit sie imstande sind, diese wundervolle Zivilisation zu kapieren.

„Warum lächeln die Menschen hier nicht?" fragt Albert, „und warum laufen sie alle so schnell?"

Ja, warum lächeln wir eigentlich nicht? Leute, die streiken und abmagern wollen, lächeln nicht. Aber wie soll ich das Rose und Albert begreiflich machen! Als ich mich abmühe mit einer Erklärung des Wortes Streik, sagt Albert: „Aber warum wollen sie denn mehr Lohn, wenn sie auch jetzt zu essen haben und einen Anzug und ein Bett?"

Soll ich jetzt vielleicht vom Lebensstandard und von steigenden Ansprü-

chen anfangen? Uns fehlen vollkommen die gemeinsamen Begriffe. Rose und Albert merken das selbst. Sie lächeln mir offen und herzlich zu. Ich zeige ihnen den Buckingham-Palast, wo ihre Königin wohnt. Trafalger Square. Westminster - Kathedrale. Tower. Downing Street Nr. 10. Piccadilly Circus. Wir fahren mit der U-Bahn und auf der längsten Rolltreppe Europas im U-Bahnhof Leicester Square. Wir essen warme Würstchen im Automaten-Restaurant und gehen an den Schaufenstern der berühmten Regent Street vorbei.

Ich bereue diesen Ausflug; ich schäme mich fast. Rose und Albert sind in einem Käfig mit Wänden aus Glas. Sie sehen, ohne zu begreifen, sie hören, ohne zu verstehen. Was sie fühlen und denken – ich weiß es nicht. Sie werden von Stunde zu Stunde unsicherer und hilfloser und stumm. Wir fahren zurück in das Lager nach Surrey, in die kalten, kahlen Baracken. An der Tür zur Nummer 6 geben wir uns die Hand.

„Danke", sagt Albert, und Rose sagt auch „danke".

Wofür?

Es ist dunkel geworden. Ich gehe außen an der Baracke vorbei und werfe einen Blick durch die Fenster, die keine Gardinen haben. Um einen eisernen Ofen sitzen Alberts und Roses Verwandte, Alte und Junge, auf Feldbetten und Klappstühlen. Zwei Stühle in der Runde sind leer, dorthin setzen sich jetzt Albert und Rose. Die anderen betrachten sie mit ruhigen und freundlichen Augen. Sie scheinen etwas zu erwarten.

Ich stehe noch lange draußen vor dem Fenster und sehe, daß Albert und Rose kein Wort sagen.

Pfarrer Jewell taufte Alan Greens Baby nach der Flucht von der Insel im Lager

Nach der Vertreibung aus dem Paradies: Rose und Albert zum erstenmal in London

Der erste Empfang …

Nach der Taufe gibt Baby gewissermaßen
seinen ersten Empfang.
Für wenige Minuten ist es noch einmal
der Mittelpunkt im Kreise der glücklichen
Eltern, der Paten und Freunde. Auf sein
Wohl und seine Gesundheit stoßen sie an
mit einem Glas HENKELL TROCKEN –
dem gleichen großen Sekt, der
später ein Leben lang auch sein Begleiter
sein wird in allen frohen
und festlichen Stunden. Vollkommene Reife
und rassige Eleganz
bestimmen HENKELL TROCKEN zu dem
bekömmlichen Sekt für Anspruchsvolle,
die „etwas mehr" davon verstehen
und daher auch zu der
rechten Marke, um die guten Wünsche
für ein junges Menschenkind zu besiegeln.

HENKELL
FAMILIENBESITZ
H & Co
SEIT ÜBER 100 JAHREN

starkasten

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, ließ Liz Taylor ihre Mietvilla in Rom umgestalten. Vor allem verlangte sie kategorisch ein größeres Bett von mindestens 2,15 Meter Länge und 1,80 Meter Breite, da sie ihre nächtliche Ruhe mit zwei siamesischen Katzen und einem Bernhardinerhund zu teilen pflegt. Als gehorsamer Mr. Taylor erfüllte Eddie Fisher ihr diesen Wunsch ebenso prompt wie die Installation eines geräumigen Kühlschrankes im Schlafgemach. Dieser Kühlschrank ist zur Aufnahme von mindestens 50 Flaschen Wodka fähig und bestimmt. In schlaflosen Nächten vertraut die „Queen" auf die einschläfernde Wirkung des Kartoffelwassers, die leergetrunkenen Flaschen zerdeppert sie anschließend nach altrussischer Art auf dem Boden.

In der Zeit des großen Geschreis um Stoppgagen bewies Dorothea Wieck, daß es für Künstler noch andere Sorgen als das Geld gibt. Trotz eines finanziell bedeutend besseren Angebotes tritt sie allabendlich im Berliner Kellertheater der „Vaganten" auf und spielt in Ibsens „Gespenster" die weibliche Hauptrolle. Sie sei glücklich, sagte die große Dame des deutschen Vorkriegsfilmes, einmal keine Salonschlange oder einen anderen Snob spielen zu müssen. Ihre Gage bei den „Vaganten": Abend für Abend 15 (fünfzehn) Mark.

Ein Kind von Bescheidenheit ist offensichtlich Melina Mercouri, die unter der Regie von Jules Dassin als „Sonntags nie" tätiges Hafenmädchen kometenhaft Weltruhm gewann. Als sie gefragt wurde, warum sie ihren Entdecker und Regisseur nicht heirate, antwortete sie gelassen: „Warum sollte ich? Die Garbo hat ihren Maurice Stiller ja auch nicht geheiratet."

Kopfschmerzen macht sich Christine Kaufmann um ihre Rolle in dem italienischen Abenteurerfilm „I mercenari" – Kopfschmerzen im wahrsten Sinne des Wortes. Christines Haar ist ursprünglich braun, Regisseur Leslie Norman befahl ihr aber, ihren Kopfschmuck schwarz zu färben. Christine tat es. „Blödsinn", entschied Regisseur Etienne Perier, der wenig später den Regiestuhl von Norman übernahm, und befahl ihr, das braune Haar von Schwarz in Kastanienrot umzufärben. Christine tat es. Und nun hat sie Kopfschmerzen und Angst vor weiterem Regiewechsel.

Fromm nur vor der Kamera

Gleich zweimal soll das internationale Kinopublikum moralisch aufgerüstet werden. In Rom ging „Pontius Pilatus" ins Atelier, und es spricht für das feine Empfinden der italienischen Filmfabrikanten, daß sie Christus (links) und Judas (links unten) ausgerechnet von John Barrymore spielen lassen, dem letzten Nachfahren der Barrymore-Familie. Jonny, als Trinker und Skandalmacher am Tiber bestens bekannt, erholt sich von seinen religiösen Bemühungen beim süßen Leben mit seiner Verlobten Gaby Palazzuoli (rechts). – Als weiterer Bibelfilm steht uns der US-Schinken „König der Könige" ins Haus. „Time"-Kritik: „Das Christentum überstand Türken und Kommunisten. Es wird auch diesen Film überleben"

Petronius stiegen fast Tränen der Rührung in die Augen, als er von der selbstlosen Großmut des Jean Marais erfuhr. Bei einer Autofahrt durch Rom fuhr ein italienischer Soldat nebst Lastwagen den französischen Star in seinem Auto von hinten an. Der Armee-Laster war schrottreif. Als der junge, gutaussehende Soldat zu jammern begann, dieser Unfall würde ihm eine schwere Strafe einbringen, bat Jean Marais den Kommandeur des schuldhaft Verunglückten um Gnade. „Das wäre möglich", sagte der Offizier, „wenn Sie, Herr Marais, die Kosten tragen." Warmherzig zog Jean Cocteaus intimster Freund sein Scheckbuch und übergab dem Kommandanten einen entsprechenden Scheck.

Bis zum nächstenmal Ihr

Petronius

Seines Vaters Baby

Jeder Zoll der Papa – so weist das erste Bild des John Clark Gable den neun Monate alten Blondschopf als Sohn seines Star-Vaters aus. Clark Gable, König von Hollywood, hat seinen Sohn nicht mehr gesehen. Er erlag 1960 einem Herzanfall

Der Tod packt seinen Koffer

Ein Krimi von Bryan Edgar Wallace

FÜR DEN STERN BEARBEITET VON ERNST PETRY

Das Treppenhaus war nicht beleuchtet. Bill Tern tastete nach einem Lichtschalter, drehte ihn an. Verdeckte Lampen strahlten weich gegen die Decke und hüllten die kleine Halle in warmes, plüschenes Licht.

Es war sehr still. Keine Radiomusik, kein Geräusch. Lautlos ging Bill auf die Treppe zu.

Entweder hatte Maureen ihn belogen, als sie sagte, daß der Unbekannte sich hier mit Phil treffen wollte – oder . . .!

Bill fühlte nach seiner Brusttasche, nahm die Pistole heraus. Es gab ein feines knackendes Geräusch, als er den Sicherungsflügel herunterdrückte.

Vor der Tür an dem oberen Treppenabsatz blieb er stehen, lauschte . . . Nichts.

Er bückte sich, versuchte durch das Schlüsselloch zu sehen . . . Nichts.

Vorsichtig, millimeterweise drückte Bill die Klinke herunter und schob ebenso vorsichtig die Tür auf. Es gelang ihm völlig geräuschlos.

Schritt für Schritt tastete er sich über den Plüschteppich bis zur Wohnzimmertür hin. Sie war nur halb angelehnt, und gedämpfter Lichtschein drang heraus, fiel über den Fußboden, lief schräg an der mit Seidentapete bespannten Wand hoch, brach sich an der Decke.

Nichts rührte sich.

Noch einen Schritt.

Mit der entsicherten Pistole in der Hand ging Bill lautlos bis an die Tür.

Das wäre nicht die erste Falle, die ihm gestellt wurde.

Mit einem Ruck riß er die Tür ganz auf und sprang zurück. Er konnte den Schreibtisch sehen und den Mann, der darüber lag: Phil Lammert. Und dann glaubte er nicht mehr an eine Falle. Das Blut, das die Schreibunterlage auf Phils Schreibtisch färbte, war echt. Die beiden Schüsse in seiner Stirn auch.

Der Vorhang zur Balkontür bewegte sich leise, und Bill ließ sich blitzschnell neben dem Schreibtisch niederfallen. Aber nichts geschah. Die beringte Hand des toten Phil Lammert hing müde über die Kante des Schreibtisches vor Bills Gesicht. Sie war noch warm.

Bill tastete über die Schreibtischkante nach dem Fuß der Tischlampe und schaltete sie aus. Er wartete noch einen Augenblick, dann kroch er um den Schreibtisch herum auf die Balkontür zu. Niemand stand hinter dem Vorhang . . .

Die Tür war nur angelehnt, und der Nachtwind bauschte friedlich die Gardine.

Gerade als Bill die Lampe wieder einschalten wollte, klingelte das Telefon neben dem Kopf des Toten. Bill ließ es zweimal klingeln, dann hob er im Dunkeln den Hörer ab.

„Ja", sagte er nur.

Eine Frauenstimme fragte ängstlich: „Sind Sie es, Mr. Tern?"

Die Stimme gehörte Maureen, und sie schien von unendlich weit herzukommen.

„Ja, ich bin's", sagte Bill.

„Ich habe Angst", sagte Maureen. „Ist etwas passiert?"

„Ja, es ist etwas passiert," sagte Bill langsam. „Lammert ist tot!"

Es schienen Minuten zu vergehen, bis Maureen fragte: „Phil?"

„Ja", sagte Tern.

Er stand im Dunkeln neben einem Toten und preßte den Hörer an sein Ohr. Durch die Gardine drang der fahle Lichtschein eines erleuchteten Fensters jenseits des Gartens.

„Ich habe solche Angst", sagte Maureen.

Bill schwieg. Plötzlich war ihm sein Kragen zu eng. Er fühlte, wie sein

Blut ihm in den Kopf stieg, wie es in seinen Schläfen hämmerte. Ein Trommelwirbel von Gedanken überstürzte sich in seinem Gehirn.

Natürlich, er hatte Beziehungen zu allen Ämtern und Geheimdienststellen. Er kannte Tom Pringle. Er wußte von dem Vorhaben. Er kannte Mike Hallet. Er hatte sich mit Susan getroffen. *Ihm* gehörte das Feuerzeug. Die Zeichnung, die nach Miß Worringtons Angaben gemacht worden war, glich *ihm* ...

„Hallo", sagte Maureen in den Hörer. Ihre Stimme zitterte ängstlich. „Hallo ..."

Bill hängte wortlos ein, schaltete das Licht an. Der tote Phil hatte sehr ruhig zugehört.

„Armer kleiner Gauner", sagte Bill und wählte die Nummer von Inspektor Dennis.

„Ich spreche aus der Wohnung Phil Lammerts", sagte er, als Dennis sich gemeldet hatte. „Ich kann nicht warten, bis Sie hier sind. Aber der Mann, den Sie hier abholen sollen, läuft nicht mehr weg. Phil Lammert wurde ermordet. Und ich glaube, ich kenne den Mörder."

Bills Vauxhall jagte durch die Nacht. Der Motor drehte auf viel zu hohe Touren, das grünliche Licht der Armaturenbeleuchtung fiel auf Bills Hände, die sich hart um das Steuerrad krampften.

Wenn alles gutgeht, habe ich ihn in einer halben Stunde, dachte Bill, und während er mit halsbrecherischer Geschwindigkeit durch die Kurven der schmalen Straßen nach Norden raste, stand der kleine graue Bürobote Smith vor dem Zimmer Big Joes. Er trug ein Tablett mit Teegeschirr, aber er fürchtete sich, anzuklopfen.

Big Joes Stimmung war seit Tagen nicht die beste.

Seit dem Reinfall auf dem Jahrmarkt von Tolminster lief der ganze Polizeiapparat Englands auf Hochtouren. Aber nirgends – bei keinem Hehler, bei keinem Juwelier – war einer der Steine aufgetaucht. Kein Hinweis. Auf keinem Bahnhof, auf keinem Flughafen, in keinem Hafen und an keiner Grenzübergangsstelle war etwas Verdächtiges bemerkt worden.

Big Joe starrte zum hundertsten Male die beiden Zeichnungen an, die ihm Inspektor Dennis geschickt hatte. Ein schmales, nichtssagendes Gesicht.

Einmal mit, einmal ohne Brille.

Verdammt. Köpfe mit diesem Gesicht gab es Tausende. Unwillig blickte er auf, als es an der Tür klopfte und Smith, der kleine graue Smith, eintrat.

„Was wollen Sie denn schon wieder?"

„Ich wollte Ihnen Tee bringen", sagte Smith und blieb vorsichtig an der Tür stehen.

„In Gottes Namen bringen Sie ihn her", sagte Big Joe ergeben. Der kleine graue Smith ging um den Schreibtisch herum, stellte das Tablett ab und richtete den Tee.

Über Big Joes Schulter sah er die beiden Zeichnungen und murmelte: „Indische Spezialmischung."

„Was sagten Sie?" fragte Big Joe konsterniert.

„Indische Spezialmischung", sagte der kleine graue Smith. „Er hatte immer seinen eigenen Tee. Aber daß er jetzt auch 'ne Brille trägt, wußte ich nicht."

„Wer?" Big Joe stockte der Atem.

„Der Mann da." Smith zeigte auf die Zeichnungen.

„Der versteht etwas von Tee", fuhr er mit einem unausgesprochenen Vorwurf fort: „Als er noch im Amt war, sagte er immer: ‚Smith, Sie machen den besten Tee, den ich je ...' "

„Einen Augenblick."

Big Joe stand auf.

„Sie kennen diesen Mann?" fragte er eindringlich.

„Selbstverständlich, Sir. Sie kennen ihn doch auch."

Big Joe starrte die Zeichnungen an.

„Wer ist es?" fragte er leise.

→

Der Tod packt seinen Koffer

„Nun, das ist doch Mr. Lammert. Während des Krieges saß er einen Flur unter Ihnen. Erinnern Sie sich noch, als er den Ärger mit seinem Bruder hatte ..."

Big Joe wandte sich ab, ging zu dem Kleiderschrank, nahm seinen Hut und seinen Mantel heraus.

„Smith, ich bin ein Idiot", sagte er, „aber sagen Sie es nicht weiter."

Kopfschüttelnd sah Smith die Tür zufallen, kopfschüttelnd räumte er sein Teegeschirr wieder zusammen.

„Jetzt trinkt er wieder keinen Tee", murmelte er beleidigt. „Hätte ich ihm nur nichts gesagt."

Eine halbe Meile vor John Lammerts Haus fuhr Bill Tern seinen Wagen in eine schmale Seitenstraße. Den Rest des Weges ging er zu Fuß. Das Haus lag dunkel da. Von den Bäumen der Allee, die zu dem Haus hinaufführte, fielen schwere Tropfen. Ein leichter Wind war aufgekommen und schüttelte die kahlen Äste. Bill ging auf dem Rasen neben der Auffahrt. Seine Schritte waren unhörbar.

Vorsichtig näherte er sich dem hinteren Eingang des Hauses, blieb noch einmal stehen, beobachtete das Haus.

Da, ein Lichtschein hinter einem Fenster neben der Tür.

Eine Taschenlampe, dachte Bill automatisch und schlich auf die Tür zu. Sein Fuß berührte etwas Weiches, Nachgiebiges. Er bückte sich und tastete den Gegenstand ab. Pelz. Fell, kaltes Fell. Bills Hand zuckte zurück. Es war ein Hund, ein toter Hund.

Die Tür war nicht verschlossen. Trotz äußerster Vorsicht knirschten Bills Schritte leise auf dem Terrazzo-Fußboden des Flures. Er zog die Schuhe aus, entsicherte seine Pistole und betrat die Halle.

Hinter den geschlossenen Läden war der Raum völlig finster. Nur in dem Kamin glomm unter der Asche noch eine schwache Glut. Einen Augenblick lang war Bill versucht, die Treppe hinaufzuschleichen, aber er überlegte es sich. Es war besser, unten zu warten ...

Er kauerte sich neben die Treppe, so daß er auch von dem Lichtschein einer Taschenlampe nicht erfaßt werden konnte, und lauschte auf die vorsichtigen Schritte über sich. John Lammert konnte es nicht sein. Niemand wird in seinem eigenen Haus mit einer Taschenlampe herumschleichen. Er mußte noch zehn Minuten warten, bis sich die Schritte der Treppe näherten.

Die Person war sehr vorsichtig. Die Taschenlampe brannte nicht, und nur die knarrenden Treppenstufen verrieten, daß sie herunterkam. Jeder Muskel Bills war bis zum Äußersten angespannt.

Noch zwei Stufen.

Noch eine.

Ein tastender Fuß, zwei vorsichtige Schritte ...

In diesem Augenblick schnellte Bill hoch. Seine Arme umklammerten die Person, die Taschenlampe fiel dumpf auf den Teppich ... Und die Person stieß einen schrillen Angstschrei aus. Fast hätte Bill vor Überraschung seinen Griff gelockert. Was er in seinen Armen fühlte, war ziemlich sanft, und die Stimme, die den Angstschrei ausgestoßen hatte, gehörte einer Frau.

Er drehte die Arme der Frau auf den Rücken und ließ eine Handfessel einschnappen. Dann erst bückte er sich, tastete nach der Taschenlampe.

Sie drehte den Kopf zur Seite, als Bill den Lichtstrahl auf sie richtete.

Aber Maureen war auch im Profil gut zu erkennen.

„John, ich wollte nur ..." sagte sie.

Bill schwieg. Sie glaubte also, er sei John. Er hielt die Taschenlampe so, daß sie geblendet war und ihn nicht sehen konnte.

„Wirklich ..." begann sie noch einmal, und Bill sah ihr an, daß diesmal ihre Angst echt war. „Ich dachte nur, du wärst ..."

Sie stockte.

Immer noch schweigend wechselte Bill die Taschenlampe von der rechten in die linke Hand. Er nahm seine Pistole heraus und hielt sie auf sie gerichtet in den Lichtstrahl.

„Nein" schrie Maureen mit weitaufgerissenen Augen. „Nein, ich habe dich nicht verraten, John. Phil wollte dich verraten. Er hatte sich mit Bill Tern verabredet, ich habe es dir doch gesagt, und ..."

Bill wußte genug.

„Drehen Sie sich um", sagte er.

Sie erkannte ihn an der Stimme.

„Sie ...?"

„Ja, ich. – Setzen Sie sich in den Sessel vor dem Kamin."

Sie tat es. Es war nicht leicht mit den auf den Rücken gefesselten Händen.

Bill setzte sich ihr gegenüber und schirmte das Licht der Taschenlampe mit der Hand ab.

„Sehr klug, Maureen Findley", sagte er. „Beinahe hätte Ihr Plan geklappt. Sie haben also John erzählt, Phil hätte ihn bei mir verpfeifen wollen. – Sehr klug und sehr gemein. Daß der kleine Gauner Phil dabei in die Schreibtischplatte beißen mußte, störte Sie nicht. Vielleicht hatten Sie gehofft, daß mich auch der Teufel holt ... und das alles, damit Sie hier in Ruhe nach den Brillanten suchen können. Ist es so?"

„Er hat mich erpreßt", sagte Maureen.

Bill hüstelte trocken. „Genug jetzt", sagte er abschließend. „Das können Sie alles vor Gericht erzählen. – Und jetzt muß ich Sie um äußerste Ruhe bitten. Ihr ‚Erpresser' John Lammert wird jeden Augenblick hier sein. Und damit Sie nicht in Versuchung kommen, doch Laut zu geben, bitte ich Sie, mir ins Bad voranzugehen."

Sie stand auf und ging auf die Badezimmertür zu.

„Sie kennen sich hier gut aus", sagte Bill.

Aus dem Verbandskästchen neben dem Rasierspiegel nahm er eine Rolle Leukoplast und klebte ihr behutsam mehrere sehr haltbare Streifen über den Mund.

„Wenn Sie jetzt lügen, hört es sich besonders nett an", sagte Bill, und schloß Maureen im Badezimmer ein.

Und er hatte es keine Minute zu früh getan. Gerade als er sich wieder setzen wollte, hörte er einen Wagen die Allee herauffahren. Das Licht der Scheinwerfer drang durch die schmalen Ritzen der Rolläden.

Der Wagen hielt an, die Scheinwerfer wurden ausgemacht, der Motor abgestellt.

Schritte knirschten auf dem Kies vor dem Haus. Sie entfernten sich, und jetzt wußte Bill, daß er einen schweren Fehler gemacht hatte. Sicher benutzte John die hintere Tür.

Der Hund! Er mußte auf den toten Hund stoßen, und damit würde er wissen, daß etwas nicht stimmte.

Es war zu spät, noch was zu unternehmen. Schon in diesem Augenblick mußte John Lammert an der hinteren Tür sein. Was würde er tun? Nur eines: Er würde versuchen zu fliehen.

Bills Plan war in Sekundenschnelle durchdacht.

Noch immer auf Strümpfen schlich er zur vorderen Tür, öffnete sie vorsichtig, lief lautlos auf den geparkten Wagen zu. Es gab nur ein leises klappendes

Geräusch, als er sich zwischen die vorderen und die hinteren Sitze legte und die Tür hinter sich zuzog.

Er duckte sich ganz tief zwischen die Sitze. Und schon hörte er die eiligen Schritte John Lammerts auf dem Kies herankommen.

John schien sich in einer Art Panikstimmung zu befinden. Er riß die Tür auf, warf sich auf den Sitz, betätigte gleichzeitig den Anlasser, die Kupplung und den Ganghebel. Der Wagen schoß nach vorn, raste holpernd über die Auffahrt hinunter, bog nach links auf die Hauptstraße ein. Bill zog vorsichtig die Beine an den Leib, richtete sich so weit auf, daß er die Umrisse des Mannes hinter dem Steuerrad sehen konnte. Seine Pistole war entsichert.

Die Reifen des Wagens sangen auf dem Asphalt, die Wipfel der Bäume huschten vorüber. John Lammert fuhr, was der Wagen hergab.

Bill war sich darüber im klaren, daß er jetzt nichts unternehmen könnte. Der kleinste Ruck am Steuerrad und der Wagen würde ins Schleudern geraten, sich überschlagen. Bei ungefähr 150 Kilometer in der Stunde wäre das Selbstmord.

Er mußte warten, bis ein Dorf kam, eine Ortschaft.

Ein seltsames Summen mischte sich plötzlich in die Geräusche des dahinrasenden Wagens. Ein melodisches Summen, das immer lauter wurde, immer deutlicher. – John Lammert sang. Ein einfaches Kinderlied:

London 's burning,
London 's burning
Look yonder
Fire, fire
got fetch me some water
London brennt,
London brennt
Feuer, Feuer
schau hin
geh, hol' mir Wasser.

Immer lauter sang John, er warf rhythmisch den Kopf in den Nacken, wiegte im Takt mit den Schultern, und der Wagen raste mit einer Geschwindigkeit von 150 Kilometern durch die Nacht.

Grauen stieg in Bill hoch. Er ist verrückt, dachte er. Er muß verrückt sein. Was ging in seinem Hirn vor?

Plötzlich verringerte sich die Geschwindigkeit des Wagens, Straßenlampen tauchten in Bills Blickfeld auf. John fuhr ganz normal. Bill stützte sich mit der linken Hand auf, in der rechten die Pistole. Ganz plötzlich tauchte er auf.

„Halten Sie an, Lammert", sagte er und drückte John den Lauf seiner Pistole in den Rücken.

Der rührte sich nicht. Sein Gesicht im Rückspiegel zeigte keinen Ausdruck. Und er sang weiter: „London 's burning . . . "

„Anhalten", befahl Billl noch einmal. Es war eine kleine Ortschaft, die sie gerade durchfuhren.

John Lammert begann zu lachen, hohl und laut.

Bill faßte mit der Linken über die Schulter Lammerts ins Steuerrad.

„Los, halten Sie an."

John Lammert fletschte die Zähne. Blitzschnell fuhr sein Kopf nach vorn, und seine Zähne gruben sich in Bills Hand. Der Wagen geriet ins Schleudern.

Dann ließ John das Steuerrad los, lachte schrill und riß den Handschuhkasten auf.

Gleichzeitig gab er Gas. Die letzten Häuser des Ortes flogen vorbei.

Bill hatte Mühe, mit einer Hand den davonschießenden Wagen zu steuern. John kümmerte sich nicht darum.

Er brachte eine Pistole aus dem Handschuhkasten und grinste irr.

Da schoß Bill. John Lammerts Körper sackte zur Seite, der Wagen rollte aus, blieb ruckend am Straßenrand stehen.

Bill riß die Tür auf, ging nach vorn,

→

Der Tod packt seinen Koffer

beugte sich über John Lammert, hob seinen Kopf hoch: Irre, tote Augen sahen ihn an.

Es hatte angefangen zu regnen, und das Wasser von dem Wagendach tropfte Bill in den Nacken.

Er schaltete die Innenbeleuchtung an, schob den Körper John Lammerts auf den Nebensitz und setzte sich hinter das Steuerrad.

In einem Feldweg wendete er den Wagen und fuhr langsam in der Richtung, aus der sie gekommen waren, zurück.

Lange Jahre war John Lammert Mitglied des Geheimdienstes gewesen, in langen Jahren hatte er viele Bekanntschaften gemacht, viele Freunde gefunden. Und als er auf eigenen Wunsch, angeblich wegen des Lebenswandels seines Bruders, aus dem Dienst schied, hatte er diese Bekanntschaften und Freundschaften aufrechterhalten. – Man vertraute ihm. Und er hatte es ausgenutzt.

Die Scheibenwischer surrten, die Scheinwerfer bohrten sich in die Nacht, die Reifen zischten auf dem nassen Asphalt.

Jeder hatte ihm vertraut. Jeder hatte ihm irgendeine Kleinigkeit gesagt, und er hatte alle diese Einzelheiten zu einem vollständigen Mosaik zusammengesetzt.

Jetzt lag er still auf dem Nebensitz, sein Kopf schwankte mit den Bewegungen des Wagens. Sehr friedlich.

Fünf Menschen hatte dieser friedliche Mann umgebracht, und eine Frau beinahe.

Bill warf einen Blick auf das Gesicht John Lammerts. Es hatte sich völlig verändert. Nichts mehr von dem etwas schwerfälligen, aber ehrenwerten Landjunker war darin. Es war eine leblose Hülle geworden. Leer und ohne Ausdruck.

An der Einfahrt zu John Lammerts Haus standen vier Wagen, als Bill ankam. Es waren dunkle Limousinen, und Bill war überrascht. Er hielt, und ein nicht weniger überraschter Inspektor Dennis beugte sich zu ihm.

Bill brauchte nichts zu sagen. Der Tote neben ihm erklärte mehr, als Worte vermocht hätten.

„Sind Sie okay, Bill?" fragte Dennis.

Bill nickte und sah, daß hinter Dennis eine hagere, ihm wohlbekannte Gestalt auftauchte: Big Joe.

Er sagte nichts. Er nickte nur.

Bill stieg aus. Es war nicht angenehm, nur mit Strümpfen auf der naßkalten Straße zu stehen.

„Ziehen Sie Schuhe an", sagte Big Joe. „Sie erkälten sich sonst", und er wandte sich ab.

In einer der dunklen Limousinen saß Maureen. Ihr Mund war nicht mehr so zugeklebt …

●

Johnson's Inn war um diese Zeit nicht besonders besucht. An dem Tisch unter dem Bild mit der Seeschlacht von Trafalgar saßen Susan Hallet und Bill Tern.

Sie hatten eine Flasche Wein und zwei Gläser vor sich stehen. Auf der Bank neben der Theke schlief ein feister grauer Kater, und die Uhr mit den

römischen Ziffern über dem Büfett zeigte auf zehn Minuten vor acht.

Willy, der Kellner, putzte sehr gelangweilt seine Gläser. Es gab immer ein kleines Klingen, wenn er wieder eines in das Regal stellte.

Er warf seine Serviette über die Schulter, trat an das Fenster und hob einen Vorhang etwas in die Höhe.

Sein Gesicht war zufrieden, als er sich abwandte.

„Es regnet", sagte er. „Wissen Sie, ich mag ja dieses Wetter ..."

Bill nickte nur und sprach leise weiter.

„Siehst du, Susan. Er hat das alles im Alleingang gemacht. Und deinen Vater hatte er von vornherein eingeplant. Er ließ sich Kopien des Pilotenscheins anfertigen, versah sie mit dem Bild deines Vaters, und der gute Mike Hallet glaubte im Ernst, er würde einen Koffer voll gestohlenen Goldes herüberfliegen. Deshalb mußte er sterben, und vor ihm der Tankwagenfahrer. Wie anders als mit einem Tankwagen hätte er Gelegenheit gehabt, auf dem Flugplatz bis an die Maschine heranzufahren – ohne vom Zoll behelligt zu werden ..."

„Ich verstehe das nicht, Bill", sagte Susan. „Er war doch immer so anständig und so korrekt ..."

Bill trank einen Schluck aus seinem Glas.

„Es gibt viele Verrückte, die anständig und korrekt sind", sagte er. „Nur, daß sie nicht alle London in die Luft sprengen wollen ..."

Susan lächelte, nahm ihr Glas in die Hand und sah ihn über den Rand hinweg an.

„Und was ist mit dieser Maureen, die so zufällig in deinem Pariser Hotel auftauchte? Und so zufällig halbangezogen in deinem Bad hantierte?"

„Vermutlich wird sie tränenreich ihre Unschuld beteuern", sagte Bill, ohne auf ihre Anspielung einzugehen. Sie wird sich als armes, verführtes Kind ausgeben. – Zu ihrem Glück hat sie die Brillanten nicht gefunden. – das konnte sie auch nicht. Die hatte John Lammert zusammen mit der Bombe im Kofferraum seines Wagens. – Und wenn es dich interessiert, der Zünder der Bombe war eine Attrappe ..."

Das Telefon hinter der Theke klingelte.

Willy nahm unlustig den Hörer ab und meldete sich.

„Einen Augenblick", sagte er dann. „Ich rufe Mr. Tern." Eine mißmutige Stimme meldete sich am anderen Ende der Leitung: die Stimme Big Joes.

„Hier Rank, Joe Rank. – Hören Sie, Bill, ich muß Sie dringend sprechen."

„Jetzt?" Bill warf einen Blick zu Susan hinüber. Sie schien zu ahnen, um was das Gespräch ging.

„Möglichst heute abend noch", sagte Big Joe. „Ich hab' einen Auftrag für Sie!"

„Ich denke, ich bin entlassen?" sagte Bill.

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden", sagte Big Joe. – „Also sagen wir um zehn Uhr."

Bill ging zu Susan zurück.

„Verdammter Job! Nicht eine Minute hat man für sich. Dabei hätten wir beide doch noch eine ganze Menge zu besprechen ..."

Trotz der kurzen Zeit, die ihnen blieb, besprachen sie sehr vieles. Und manchmal redeten sie so leise, daß auch das geübte Kellnerohr Willys nichts verstand. Dafür sah er aus den Augenwinkeln um so mehr. Verdächtig oft hielten sich die beiden an der Hand.

Und als sie endlich gingen, hängte sich Susan zärtlich bei Bill ein.

Willy sah ihnen interessiert nach. Er sah allerdings nicht, daß sie sich schon vor der Tür küßten.

„Vielleicht bin ich bald wieder zurück", sagte Bill.

„Du bist schlecht rasiert", sagte Susan.

Aber auch das hörte Willy nicht.

– ENDE –

William S. Schlamm:
Zur Sache

William S. Schlamm vertritt in der Kolumne „Zur Sache" seine unabhängige Meinung. Der Stern stellt sie zur Diskussion, auch wenn sie sich nicht mit der Meinung der Redaktion deckt. Denn nur eine freie Aussprache hilft unsere Lage klären

Die Realistigen

Da die Sprache (leider) nicht unter Markenschutz steht, kann sich jeder nennen, wie er will – und also nennen sich die Kapitulanten von 1961 „Realisten". Dagegen, wie gesagt, kann man nichts machen. Aber wir stehen vor einer großen Debatte, die innerhalb weniger Wochen über das Verhalten Deutschlands und die Zukunft des Westens entscheiden wird. Und da scheint es mir von Nutzen zu sein, Begriff und Tatbestand des Realismus ein wenig zu klären.

Ein Realist (ohne Anführungszeichen) begreift und respektiert die Wirklichkeit. Er sieht sie nicht so, wie er sie haben möchte. Er sieht sie so, wie sie ist. Nehmen wir einmal das Beispiel des Kommunismus, weil der nun schon einmal, ob's uns gefällt oder nicht, das Grundmotiv unserer Zeitmusik abgibt. Wie also sieht der Realist den Kommunismus? So wie er eben ist – eindeutig und unbestreitbar: Der Kommunismus erhebt den Anspruch auf die ganze Welt; er ist zuversichtlich, aggressiv, gläubig und keineswegs ruhebedürftig. So ist der Kommunismus nun mal. Das ist sehr unbequem für uns, aber der Realist kann auf die Bequemlichkeit des braven Bürgers keine Rücksicht nehmen. Er begreift und respektiert die Wirklichkeit.

Nicht so der „Realist", dem die Anführungszeichen wie die Narrenschellen um den Nacken hängen – der Kapitulant, der sich in der westlichen Presse immer lauter zum Worte meldet. Dieser „Realist" (zum Beispiel Walter Lippmann in Washington) spricht von der „Notwendigkeit", sich mit dem Kommunismus „zu verständigen". Wie aber, frage ich, wie verständigt man sich mit einer Kraft, die nach allem greift, was sie nicht seinerseits überwältigt? Die völlig aufrichtig den Anspruch auf alles erhebt? Der „Realist" – ein Gastronom, dessen kulinarisches Verständnis sich im Gemeinplatz erschöpft, nichts werde so heiß gegessen, wie es gekocht wird – der „Realist" also beginnt an eben diesem Punkte verträumt zu spinnen: Der arme, kleine Chruschtschow sei von den mächtigen Chinesen zutiefst erschreckt und, aus Angst, zu einem echten Kompromiß bereit.

Dafür gibt es freilich auch nicht den allerkleinsten Beweis aus der Wirklichkeit. Aber für den „Realisten" bleibt es ja so überaus bezeichnend, daß er die Wirklichkeit mit seinen versponnenen Wunschträumen wie mit Wandteppichen verhängt. Und nachdem er das getan hat, besteht der „Realist" darauf, daß die Gesetze der Logik einfach aufgehoben sind. Wäre es nämlich wahr, daß die russischen Bolschewiken vor den chinesischen Kommunisten ernste Angst haben, dann müßte Chruschtschow schlechthin um jeden Preis Erfolg nach Erfolg einzukassieren versuchen – dann dürfte er erst recht keine Kompromisse schließen, die seinen bestrittenen Vormarsch anscheinend aufhalten. Mit Mao Tsetung wie einem Teufel im Nacken, würde Chruschtschow nämlich in dem Augenblick umfallen, da er stehen bliebe. Gäbe es also einen wirklichen Kampf um die Führung zwischen Moskau und Peking, dann gäbe es erst recht auch nicht die geringste Chance, für einen echten Kompromiß zwischen Westen und Osten. Aber das ist nur logisch – nur die Wirklichkeit. Also hat der „Realist" damit überhaupt nichts zu schaffen.

Hingegen ist der „Realist" heftig an einem Vorgang interessiert, den er „Anerkennung der Tatsachen" nennt. Und zwar versteht er unter „Tatsachen" alles das, was uns „nicht in den Kram

paßt", also Typhus, Überschwemmungen und Ulbricht. Der echte Realist (ohne Anführungszeichen) nimmt Typhus und Überschwemmungen so ernst, daß er auf Zwangsimpfung und den Bau von Dämmen besteht. Und gegen den Ulbricht mobilisiert er die wachsende Kraft der deutschen Nation. Nicht so der „Realist", der Mann mit den Anführungszeichen. Der ist vielmehr der Meinung, daß man Typhus mit der Abfassung eines Testaments, Überschwemmungen mit der Räumung der Ufergebiete und Ulbricht mit der „Anerkennung" bekämpft. Das nämlich versteht der „Realist" unter „Anerkennung der Tatsachen": daß man sie akzeptiert.

Mit dieser Art von „Realismus" wäre die Menschheit in der Tat nie in die Nähe des Atomtodes gekommen, weil sie nämlich schon längst am Kannibalismus ausgestorben wäre. Jegliche Zivilisation besteht in der überlegenen Haltung des Menschen gegenüber „Tatsachen": Der um Zivilisation bemühte Mensch verschließt niemals die Augen vor ihnen – er unterscheidet allerdings zwischen solchen Tatsachen, die er akzeptiert, und solchen, die er überwinden muß. Das Leben (das „normalerweise" von Tatsachen unmöglich gemacht wird) besteht in der end- und pausenlosen Bekämpfung der tödlichen Tatsachen. Zum Beispiel, global, in der pausenlosen Bekämpfung der schmutzigen Verwesung – und das Fortleben der deutschen Nation in der pausenlosen Bekämpfung des Ulbricht. Das ist die Wirklichkeit. Der „Realist" aber macht die Augen zu und die Tür auf; für Typhus, Überschwemmungen und Ulbricht. Er nennt das „Anerkennung der Tatsachen".

Umgeben von den Tatsachen der Existenz – von Krankheit, Tod, Hunger, Gier, Mord, von Regen, Glut, Feuer und Wahnsinn – haben wir in einigen Jahrtausenden einen menschlich erträglichen Zustand geschaffen. Womit? Mit Realismus – also einer unbeugbaren Bereitschaft, das Richtige vom Falschen zu unterscheiden und das Gute dem Bösen vorzuziehen. Aber von dieser Art, Tatsachen anzuerkennen, will der „Realist" nichts wissen. Er ist so kümmerlich wie jene armseligen und vergessenen Schriftsteller, die sich „Naturalisten" nannten, weil sie nämlich über nichts schrieben als Kot. Nun gibt es zweifellos in der Natur auch Kot. Wer den aber zu seinem Thema macht, ist nicht ein „Naturalist", sondern bloß ein armer Seelenkrüppel.

Stünde die Sprache also unter Markenschutz, dann könnte man die „Realisten" verklagen und zur Legitimierung zwingen: Wo ist ihre Bereitschaft, die Wirklichkeit zu begreifen und, mit dem überlegenen Anspruch der Zivilisation, zwischen dem Guten und dem Bösen, zwischen der Verneinung und der Bejahung des Lebens zu wählen? Aber sie sind listig, diese „Realisten". Sie verlassen sich darauf, daß die trägen Mitmenschen keine Sprache so wenig kennen wie ihre Muttersprache. Man kann also Worte in ihr Gegenteil verkehren, ungestraft. Und davon leben die „Realisten" – die realistigen Kapitulanten von 1961.

Holger Peters, auf dem Schoß seiner Mutter, muß eines Tages in die Irrenanstalt, wenn das rettende Medikament nicht beschafft wird. Seine kleine Schwester im Arm des Vaters ist völlig gesund

Bürokratie in der Zwangsjacke

Dies ist ein Bericht über den Fall des fünf Jahre alten Holger Peters in Holstein, dessen Eltern wissen, daß ihr Junge schwachsinnig und idiotisch wird. Es ist eine Frage der Zeit. Man könnte Holger Peters helfen, aber das kostet Geld, und Geld ist für einen Fall wie diesen laut Satzungen der Krankenkassen, der „Kostenträger", nicht vorgesehen

Ein müheloser und einfacher Test, wie er auf den Entbindungsstationen der Kliniken und in den Mütterberatungsstellen in Amerika und vielfach auch in England vorgenommen wird, hätte das Leben des kleinen Holger Peters in eine andere Richtung gelenkt, als er am 27. Februar 1956 geboren wurde. Bei diesem Test, der zwei Sekunden dauert und weniger als einen Pfennig kostet, bringt man einen Tropfen zehnprozentiges Eisenchlorid auf die feuchte Windel des Säuglings.

Die medizinische Statistik sagt, daß unter 20 000 Babys eins zu finden ist, bei dem nach erfolgtem Test statt eines gelben ein tiefgrüner Fleck auf der Windel erscheint. Das ist der Beweis dafür, daß das Neugeborene an einer erblichen Erkrankung des Gehirns infolge Störung des Eiweiß-Stoffwechsels leidet, die *Phenylketonurie* genannt wird. Diese seltene Krankheit ist erst 1934 bekannt geworden.

Noch bis vor einigen Jahren waren die Opfer dieser Krankheit dazu verurteilt, schon in ihrer Jugend als

Schwachsinnige in Anstalten untergebracht zu werden. Sie haben nie gelernt, zu sprechen, sich fortzubewegen, zu essen und sauber zu bleiben. Wenn heute jedoch die Krankheit früh genug erkannt wird, ist es in den meisten Fällen möglich, Kindern mit Phenylketonurie ihre Intelligenz ungeschwächt zu erhalten.

Holger Peters ist eins jener Kinder, bei denen die Krankheit sehr spät erkannt wurde, denn Urinteste mit Eisenchlorid sind bei uns in Deutschland bisher nicht üblich. Holger bekam gleich nach der Geburt eine schwere Erkältung; sein Gewicht von 4,5 Kilo erhöhte sich in den ersten sechs Monaten nicht. Mit einem Jahr konnte er weder sitzen, noch versuchte er, Laute zu bilden und auf seine Umgebung zu reagieren. Der Hausarzt hielt ihn für einen sogenannten Spätentwickler.

Als die besorgten Eltern ihren Jungen in der Kieler Universitäts-Kinderklinik vorstellten, lautete die Diagnose: Phenylketonurie. Bei dieser seltenen Krankheit – es sind in Deutschland etwa 200 Fälle bekannt, obwohl mindestens 2000 Fälle in der Bundesrepublik existieren dürften, bei denen jedoch nie eine exakte Diagnose gestellt worden ist – handelt es sich um eine Störung des Eiweiß-Stoffwechsels. Die Schwierigkeit besteht darin, dem Kranken einerseits eine eiweißarme Kost zu geben, andererseits aber doch genügend Eiweiß zuzuführen, das der Körper braucht.

Die Kieler Kinderärzte erklärten den Eltern Peters genau, wie es um ihren Sohn steht. Wäre die Krankheit gleich nach Holgers Geburt erkannt worden, dann hätte man sie durch eine exakt gesteuerte Ernährung beeinflussen können. Inzwischen waren aber über zwei Jahre vergangen. Was konnte jetzt noch geschehen?

Kinder mit Phenylketonurie dürfen Obst und Gemüse essen, auch Milch ist erlaubt, aber Fleisch und Eier sind streng verboten, denn diese Nahrungsmittel gehören zu den wichtigsten Eiweißquellen des Körpers und enthalten daher viel Phenylalanin. Das ist eine Aminosäure (Bauteil des Eiweiß), also ein Stoff, dessen Umsetzung im Körper der Phenylketonurie-Kranken ja gerade gestört ist. Dieser gezielten eiweißarmen Nahrung kann nun ein bestimmtes Präparat zugesetzt werden, daß in England unter dem Namen *Cymogran* seit einiger Zeit erhältlich ist.

Für die Familie Peters war mit dieser Eröffnung der Ärzte der Universitätsklinik und mit ihrem Hinweis auf das englische Mittel im Februar 1961 ein Silberstreif am Horizont sichtbar. Zwar wurde ihr Optimismus gedämpft, weil die Krankheit bei Holger nun inzwischen ein fortgeschrittenes Stadium erreicht hatte, aber es besteht Hoffnung, den Prozeß, der diesen kleinen Jungen unweigerlich zur völligen Idiotie führen wird, zu stoppen.

Eine Behandlung mit dem englischen Mittel, das über mehrere Jahre gegeben werden müßte, kostet im Monat rund 650 Mark. Apothekenpreis plus Einfuhrzoll machen diese hohe Summe aus. Das Äußerste, was Vater Peters selbst dazu aufbringen kann, sind 100 Mark im Monat. Mehr erlaubt sein Einkommen nicht, auch wenn die Familie sich noch so nach der Decke streckt.

Es begann nun ein Weg, der zu keinem Ziel führte. Antrag der Universitäts-Kinderklinik Kiel an die Allgemeine Ortskrankenkasse in Rendsburg, die Kosten für dieses Medikament zu übernehmen. Der Obermedizinalrat Dr. Diem in Neumünster, der für die Rendsburger AOK als Vertrauensarzt und Gutachter tätig ist, empfahl der Kasse, den Antrag abzulehnen. Die Allgemeine Ortskrankenkasse

→

Bürokratie in der Zwangsjacke

in Rendsburg lehnt also ab. Sie sagt nicht, warum. Sie teilt unter dem 21. 6. 1961 lediglich Herrn Peters mit, daß „der Behandlungsversuch nach dem Gutachten der Vertrauensärztlichen Dienststelle nicht zu befürworten sei ... Die Kinderklinik hat eine Abschrift des Schreibens erhalten."

Der Oberarzt der Kinderklinik gibt sich jedoch mit diesem Bescheid nicht zufrieden. Er bittet am 26. 6. 1961 die AOK um eine „über diese Nachricht hinausgehende ausführliche Begründung der Ablehnung". Er wartet noch heute darauf.

Vater Peters geht den Weg weiter, der zur nächsten Station, zum Aufsichtsamt für Sozialversicherung Schleswig-Holstein führt. Dort wird ihm beschieden: „... nach dem Gesetz hat die Krankenkasse die Leistungen in eigener Zuständigkeit zu gewähren. Ein Eingreifen der Aufsichtsbehörde ist nur dann zulässig, wenn die Kasse dabei gegen Gesetz und Satzung verstößt. Ein solcher Verstoß ist nicht festgestellt worden."

Die Geschichte des Falles Holger Peters ist damit eigentlich beendet. Alles in Ordnung. Kein menschliches Versagen in irgendeiner Amtsstube, kein Verstoß gegen Gesetz und Satzung. Niemanden trifft eine Schuld. Jede der mit diesem Fall befaßten Personen tat seine Pflicht und kann beruhigt zu Bett gehen. Wo kämen wir auch hin, wenn eine Ortskrankenkasse, die für die Beiträge ihrer Versicherten verantwortlich ist, Tausende von Mark hergeben würde für eine moderne, bisher wenig erprobte und sicherlich nicht „kassenwirtschaftliche" Behandlungsmethode! Nein, nein – Ordnung muß sein im Staat. Darauf hat der Bürger Anspruch.

Es kann allerdings auch sein, daß der Bürger Anspruch darauf hat, daß die Kassendirektoren einen Rechenstift zur Hand nehmen und fragen: Was kostet es eigentlich, wenn Holger Peters schon in einigen Jahren in eine Anstalt gebracht werden muß, wo er vielleicht mehrere Jahrzehnte existiert? Wir kennen nicht die Pflegesätze in solchen Anstalten, aber unter 250 DM im Monat werden sie wohl nicht liegen. Das sind 3000 DM im Jahr, 30 000 DM in zehn Jahren und 150 000 DM in fünfzig Jahren. Aufzubringen vom Bürger, vom Versicherten. Das wäre dann die Gegenrechnung. Geht sie auf? Es ist überhaupt nicht daran zu denken.

Wenn Sie diese Geschichte lesen, befindet sich der kleine Holger Peters für vier bis sechs Wochen wieder einmal in der Kieler Universitäts-Kinderklinik. Die dortigen Ärzte waren in der Zwischenzeit nicht müßig. Sie haben sich an den Hamburger Pastor und Theologie-Professor Dr. Helmut Thielicke gewandt, denn sie erinnerten sich, daß Thielicke vor zwei Jahren öffentlich zu einer Sammlung für ein kleines Mädchen aufgerufen hatte, das ebenfalls an Phenylketonurie erkrankt war. Von dem zusammengekommenen Geld wurde ein Medikament aus Amerika beschafft. Das Mädchen ist heute geheilt, verhält sich wie andere kleine Mädchen und wird, wenn man es ihm später nicht sagt, überhaupt nicht wissen, daß es einmal in der Gefahr war zu verblöden.

Professor Thielicke hat den Rest dieses Geldes geschickt; es kommt nun Holger Peters zugute. Aber es wird schnell verbraucht sein. Dann werden die Eltern Peters ihren Holger wieder nach Hause in ihr Dorf holen, und es wird immer schwieriger mit ihm werden, bis der Tag kommt, da ein Auto

vor der Tür steht, das Holger Peters in eine Anstalt bringen wird. In dieser Anstalt werden Menschen aufbewahrt, die sich ihrer selbst nicht bewußt sind. Die Akte Holger Peters, die schon einmal im Schrank der Allgemeinen Ortskrankenkasse und des Aufsichtsamtes lag, zwischendurch in einem Stationszimmer der Kieler Klinik, wird dann für immer in einem Regal einer Irrenanstalt ihren Platz haben.

Aber nehmen wir einmal an, es geschähe etwas Unglaubliches. Nehmen wir an, irgendein „Kostenträger" – so nennt man das im Amtsdeutsch – rechnet noch einmal alles durch und sagt, es sei am Ende doch besser, es wird jetzt gezahlt und nicht erst dann, wenn die Kosten unübersehbar sind. Wer weiß, ob dann nicht von einer ganz anderen Seite die Schranke heruntergelassen wird, so wie es neulich einem neugeborenen Erdenbürger in einer Hamburger Kinderklinik widerfuhr.

Es ging um eine Krankheit mit den gleichen Folgen, nämlich die Zerstörung der Gehirnzellen, hier infolge unabgebaute Galaktose (Milchzucker) im Körper, ebenfalls einer Störung des Stoffwechsels wie bei der Phenylketonurie. Das rettende galaktosefreie Nährpräparat gab es in Deutschland nicht. In Amerika war es greifbar. Aber die Internationale Apotheke in Hamburg konnte den Chefarzt der Klinik nicht bedienen, denn das Präparat fiel nach Ansicht eines Beamten nicht unter die Arzneimittel; vielmehr sah sich die „Außenhandelsstelle für Erzeugnisse der Ernährung und Landwirtschaft" in Frankfurt auf den Plan gerufen. Diese Stelle ließ wissen, daß „Zubereitungen auf der Grundlage von Getreide, Mehl oder Stärke nicht liberalisiert sind, sondern nur im Einzelgenehmigungs-Verfahren eingeführt werden dürfen. Zur Zeit besteht hierfür keine Einfuhrmöglichkeit".

Der Chefarzt rief daraufhin das Amerikanische Generalkonsulat an. „Es geht um ein Menschenleben. Können Sie uns helfen?" Drei Stunden später kam die Antwort über den Fernschreiber aus Amerika: „Das Präparat ist in Brüssel verfügbar und wird mit der nächsten Maschine eingeflogen." Nach weiteren vier Stunden nahm es eine Krankenschwester am Hamburger Flughafen in Empfang. Ein lebensrettendes Mittel – vom Chefarzt einer Klinik illegal beschafft, hereingeschmuggelt mit Hilfe eines amerikanischen Konsuls. Aber regen wir uns doch nicht auf. Eine Medizin, die gleichzeitig nährt, ist nach dem Verstand einer Behörde eben keine Medizin. Sie muß erst einmal unter eine richtige Zuständigkeit gebracht werden. Eine Behörde für Ernährung und Landwirtschaft fühlte sich zuständig. Dort wird dann schon ein Oberregierungsrat gerecht über Leben und Tod eines kleinen Menschen entscheiden.

Wie gesagt, solche Schwierigkeiten könnten sich auch für Holger Peters noch auftun. Sie finden das alles bedauerlich? Ach, es wird uns doch nur an Hand zweier Beispiele vor Augen geführt, daß unser mit unermüdlichem Fleiß erworbener Wohlstand und unsere schöne Zufriedenheit nur in einem Gemeinwesen gedeihen können, in dem Satzung und Gesetz in hohem Ansehen stehen, und in dem alles seine Ordnung hat. Pech, wenn ein kleiner Junge darüber den Verstand verliert.

Günter Dahl

DIESE WOCHE

Vor 150 Jahren: Napoleon ist an allem schuld

Ganz Hamburg war am Sonntag, dem 1. Dezember 1811, auf den Beinen. In allen Kirchen erklang ein feierliches Tedeum. Die Stadtoberen brachten im Palais des kaiserlichen Gouverneurs ihre Huldigungen dar.

Hamburg feierte die siebente Wiederkehr des Jahrestages der Krönung Napoleons zum Kaiser der Franzosen. Es wurde nach dem Programm gefeiert, das der „Präfekt der Elbmündungen" befohlen hatte. Und die unter französischer Kontrolle stehende „Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten", die zu jener Zeit „Journal du Département des Bouches de l'Elbe" hieß, beschloß ihren Bericht mit den Worten: „Die Freude war allgemein, und unsere so thätige und wohl organisirte Polizey hatte kein Vergehen zu bestrafen."

Hamburg war französisch geworden. Im Dezember 1810 hatte Napoleon die alte reichsunmittelbare Stadt seinem Imperium einverleibt, das von Rom bis Lübeck reichte. Das Hamburger Wappen war durch die Kokarde ersetzt, der Senat abgeschafft worden. Es gab Arrondissements, und der Bürgermeister nannte sich „Maire". Es gab kaiserliche Gerichte und hohe Zölle, eine scharfe Zensur, rücksichtslose Beschlagnahmungen und Rekrutierungen für die nimmersatte kaiserliche Armee.

Hamburgs Jungfernstieg 1811: Die Freie und Hansestadt war französisch

Durch Napoleons Kontinentalsperre und die englische Gegenblockade war Hamburg vom Welthandel abgeschnitten. Viele Hamburger Kaufleute und Seefahrer wurden zu Schmugglern. Volksbelustigungen und grandiose Projekte täuschten die Fürsorge des Franzosenkaisers vor. 7000 Arbeiter mit 1200 Pferdekarren bauten an der großen Heerstraße nach Wesel, und eine kaiserliche Kommission bereitete Kanäle zur Ostsee und zum Rhein vor.

Noch zweimal mußte Hamburg den Krönungstag feiern. Im Frühjahr 1813 von Tettenborns Kosaken befreit, dann wieder von den Franzosen besetzt, erlebte Hamburg im Dezember 1813 die größten Schrecken der Franzosenzeit. Über 20 000 Männer, Frauen und Kinder, die sich nicht für die Belagerung durch die verbündeten Armeen verproviantieren konnten oder deren Häuser im Schußfeld abgerissen worden waren, wurden in den Weihnachtstagen bei Schneetreiben aus der Stadt getrieben.

Erst im Mai 1814 endete die Franzosenherrschaft. Hamburg war wieder Freie und Hansestadt.

Vor 138 Jahren und heute: Monroe-Doktrin

Die Vereinigten Staaten von Amerika waren noch keine 50 Jahre alt. In ihrem Vordringen nach Westen hatten sie kaum die Mitte des nordamerikanischen Kontinents erreicht. Da formulierte ihr fünfter Präsident James Monroe eine Doktrin, die bis in unsere Tage die Geschichte der USA bestimmen sollte.

Am 2. Dezember 1823 erklärte Präsident Monroe: „... daß die amerikanischen Kontinente zufolge der freien und unabhängigen Stellung, die sie sich errungen haben und behaupten, fürderhin nicht mehr als Gegenstände für zukünftige Kolonisation durch irgendwelche europäischen Mächte anzusehen sind... daß wir jedweden Versuch ihrerseits, ihr System auf irgendwelchen Teil dieser Hemisphäre auszudehnen, als gefährlich für unseren Frieden und unsere Sicherheit ansehen würden... Unsere Politik bezüglich Europas... bleibt nichtsdestoweniger dieselbe, nämlich, nicht in die inneren Angelegenheiten irgendeiner ihrer Mächte einzugreifen..."

Mit anderen Worten: Verhinderung jedes europäischen Einflusses auf die Neue Welt und Distanzierung von den Vorgängen in der Alten Welt, in Europa.

Die Monroe-Doktrin – oft nur oberflächlich als „Amerika den Amerikanern" verstanden – hat sich im Laufe von 138 Jahren mehrfach gewandelt. Anfangs nur Ausdruck einer Abwehrhaltung gegenüber Europa, wurde sie gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts zum Mittel eines panamerikanischen Imperialismus, als die USA auf eine Vorherrschaft zumindest in Mittelamerika Anspruch erhoben.

James Monroe: Doktrin für Amerika

Später, etwa seit 1930, wurde die Monroe-Doktrin zum Grundsatz einer panamerikanischen Solidarität und damit zur Grundlage der Politik der „Guten Nachbarschaft" des Präsidenten F. D. Roosevelt, die sich in den panamerikanischen Konferenzen bis zur Gegenwart weiterentwickelt hat und in ihrer Abwehr gegen das Übergreifen außeramerikanischer Einflüsse gerade im Falle Kuba neue Aktualität gewann.

Die Erklärung des Präsidenten Monroe von 1823 fußte auf zwei Anlässen: Einerseits befürchtete Monroe das Eingreifen der „Heiligen Allianz" (der europäischen Monarchen zur Wahrung ihrer „traditionellen Rechte") in die Freiheitskämpfe der ehemals spanischen Kolonien in Lateinamerika. Anderseits wollte Monroe den Russen Einhalt gebieten, die sich von dem damals noch zum Zarenreich gehörenden Alaska aus in Richtung auf den Westen Nordamerikas auszudehnen begannen.

Die Monroe-Doktrin mag im Verlaufe der Geschichte oft nur ein Vorwand für machtpolitische Ansprüche gewesen sein. Ihr zweiter Teil, in dem die Abkehr von der europäischen Politik gefordert wurde, hat heute im wesentlichen keine Bedeutung mehr. Geblieben ist jedoch das Prinzip der Abwehr fremder Einflüsse, das Monroe vor 138 Jahren so formulierte: „Wir könnten einen Eingriff seitens einer europäischen Macht in die Regierungen, die ihre Selbständigkeit erklärt und sie aufrechterhalten haben, und deren Unabhängigkeit wir nach großer Überlegung und auf Grund gerechter Prinzipien anerkannt haben, zu dem Zwecke, sie zu unterdrücken oder in irgendeiner Weise ihr Schicksal zu bestimmen, in keinem anderen Lichte denn als Kundgebung eines unfreundlichen Verhaltens gegenüber den Vereinigten Staaten ansehen."

Dieser Satz ist heute Grundlage der amerikanischen Politik gegenüber dem Weltkommunismus. Der Satz gilt für Korea wie für Berlin. An die Stelle des „Amerika den Amerikanern" ist eine „Monroe-Doktrin des freien Westens" getreten.

Jetzt können Sie in Ihrer Waschmaschine
noch weißer waschen

Nehmen Sie Suwa-rekord für Ihre Waschmaschine

Der Erfolg überzeugt Sie: Jede Faser Ihrer Wäsche wird durch und durch rein. Denn Suwa-rekord entwickelt in Ihrer Bottichwaschmaschine seine volle Reinigungskraft. Das Ergebnis: Wäsche, auf die Sie stolz sein können.

Sunlicht garantiert die hervorragende Eignung von Suwa-rekord für alle Bottichwaschmaschinen.

1-279

Suwa wäscht jetzt weißer... und man sieht's

Marion von Möllendorff

Die Ehe ist kein Kinderspiel

Vera wagte nicht, den Mann mit dem karierten smarten Hut anzusehen, deshalb blieb sie während der ganzen Fahrt an der Tür stehen und starrte durch die Glasscheibe in die Dunkelheit. Sie hatte Angst davor, auszusteigen. Die Sperre, die Treppen, die dunkle Straße, das alles waren Gelegenheiten, sie anzusprechen.

Der Zug fuhr durch den dunklen Tunnel, die Geschwindigkeit ließ nach, sie fuhren in den Bahnhof Breitenbachplatz ein.

Vera handelte rasch. Sie stieg aus, lief leichtfüßig die Treppe hoch, ging draußen auf ein Taxi zu, stieg ein und sagte: „Barstraße bitte."

Der Fahrer fuhr an, Vera drehte sich nicht um. Ihr war zumute, als sei sie einer Gefahr entronnen.

Bei Sabine war sie zerstreut und gab vor, Kopfschmerzen zu haben. Unter diesem Vorwand ging sie auch früher nach Hause als sonst.

Auf dem Bahnsteig hielt sie nach dem karierten Hut Ausschau, aber er war nicht da.

Als sie ihre Wohnungstür hinter sich abschloß, atmete sie auf. Endlich war sie allein, und das brauchte sie dringend, um ihre Gefühle und ihre Gedanken zu ordnen.

Sie blieb in der Diele vor dem Spiegel stehen und betrachtete sich. Vierundvierzig Jahre! Selbstverständlich sah sie nicht aus wie vierundzwanzig, aber das Alter ließ sich mit ein paar kleinen Zaubereien überspielen — mit Gepflegtheit, mit gutem Geschmack bei der Auswahl der Garderobe, mit Lebhaftigkeit und mit dem Aufpassen auf die Linie. Vera hängte den Mantel auf den Bügel und trat noch einmal ganz dicht an den Spiegel heran. Warum sollte sich ein Mann eigentlich nicht in sie verlieben?

„Weil er eine haben kann, die jünger und hübscher ist als du", sagte sie leise, sah ihr Spiegelbild spöttisch an und ging in die Küche. Sie trank abends gern eine Tasse Tee. Heute kochte sie sich wie zur Demonstration ihres Alters einen Pfefferminztee. Sie trank ihn, als sie im Bett lag. Danach drehte sie das Licht aus und lag mit offenen Augen da.

Systematisch durchdachte sie alles. Daß der junge Mann sich für sie interessierte, war ganz klar, da gab es keine Zweifel. Die Krimireißeridee, daß Grunemann diesen Menschen bezahlte, um sie, Vera, auf Abwege zu lenken und dann die Scheidung einzureichen, verwarf sie jetzt ganz entschieden. Es galt also nur noch, die Beziehungen zu klären, die sich zwischen ihr und dem jungen Menschen entwickeln konnten. Sie würde ihn wiedersehen, das wußte sie genau, vielleicht schon morgen.

Sie schüttelte noch einmal ihr Kopfkissen auf, dann drehte sie sich auf die andere Seite.

Ein junger Mann war verliebt in sie. Aber wie sah so eine Liebe aus? Die Frau gibt der stürmischen Werbung des Mannes nach und wird dann eines Tages verlassen. Wie oft hatte sie das bei anderen miterlebt. Die Liebe war von seiten der Frau voller Gefühl, und von seiten des Mannes voller Begehren. Aber warum sollte eine Frau nicht auch so lieben wie ein Mann? Begehren, erobern, ein Abenteuer erleben, das eine Woche oder einen Monat dauert, und danach alles vergessen? Warum wurde die Liebe einer Frau immer das große Drama, mit der Ewigkeit als Hintergrund? Warum sollte sie sich nicht ein kleines Erlebnis leisten?

Jetzt erst merkte sie, wie sehr ihr ein Mann fehlte. Wieder einmal in ein Lokal gehen. Er hilft ihr aus dem Mantel, er sucht auf der Karte etwas für sie aus. Er trinkt ihr zu. Ein Blick über den Rand eines vollen Glases hinweg — Liebe in lächelnden Augen. Sie sah diese Augen genau vor sich, grau und ein wenig spöttisch. Und der karierte Hut hing am Garderobenhaken.

Alles Einstellungssache, dachte Vera Grunemann. Vielleicht leiste ich mir mal solch eine extravagante Kurzgeschichte. Warum nicht? Ich bin vierundvierzig. Wenn ich erst vierundfünfzig bin, ist es zu spät. Was kann mir passieren, wenn ich dabei keine Gefühle investiere? Nichts.

Sie schlief ein. Aber als sie mitten in der Nacht noch einmal aufwachte, wußte sie, daß für sie keine Liebelei in Frage kommen würde. Und deshalb wünschte sie, dem jungen Mann mit

Das Leben Vera Grunemanns ist seit ihrer Trennung von ihrem Mann ruhiger und harmonischer geworden. Ihre Angst, als berufstätige Frau sehr allein zu sein, war unbegründet. Es vergeht kein Abend, an dem sie nicht bei ihren Kindern ist. Ihre Tochter Sabine steht kurz vor dem Examen, ihr Schwiegersohn Swen studiert noch, und da ihr Enkelkind auch seine Rechte fordert, bleibt für Vera genug zu tun übrig. Seit einigen Tagen allerdings beunruhigt sie die ständige Begegnung mit einem jungen Mann. Der scheint mit Absicht immer dieselbe U-Bahn zu benutzen wie sie. Will er einen Flirt mit ihr? Will er mehr? Oder stellt er ihr im Auftrag von Kurt Grunemann nach?

dem smarten Hut nicht mehr zu begegnen.

Aber das erfüllte sich nicht.

Als sie am Montag, zur gleichen Zeit wie sonst, auf ihrem U-Bahnhof ankam, stand er wieder da. Er grüßte Vera und stieg in denselben Wagen wie sie. Am Bahnhof Heidelberger Platz verließ er mit ihr den Zug, und auf der dunklen Straße sprach er sie an.

Er zog den karierten Hut und sagte: „Dr. Merker." Und dann sagte er: „Es ist etwas ungewöhnlich, ich habe noch nie eine Dame auf der Straße angesprochen. Aber wie soll ich Sie sonst kennenlernen?"

Vera hatte Herzklopfen, die Situation behagte ihr nicht.

Er begleitete sie bis zu dem Haus, in dem Sabine mit ihrer Familie wohnte, und währenddessen redete er pausenlos auf sie ein. „Seit sechs Wochen bin ich ohne Führerschein. Wissen Sie, ich hatte getrunken, nicht viel, aber ein Pechvogel wie ich wird natürlich dabei erwischt. Ich war sehr erbost deswegen, denn es war nichts passiert, sie hatten mich nur angehalten, aber jetzt bin ich froh. Wenn ich meinen Wagen fahren würde, hätte ich Sie nie kennengelernt, gnädige Frau."

Vera, die alles schnell beenden wollte, sagte: „Ich glaube, Sie machen sich ganz falsche Vorstellungen von mir. Sie haben offenbar keine Ahnung, wie alt ich sein könnte."

Er sah sie lächelnd an. „Soll ich es ehrlich sagen?"

Sie nickte.

„Sechzig! Und genau das habe ich gern."

Sie mußte unwillkürlich lachen.

Er lachte mit, wurde aber sofort wieder ernst. „Jugend hat mehr Nachteile als Vorteile", sagte er. „Das ist jedenfalls meine Erfahrung, gnädige Frau. Ich habe zum Beispiel in meiner Unerfahrenheit eine sehr hübsche und sehr junge Frau geheiratet. Das ging natürlich nicht gut! Seit einem Jahr bin ich wieder geschieden. Ich bin Rechtsanwalt, habe aber noch keine eigene Praxis."

Sie waren vor Sabines Haus angekommen.

„Ich muß jetzt hier hineingehen",

→

Die Ehe ist kein Kinderspiel

verabschiedete sich Vera. „Es war nett, daß Sie mich begleitet haben."

Er sah sie lächelnd an, als er „Auf Wiedersehen" sagte.

Langsam und versonnen stieg sie die vier Treppen hoch.

Anwalt war er. Es war wie ein Wink des Schicksals. Sie hatte bis jetzt die Scheidung nicht eingereicht, weil sie damit gerechnet hatte, daß ihr Mann es tun würde. Aber der hatte bisher nicht daran gedacht. Mußte nicht irgend etwas geschehen? So konnte es doch nicht weitergehen. Ein Anwalt, der sich für sie interessierte, würde sie bestimmt besser vertreten als irgend jemand, den sie gar nicht kannte.

Am nächsten Abend traf Vera den jungen Dr. Merker wieder auf dem U-Bahnhof. Wieder stieg er mit ihr aus und begleitete sie bis an Sabines Haus.

„Wollen wir nicht irgendwo ein Glas Wein miteinander trinken?" schlug er vor.

Vera lehnte das ab, aber gegen einen Spaziergang bis zum Fehrbelliner Platz hatte sie nichts einzuwenden. Sie erzählte ihm von ihrem Mann und fragte ihn nach seiner Ansicht. Und beide merkten nicht, daß ein Mann ihnen wie ihr Schatten folgte.

Kurt Grunemann bekam vier Tage später von der Auskunftei Lehmann einen Brief, der alarmierend auf ihn wirkte. Seit einiger Zeit hatte er Vera regelmäßig überwachen lassen. Die Scheidung drohte, und er hatte nicht die Absicht, sehr viel Geld dabei einzubüßen. Es war bestimmt kein Fehler, Material zu sammeln. Aber er hatte feststellen müssen, daß seine Frau ein nahezu vorbildliches Leben führte. Im vorletzten Bericht jedoch hatte etwas von einem jungen Mann mit kariertem Hut gestanden, der, wie die Auskunftei Lehmann feststellte, Merker hieß und in Zehlendorf ein möbliertes Zimmer bewohnte.

Grunemann hatte sofort telefonisch den Auftrag gegeben, alles Nennenswerte über diesen Herrn herauszubringen.

Dieser Bericht lag jetzt vor.

Merker war mehrere Male vorbestraft, wegen Betruges, wegen Führung eines falschen Titels und wegen Heiratsschwindels. Im gleichen Bericht stand auch, daß dieser Merker jeden Abend am Eingang des U-Bahnhofs Onkel Toms Hütte auf Vera wartete.

Nun mußte Grunemann eingreifen. Aber wie? Seine Frau würde ihm nichts glauben und würde sich von ihm nichts verbieten lassen.

Er war sehr aufgeregt. Bis in die späte Nacht ging er in seiner verödeten Wohnung auf und ab und dachte angestrengt nach, wobei er mehrere harte Schnäpse trank. Endlich kam ihm der erlösende Einfall: Er würde sich mit seiner Tochter in Verbindung setzen. Sie mußte mit ihrer Mutter reden.

Er schrieb an Sabine einen Brief, das Wort *dringend* kam zweimal da-

rin vor und war beide Male unterstrichen.

Anständigkeit läßt sich berechnen. Da gibt es auch nur sehr wenig Möglichkeiten. Aber die Unanständigkeit hat viele Variationen. Was hatte dieser Mensch vor? Wollte er Vera heiraten, und ihn, Grunemann, zu einem armen Mann machen? Würde er sie zu irgendeiner Niederträchtigkeit verleiten und dann die ganze Familie erpressen? Oder würde er Vera wegen zweihundert Mark ermorden?

•

An diesem Morgen war Sabine in Prüfungsangst. „Mir ist egal, was passiert", beteuerte sie ständig, „ich habe gearbeitet, ich habe getan, was ich konnte, und ich bin selber erstaunt über meine Ruhe." Sie nahm ein Brötchen, das Swen ihr zurechtgemacht hatte, und aß es mit dem Appetit, mit dem ein Patient den Kontrastbrei vor der Röntgenaufnahme schluckt.

Als sie gehen wollte, klingelte es, und Frau Pfennigsberg brachte den Brief von ihrem Vater.

„Seltsam", sagte Sabine, als sie ihn gelesen hatte, „mein Vater will mich dringend sprechen, aber Mutti soll nichts davon wissen. Ich rufe ihn nachher an. Schrecklich, wenn die Eltern einen in solchen Augenblicken auch noch beunruhigen."

Trotz dieser Beunruhigung machte Sabine in Methodik eine glatte Zwei. Strahlend kam sie damit nach Haus zu Swen.

Nach dem Mittagessen rief sie ihren Vater an, und sie verabredeten sich um drei Uhr in der Konditorei Kranzler am Kurfürstendamm.

Sie saßen an einem Tisch am Fenster. Kurt Grunemann hatte für seine Tochter zwei Stück Torte bestellt, mit Sahne selbstverständlich.

Sabine staunte ein bißchen, wie einfach und angenehm das Leben sein konnte. Alle, die hier saßen, hatten Zeit, und alle, die hier saßen, konnten es sich leisten, eine ganze Mark für ein einziges Stück Torte auszugeben.

Sie nahm einen Löffel voll Sahne, aber als Grunemann anfing von Veras kleinem Abenteuer zu erzählen, legte sie den Löffel mit der Sahne auf den Teller zurück. Ihr Vater gab ihr die Unterlagen der Auskunftei Lehmann. Als Sabine sie gelesen hatte, sagte sie: „Ich werde auf der Stelle wahnsinnig. Ich habe wirklich immerzu Ärger mit euch. Was seid Ihr bloß für eine Generation!"

Grunemann ging über diese Bemerkung hinweg. Er beugte sich über den Tisch zu ihr hin. „Du mußt mir helfen! Ich liebe deine Mutter! Verstehst du, Sabine, jeder liebt auf seine Art. Ich bin kein Don Juan, kein großer Verführer, kein Charmeur. Ich sorge für sie und tue, was ich kann, und wenn ich mich ärgere, dann läuft mir eben die Galle über, dafür kann ich nichts."

Er ärgerte sich offenbar schon wieder, denn er sagte den Satz, „Mein Gott, ich bin eben kein Gigolo", so laut, daß Sabine sich erschrocken umsah.

Während sie ihre Torte aß, machten sie beide einen Plan, der alle Eventualitäten einschloß. Sabine sollte zunächst nichts tun, als ihre Mutter gegen diesen Herrn Merker ein bißchen mißtrauisch machen.

Dann sprach Grunemann von seinen Geschäften. Es ließe sich immer noch alles ganz gut an. Erst gestern habe er ein großes Dahlemer Grundstück mit einem modernen Haus an einen Schriftsteller verkauft. Danach sprach er lange von seiner Einsamkeit. Er fühlte sich allein sehr unglücklich.

„Und wie geht es dir, Sabine?" fragte er schließlich.

Sie erzählte von ihrem Baby und von ihrem Examen.

„Eine Zwei? Da bin ich dir ja ein Geschenk schuldig. Was wünschst du dir denn?"

„Papi, wenn ich es schaffe, fange ich ab Ostern an zu arbeiten. Ich weiß, Männer hören es nicht gern, aber ich habe nichts anzuziehen. Solange ich verheiratet bin, habe ich kein neues Kleidungsstück bekommen. Kannst du mir ein kleines Kostüm schenken?"

Sie rechnete damit, daß ihr Vater jetzt ein paar bissige Bemerkungen über Swen machen würde, er zog jedoch nur die Brieftasche, blätterte darin herum und sagte: „Wenn es für dreihundert zu haben ist? Wo willst du es denn kaufen?"

„Vielleicht drüben in der Boutique von Juliane, wo Mutti immer kauft?"

Grunemann stand auf. „Einverstanden!"

Und Sabine wurde ganz rot vor Freude.

Als ihr Vater sie im Wagen nach Hause brachte, hielt sie glücklich die große Tüte mit dem Kostüm auf dem Schoß, dazu noch eine Schachtel Geleefrüchte, die sie so gern aß, und zwei illustrierte Zeitschriften, die ihr Vater ihr gekauft hatte, damit sie mal etwas anderes lesen sollte als immer nur Lehrbücher.

Still saß Sabine neben ihrem Vater, der wie verwandelt war, und dachte über ihre Familie nach. Vollkommen waren sie wirklich alle nicht. Aber ob es überall gleich so kompliziert war? Ein Leben lang hatte ihr Vater bei dem geringsten Anlaß losgetobt. Wenn mal kein Bier im Hause war, oder wenn ihm der Kaffee nicht schnell genug auf den Tisch kam. Jetzt hätte er einen Grund, seiner Frau richtig böse zu sein, und da war er plötzlich sanft wie ein Lamm. Und ihre Mutter? Es war doch furchtbar, was da auf sie alles zukam. Mutti in den Händen eines Heiratsschwindlers. Sabine nahm sich vor, Swen erst etwas davon zu erzählen, wenn es sich nicht mehr verheimlichen ließe. Erst würde sie mit ihrer Mutter unter vier Augen reden.

Sie waren angekommen. Sabine bedankte sich herzlich bei ihrem Vater und stieg aus.

Swen pfiff durch die Zähne als Sabine mit dem großen Paket ins Zimmer kam, und er pfiff noch einmal, als sie das Kostüm angezogen hatte. Es war aus weinrot-schwarzem Pepita und hatte einen Faltenrock.

„Ein ereignisreicher Tag für eine Frau, die mit einem armen Studenten verheiratet ist", sagte er. „Das ist eins der Probleme unserer Ehe: Kleine Kostüme fallen flach."

„Nichts fällt flach. Du siehst doch, es ist da."

„Was wollte denn dein Vater? Du erzählst gar nichts", fragte Swen, während sie das Kostüm wieder auszog und in den Schrank hängte.

„Ich glaube, er will sich mit Mutti versöhnen, und ich soll vermitteln. Ich werde sie nachher nach Hause bringen und mit ihr reden." Sabine fühlte sich bei diesem Gespräch nicht sehr wohl, und um ihre Verlegenheit zu verbergen, griff sie zu einer der Illustrierten, die sie mitgebracht hatte, und blätterte darin herum.

Plötzlich sagte sie: „Hier, Swen, das wird dich interessieren", und sie hielt ihm die aufgeschlagene Zeitschrift hin.

Er las eine dicke, über zwei Seiten gehende Überschrift: *Traumhochzeit in Paris. Filmstar Miriam Rauner heiratet den Multimillionär David Wilson.*

Und dann betrachtete er die Fotos. Miriam und David während der Trauung, Miriam und David vor dem Standesamt, Miriam und David tanzen Charlestone, Miriam schneidet ihre Hochzeitstorte an, Miriam und David mit ihren prominenten Gästen.

Swen sah sich die Bilder lange und eingehend an. Sabine beobachtete ihn gespannt. Endlich legte er die Zeitung beiseite und sagte: „So ein mieser Knülch."

„Wieso?" sagte sie. „Ich finde, er sieht sehr gut aus. Er ist ein richtiger Mann." Sie wurde durch die Klingel aus ihren Betrachtungen gerissen.

Ihre Mutter kam.

Swen, der das Bedürfnis hatte, in diesem Augenblick allein zu sein, sagte: „Ich gehe mir eben schnell Zigaretten holen, ich bin sofort wieder hier."

Während er durch die dunklen Straßen ging und an Miriam dachte und daran, was er verloren hatte, unterhielt sich Sabine mit ihrer Mutter.

Vera sagte: „Kind, du glaubst nicht, wie ich mich vorhin gefreut habe, als Swens Anruf kam. Alle anderen Prüfungen wirst du genauso mühelos bestehen, und dann liegt die schlimmste Zeit hinter euch. Ich werde jetzt erst mal den kleinen Swen füttern." Sie

→

Die Ehe ist kein Kinderspiel

ging an das Körbchen und nahm das Baby heraus.

„Kommst du jetzt direkt aus dem Büro", fragte Sabine vorsichtig.

Vera hielt den kleinen Swen hoch und lachte ihn an. „Ja, natürlich, sonst könnte ich noch gar nicht hier sein."

Sabine hätte nie gedacht, daß es so schwer sein könnte, das Gespräch auf Heiratsschwindler und Betrüger zu bringen.

„Sag mal, Mutti, wie geht es dir eigentlich? Bist du nicht sehr einsam?"

Vera sah sie völlig verblüfft an. „Was ist das für eine Frage? Was ist denn mit dir los? Ich bin nicht einen Augenblick allein. Im Büro nicht, und abends auch nicht, da bin ich nämlich bei euch. Und jetzt mache ich die Flasche warm." Sie gab Sabine das Baby.

In diesem Augenblick kam Swen zurück. Meine Frau, dachte er, als er Sabine mit dem Baby stehen sah, meine Frau und mein Kind. Und ich tue, als wäre das alles nichts wert.

Die Zeitschrift mit den Bildern von Miriams Hochzeit lag noch aufgeschlagen auf dem Tisch. Er machte sie zu und legte sie beiseite. Mochte Miriam Charlestone tanzen, er hatte sich für Sabine entschieden, und das war bestimmt richtig. Er ging auf sie zu, legte den Arm um ihre Schulter und küßte erst sie, und dann das Kind. Und Sabine sah ihn an, als wüßte sie um seine Gedanken.

Als Vera abends gehen wollte, sagte Sabine: „Ich bringe dich nach Haus." Und Swen sagte: „Ich komme mit."

Vera fand das sehr auffallend. Die beiden müssen mich mit Dr. Merker gesehen haben, dachte sie, ich muß bald mit ihnen darüber reden, sonst denken sie das Allerschlimmste von mir.

•

Die nächste Woche verging mit Sabines Prüfungen. Sie hatte einen Vortrag ausgearbeitet über „Jugendliche Bandenbildung" und hatte sich damit auch in Pädagogik eine Zwei geholt. Am letzten Prüfungstag mußte sie zwei Stunden Gesamtunterricht geben. Auch das brachte sie mit Erfolg hinter sich.

Aufatmend trat sie auf die Straße. Swen holte sie ab und gratulierte ihr als erster. Dann gingen sie gemeinsam in eine Telefonzelle. Sie riefen erst bei Vera im Büro an, dann bei Sabines Vater und danach beim Milchmann.

„Bestanden?" fragte er. „Gratuliere! Und heute abend wird hier bei uns gefeiert. Wir müssen etwas gegen unsere Bürgerlichkeit unternehmen. Allmählich verkommen wir ja in unserer Arbeit. Nur noch Geschäft, Studium, Babys."

„Ach ja, Baby", sagte Sabine. „Ich glaube nicht, daß ich weg kann."

„Das Baby wird heute mal deine Mutter versorgen. Wir erwarten euch um sieben. Kommt ihr?"

Swen, der mitgehört hatte, nickte, und Sabine sagte beglückt zu.

Beate hatte ein kaltes Büfett aufgebaut mit Braten, Salaten, Käsegebäck, Salzmandeln und Süßigkeiten, und der Milchmann hatte ausreichend für Getränke gesorgt.

Die Stimmung war gut, nur zwischen Tina und Michael gab es Spannungen. Jedesmal, wenn sie sich eine Zigarette ansteckte, sagte er: „Ich verbiete dir, soviel zu rauchen!" Und jedesmal, wenn er sich sein Glas vollgießen ließ, sagte sie: „Du trinkst

schon wieder so viel. Am Alkohol sind schon viele Ehen kaputt gegangen."

Da wurde Michael richtig böse. „,Ehe' nennst du das? Ich verstehe immer Ehe! Unser Kind ist seit Wochen bei deinen Eltern. Und alles andere? Der Wecker klingelt morgens um vier, meine Frau muß aufstehen und den Zitronensäurezyklus lernen. Der Wecker klingelt morgens um fünf. Meine Frau muß Anatomie lernen, die Bauchmuskulatur. Ich wache nachts um zwei auf, das Bett neben mir ist leer. Meine Frau sitzt im Wohnzimmer und mikroskopiert. Ich wache nachts um drei auf, meine Frau sitzt auf dem Bettrand und blättert im Chemiebuch. Ich esse morgens Schwarzbrot mit Käse, mittags Spiegeleier, abends Schwarzbrot mit Wurst. Und das muß ich mir auch noch selber machen."

Tina war ganz blaß geworden. „Bitte, Michael, hör auf! Du weißt, daß es sein muß. In zwei Wochen fangen die Prüfungen an, und dann hast du es bald hinter dir."

Michael, der sehr viel getrunken hatte, hob sein Glas. „Ich trinke auf die Ehe!"

Da fing Tina an zu weinen, und Beate sagte: „Michael, nun ist es genug! Tina ist überarbeitet, und auch du bist gereizt. Durch diese Zeit müßt ihr durch!"

Michael trank noch einmal sein Glas leer. „Da müßt ihr durch. Das klingt alles so klug. Aber vielleicht will ich gar nicht. Vielleicht bin ich einer von den Männern, die sich wünschen, daß ihre Frau für das Kind, den Haushalt und den Mann Zeit hat?"

Tina stand auf. „Ihr müßt entschuldigen, daß so etwas hier bei euch passiert. Ich habe einfach keine Nerven mehr. Aber es geht mir nicht allein so. Das Physikum ist eben kein Spaß. Das Pensum ist so groß, daß man es kaum bewältigen kann."

Der Milchmann goß noch einmal die Gläser voll. „Laßt uns jetzt von etwas anderem reden. Wißt ihr, was ich vorhabe? Ich fahre nach Paris. In drei Wochen für drei Wochen. Sozusagen eine Studienreise, ich will dort malen." Er strich sich die Ponys in die Stirn und sagte feierlich: „Paris in Öl."

Sabine fragte: „Fährt Beate auch mit?"

„Ach wo", sagte Karl-Heinz. „Sie bleibt hier und führt das Geschäft. Und ich bin froh, daß sie nicht nur die Hausfrau spielt, sonst könnte ich gar nicht weg."

Beate lachte. „Hausfrau spielen habe ich hinter mir. Aber Scherz beiseite, Karl-Heinz muß mal was anderes sehen als den Fruchthof und sein Geschäft, und er muß auch mal in Öl malen. Das geht doch hier nicht, wegen des Geruchs und unserer Lebensmittel."

Sabine sah auf ihre Armbanduhr und flüsterte Swen zu: „Ob Frau Pfennigsberg unser Baby füttert? Oder ob Mutti gekommen ist?"

„Deine Mutter wird gekommen sein", antwortete Swen leise.

•

Vera hatte sich zu Hause sehr sorgfältig umgezogen und war zur U-Bahnstation gegangen. Auf dem Bahnsteig hatte Dr. Merker gestanden. Voll Hochachtung hatte er sie begrüßt und war mit ihr am Heidelberger Platz ausgestiegen, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. Dann hatte er sie gebeten, ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Vera, die die Absicht hatte, ihre Scheidung mit ihm zu besprechen und ihn zu fragen, ob er ihre Sache als Anwalt übernehmen würde, sagte zu, allerdings mit der Einschränkung, daß sie höchstens eine Stunde Zeit habe.

Sie gingen zu Fuß zum Rüdesheimer Platz zurück. Er führte sie dort in ein kleines Weinlokal. Es war nicht sehr besetzt, und sie konnten sich einen Tisch in einer kleinen Nische aussuchen. Er bestellte zwei Schoppen Wein und trank ihr zu. Seine Augen sahen sie über den Rand des Glases hinweg voller Bewunderung an.

Aber Vera wollte keinen Flirt, sondern ein ernstes Gespräch.

„Ich sitze eigentlich nur hier", sagte sie, „um wegen meiner Scheidung mit Ihnen zu sprechen. Ich möchte Sie gern als Anwalt haben. Ginge das?"

„Selbstverständlich, gnädige Frau, aber das hat doch alles Zeit. Erzählen Sie mir mal ein bißchen von sich. Haben Sie die Wohnung behalten?"

„Nein, die Wohnung hat mein Mann. Aber ich habe mir eine möblierte Wohnung gemietet."

„Entschuldigen Sie, wenn ich jetzt eine indiskrete Frage stellen muß, aber wenn ich Sie vertreten soll, geht es nicht anders. Wovon leben Sie? Haben Sie Vermögen, oder sorgt Ihr Mann für Sie?"

Vera lächelte ein bißchen wehmütig. „Weder noch. Vermögen habe ich nicht, und mein Mann sorgt auch nicht für mich. Ich arbeite. Ganz schlicht als Sekretärin."

„Da wird für Sie eine ganz hübsche Summe herausspringen. Er muß nämlich zahlen. Na, das besprechen wir alles ein andermal. Lassen Sie uns trinken." Er hob sein Glas, um mit ihr anzustoßen.

Aber sie sah starr an ihm vorbei und stellte mechanisch ihr Glas wieder auf den Tisch zurück. Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Kurt Grunemann war eben zur Tür hereingekommen und steuerte direkt auf ihren Tisch zu. Er hängte seinen Mantel an den Garderobenhaken und setzte sich neben Vera auf den freien Stuhl.

Vera war empört. Ihr Mann hatte sie also auch weiterhin beobachten lassen. Und jetzt erlaubte er sich, hierher zu kommen. Aber es konnte ihr nicht viel passieren. Sie war in Dr. Merkers Schutz. „Darf ich dir Herrn Dr. Merker vorstellen? Er ist mein Anwalt", sagte sie kühl.

Grunemann jedoch zeigte sich nicht beeindruckt. „Doktor?" fragte er. „Und Anwalt? Herr Merker, ich glaube, Sie gehen jetzt. Ihren Schoppen bezahle ich."

Zu Veras größter Verwunderung stand Merker auf, zog hastig seinen Mantel an, nahm seinen karierten Hut, grüßte flüchtig und verschwand.

Ehe sie ein Wort sagen konnte, schob Grunemann ihr schweigend die Berichte der Auskunftei Lehmann über den Tisch und bestellte sich ein Pils.

Veras Hände zitterten, als sie ihm die Papiere zurückgab. Grunemann steckte alles wieder in seine Brieftasche und sagte: „Wir wollen uns nicht darüber unterhalten. Ich weiß, wie sehr er sich dir aufgedrängt hat. Ich bin dafür, wir gehen jetzt woanders hin." Sein Bier wurde gebracht. Er zahlte, trank einen Schluck, stand auf und half ihr in den Mantel. Sie war viel zu verwirrt, und ließ alles mit sich geschehen.

Sein Wagen stand vor der Tür. Er hielt ihr die Tür auf, und sie stieg ein. Bevor Kurt Grunemann anfuhr, bot er seiner Frau eine Zigarette an und gab ihr Feuer. Die Uhr auf dem Armaturenbrett zeigte neun. Er lenkte den Wagen zum Kurfürstendamm und parkte in der Uhlandstraße. Er hielt ihr die Tür auf und schweigend stiegen sie aus. Schweigend gingen sie nebeneinander zum chinesischen Lokal ‚Hongkong'.

Grunemann spielte jetzt all die schönen Trümpfe aus, die sein Geld ihm in die Hand gab. „Wir möchten einen Tisch, an dem wir uns ungestört unterhalten können. Und bringen Sie uns bitte einen Sherry vorweg, wir stellen dann inzwischen das Essen zusammen."

Während er mit dem Kellner verhandelte, hatte Vera Gelgenheit, sich umzusehen. Das Lokal war sehr dezent ausgeleuchtet. Auf dem Fußboden lagen dicke Teppiche, eine Wand war mit einem Foto von Hongkong tapeziert. Die Decke war heruntergezogen.

Der Sherry wurde gebracht. Kurt Grunemann hob sein Glas und sagte: „Vera, komm wieder zu mir zurück."

Schluß im nächsten *stern*

Velázquez (1599–1660)
Die Toilette der Venus
London, National Gallery

„Ich muß schon sagen, diese Hormon-Creme hat mir doch sehr geholfen!"

Porträt
eines jungen Mädchens
aus Pompeji

„... immer diese Pausen beim Diktat – montags ist mit dem Chef wirklich nicht viel los!"

Pieter Brueghel d. Ä.
(1525–1569)
Das Schlaraffenland

„Es ist doch gut, daß der Erhard Wirtschaftsminister bleibt!"

Das frivole Museum

Zeitlose Kunstwerke, die uns immer wieder begegnen, erfahren oft unzeitgemäße Deutungen. Es sei uns gestattet, diesem Übel abzuhelfen mit der neuen Kunsttheorie „Laßt Bilder sprechen"

Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553)
Venus
Frankfurt a. M.,
Städelsches Kunstinstitut

„... dabei kostet das Meter nur 1,95 DM."

Lao-tse auf Büffel
Chinesische Plastik (14./17. Jahrh.)

„Seit der Tierschutzverein eingeschritten ist, werden wir Toreros alt und grau."

Prof. H. Wetterling, Dozent an der Pädagogischen Hochschule in Osnabrück, schreibt im Stern über Probleme der Erziehung und der Schule

AUCH EIN BABY KANN STREIKEN

Das Baby merkt ja nichts. Wenn auch die junge Mutter von Sorgen gepeinigt wird oder bei der Hetze von der Schneiderin zum Friseur außer Atem gerät, wenn auch die Eltern sich um das Haushaltsgeld streiten, das Baby – so heißt es dann – merkt doch nichts davon. Diese Meinung ist falsch. Das Baby hat unerhört empfindliche Antennen, die jede Spannung zwischen den Menschen seiner nächsten Umgebung auffangen und jede Unruhe der Mutter sorgfältig registrieren. Und häufig sind solche Meldungen für das kleine Kind so gewaltsam, daß sie seinen Lebenswillen lähmen. Da es sich gegen unfreundliche und unheimliche Vorgänge nicht anders zu wehren weiß, verneint das Baby dann sein eigenes Wachstum. Es wird von Angst gepackt und beantwortet die Hast oder Feindseligkeit damit, daß es sich weigert zu trinken. Kurzum: Es tritt in den Streik.

Prof. Dr. med. Alfred Nitschke hat aus der Kinderklinik der Universität Tübingen von solch bestürzenden Erfahrungen berichtet:

Drei Monate alt war der Säugling – das erste Kind aus einer glücklichen Ehe –, als die Mutter ihn in die Klinik brachte. Er war ausschließlich gestillt worden. Bis vor sechs Wochen war er prachtvoll gediehen. Dann begann das Kind unlustig zu trinken, nahm immer weniger, verlor seine frühere Munterkeit, wurde still und weinerlich und fiel in seinem Gewicht erheblich zurück, obwohl Milch im Überfluß vorhanden war. Die Mutter wußte keinen Rat mehr. Die Ärzte fanden nichts anderes als den Befund, von dem die Mutter ihnen schon erzählt hatte. Da keine Erkrankung zu entdecken war, suchten sie zu erfahren, ob vielleicht während der letzten Wochen in der Beziehung zwischen Mutter und Kind eine Störung oder eine Entfremdung eingetreten sein könnte, obwohl die echte Sorge, welche die Mutter für ihr Kind zeigte, überhaupt keinen Anlaß für eine solche Vermutung bot. Das Gespräch führte zu einer überraschenden Klärung: Die Mutter hatte schon im Kriege eine Ehe geschlossen. Ihr Ehemann blieb vermißt und wurde schließlich für tot erklärt. Aus der zweiten Ehe stammte der kleine Patient. Als der Verfall des Kindes begann, hatte die Mutter gerade die Nachricht erhalten, daß ihr erster Mann noch lebte und aus der Gefangenschaft heimgekehrt war. Es versteht sich, daß die junge Frau über diese Mitteilung bestürzt war. So wurde ihre Ausgeglichenheit durch das Grübeln über ihre unsichere Lage und durch die Frage, was nun werden solle, gestört. Niemals hatte sie es an pünktlicher Pflege bei ihrem Kind fehlen lassen. Das Baby aber spürte die Unsicherheit und Not seiner Mutter. Offenbar hatte es ein Organ, um zu merken, daß der Gebärde seiner Mutter die Sicherheit, ihrer Stimme der vertraute Klang, ihrem Lächeln die Gelöstheit fehlten. Als dann die Lage seiner Mutter bald geklärt werden konnte, gesundete es sogleich.

In der Wissenschaft waren solche Befunde einige Zeit umstritten. Man glaubte nicht, daß ein solcher Verfall im Mangel an „Affektzufuhr" – so nennt man das Streicheln, Lächeln, Plaudern und Liebhaben – seine Ursache haben könnte. Da sich Experimente mit Kindern verbieten, drängte sich ein Versuch mit Tieren auf. So wurde an der Colorado Universität in den USA ein Experiment mit Ratten unternommen:

Drei Gruppen von je zwanzig Ratten wurden von derselben Mutter gesäugt, nach zwanzig Tagen abgestillt und dann auf die gleiche Weise ernährt, in gleichen Käfigen gehalten und denselben Licht- und Luftbedingungen ausgesetzt. Sie wuchsen also unter den gleichen Voraussetzungen auf. Nur ein Unterschied wurde gemacht: Die eine Gruppe wurde nach der Abstillung Tag für Tag auf den Arm genommen und gestreichelt. Man spielte auch mit ihnen, ehe sie in den Käfig zurückgebracht wurden. Die beiden anderen Gruppen wurden dagegen nur gefüttert, ohne das man sie berührte. Nach vierzig Tagen stellte sich folgendes klar heraus: Die gestreichelten und gehätschelten Tiere gediehen großartig. Die anderen Tiere wirkten unansehnlich und schäbig. Eine Anzahl Ratten wurden aufgeschnitten. Es zeigte sich, daß die inneren Organe der Tiere, die man nicht gestreichelt hatte, weit zurückgeblieben waren. Um noch eine Probe aufs Exempel zu machen, wurde der Rest der Tiere vergiftet. Man wollte ihre Widerstandskraft prüfen. Die gestreichelten Ratten überlebten drei Tage. Die anderen gingen dagegen schon nach achtzehn Stunden ein. So erwies sich sogar bei Tieren, daß ein „Affektentzug" die körperliche Entwicklung hemmt.

Bleiben wir beim Menschenkind: Daß ein Baby an regelmäßige Mahlzeiten gewöhnt werden muß, daß ihm der

Ein Kind spürt die Sorgen seiner Mutter

Saft von Mohrrüben guttut und es frische Luft braucht, hat sich bei den Müttern herumgesprochen. Daß es mit weitgeöffneten Sinnen auf das Ansprechen durch die vertraute Stimme wartet und der gleichbleibenden Freundlichkeit bedarf, um ein mutiger Mensch zu werden, ist allem Anschein nach den Eltern nicht so bekannt. Häufig scheinen sie zu meinen, daß Körperpflege schon genüge. Verstehen wir uns richtig: Hygiene ist notwendig. „Aber Hygiene ist auch" — so meint Prof. Dr. med. René A. Spitz von der Colorado Universität — „eine wunderbare Ausrede für Faulheit und Bequemlichkeit. Die am schwersten geschädigten Kinder habe ich nicht in den Gemeinschaftsräumen hygienisch zweitrangiger Anstalten gefunden, sondern in den reizlosen, weißgetünchten Isolierräumen der hygienischen Institute."

Das Baby braucht Eltern, die das Leben bejahen und einander zugetan sind. Gewiß begreift es nicht, um was es geht, wenn sich Vater und Mutter zanken. Aber es spürt, daß aus heiterem Himmel plötzlich drohende Wolken aufziehen. Diese Erfahrung kann die Grundlage für spätere Lebensangst, Unsicherheit und Mutlosigkeit bilden, mit denen selbst Vierzigjährige manchmal nicht fertig werden.

Das Baby braucht eine ausgeglichene Mutter. Ihre Hände, die es aufnehmen und tragen, füttern und baden, ihre Augen, die es anschauen, schaffen dem Kinde die Heimat. Von der ruhigen Kraft dieser Hände kann es abhängen, daß ein Kind Zutrauen zu sich selbst und zum Leben gewinnt. Werden diese Bewegungen unruhig und hastig, wird das Kind verwirrt.

Das Baby braucht das Geplauder mit seiner Mutter. Es ist falsch, wenn die Mutter erregt oder ungehalten mit anderen Leuten spricht, während sie ihr Kind stillt. Das Baby wartet auf das freundliche Ansprechen, um die Verbundenheit mit seiner Mutter darin bestätigt zu finden. Durch die kleinen Laute und Worte, auf die Frauen sich schon verstehen, wird das Baby in den Kreis des Lebens gezogen, in den es hineinwachsen soll und will. Läßt die Mutter dieses Geplauder — vielleicht meint ihr Mann, es sei kindisch —, so fühlt sich das Baby verloren in einer bösen Welt.

Hier handelt es sich nicht um Kleinkinderkram. Hier handelt es sich um eine ernste, weitreichende Sache. Prof. Spitz spricht die Vermutung aus: „Möglicherweise sind in unseren Schwachsinnigen- und Irrenanstalten viele Menschen interniert, die an nichts anderem als an Affektentzug in der kritischen Periode ihres Lebens, im ersten Lebensjahr, kranken."

In summa: Das Baby ist nicht nur ein kleines Lebewesen, das Pflege braucht. Es ist ein kleiner Mensch, der durch Gespräch und Spiel in die Familie aufgenommen werden muß. Es kann — so heißt es schon in einer Chronik aus dem 13. Jahrhundert — nicht leben ohne das Händepatschen, das fröhliche Gesichterschneiden und die Koseworte seiner Mutter.

Der Mond befahl: Krieg

Fortsetzung von Seite 29

Facility) Weltraumbeobachtungsstationen für Satelliten.

Das ist die eine Hälfte der NORAD-Funktion: Ortung und Identifizierung. Die andere ist: Abwehr und Vernichtung angreifender Objekte. Dafür unterstehen NORAD rund 2000 Jagdflugzeuge und — eine unbekannte Zahl — Luftabwehrraketen. NORAD plädiert verzweifelt für ein neues Langstreckenjagdflugzeug, findet aber im Zeitalter moderner unbemannter Flugkörper in Washington kein Gehör. So muß man sich, wie man in Colorado Springs stöhnt, behelfen mit:

F 101 B „Voodoo", F 102 „Delta Dagger", F 106 „Delta Dart", F 4 D „Skyray" und der kanadischen CF-100 „Canuck".

Die F 102 ist mit der Falcon-Rakete ausgerüstet, die elektronisch oder automatisch ins Bomberziel gelenkt werden kann.

Die F 4 D ist mit der Sidewinder-Rakete ausgerüstet, die automatisch (nach infraroten Wärmewellen) ihr Ziel suchen kann.

Die F 101 trägt die mit einem Atomsprengkopf ausgerüstete „Genie"-Rakete, und die zur Zeit schnellste Jagdmaschine, die mit doppelter Schallgeschwindigkeit fliegende F 106, ist mit einer verbesserten Falcon-Rakete mit Atomsprengkopf ausgestattet, kann aber auch die „Genie" abfeuern.

„Genie" kann durch ihre Explosionswirkung einen ganzen Bomberpulk zum Absturz bringen. Dazu kommen vom Boden gefeuerte Atomabwehrraketen, wie Bomarc und die mehr und mehr von der Herkules ersetzte Ajax.

Reicht das?

Man glaubt, daß die Russen über 1000 Langstreckenbomber von der Güte der SAC-Bomber B 52 verfügen. (Am 14. 2. 1961 nannte Chruschtschow in einer Rede verächtlich bemannte Bomber überholt und daher überflüssig. Im Juli 1961 stellte er auf einer Parade stolz neue russische Langstreckenbomber vor.)

Im NORAD - Hauptquartier glaubt man, daß im günstigsten Fall etwa 52 Prozent dieser angreifenden Bomber abgeschossen werden können.

(Eine andere Schätzung — von einem Politiker, nicht von einem Militär — ist optimistischer. Sie geht davon aus, daß von den tausend Bombern nur die Hälfte die erste Welle fliegen wird, also nur rund 500. Und davon, so meint er, kämen nur fünf Prozent durch, also 25. Schließlich müßten sie fast dreieinhalbtausend Kilometer über kanadisch-amerikanisches Territorium fliegen, wenn sie auf kürzestem Wege über den Pol kämen.) Aber selbst 25 mit H-Bomben ausgerüstete Bomber könnten Amerika fast paralysieren.

Die sowjetischen Interkontinental-Raketen (man rechnet mit etwa 100 einsatzbereiten) sind dabei noch nicht berücksichtigt. Gegen sie gibt es zur Zeit überhaupt keine Abwehr. An der Anti-Raketen-Rakete „Nike Zeus" wird man nach Angaben im Pentagon noch einige Jahre zu arbeiten haben. Ein erster Test ist für Mai 1962 im Pazifik vorgesehen.

Zu den beiden NORAD-Aufgaben ist also festzustellen:

Die erste: „Ortung und Identifizierung" kann zu 99 Prozent einwandfrei erfüllt werden. Die Zeit zwischen Ortung eines startenden Objekts und erster Warnungsmöglichkeit beträgt keine zwei Sekunden.

Die zweite NORAD-Aufgabe: „Abwehr und Vernichtung" kann knapp zur Hälfte erfüllt werden, was bemannte Bomber, und überhaupt nicht, was Raketen anbelangt.

Das Abwehrwaffennetz für 10,5 Millionen Quadratmeilen bindet zudem ungeheure Geldsummen (allein die NORAD-Telefonrechnung beträgt im Jahr eine halbe Milliarde DM) und 180 000 hochqualifizierte Soldaten-Techniker oder Piloten. Chruschtschow beschränkt sich nach Informationen des amerikanischen Geheimdienstes darauf, einige besonders wichtige Militär- und Industrieprojekte abzusichern.

Die Amerikaner haben bislang nicht einmal diese Nervenzentrale ihres Sicherungssystems abgesichert. Sie ist gegen Bombenangriffe völlig schutzlos. Fieberhaft wird zur Zeit der nahe gelegene Cheyenne-Berg angebohrt. Die hier lebenden Navajo-Indianer erzählen, dort hause ein böser Drache. Von hier will in drei Jahren NORAD Feuer speien. 400 Arbeiter sprengen und bohren sich 24 Stunden am Tag, in drei Schichten, in den Berg, der das dreistöckige, dann auch wasserstoffbomben-sichere NORAD-Hauptquartier aufnehmen soll.

Neben dem Schreibtisch des besten „NORAD-Kunden" Thomas S. Power steht ein dicker Holzhammer. Powers Beruf ist: Vergeltung, wenngleich an seinem „Werkstor" diplomatischer steht: „Peace is our Profession — Der Friede ist unser Beruf."

Der Vier-Sterne-Luftwaffengeneral Thomas S. Power kommandiert von seinem Befehlsbunker in Offut, nahe Omaha (Nebraska), aus die gewaltigste Atombomber- und Atomraketenmacht der Welt: SAC (Strategic Air Command).

Ihm unterstehen auf rund sechzig Basen in den USA und 20 Stützpunkten im Ausland 266 000 Soldaten für dieses Waffenarsenal:

1100 Atombomber vom (reichlich veralteten) Typ B 47,

550 vom Typ B 52,

400 Lufttanker vom Typ KC 135 und

600 Lufttanker vom Typ KC 97.

Dazu kommen jetzt die ersten 100 der B-58, die mehr als doppelte Schallgeschwindigkeit fliegt, und eines noch fernen Tages die B-70 mit dreifacher Schallgeschwindigkeit. Als man für diesen Superbomber per Wettbewerb einen Namen suchte, gewann ein Sergeant die 14tägige Preisreise nach Hawaii. Sein Vorschlag: „Walküre."

Neben dieser bemannten Bombermacht verfügt General Power über folgende Angriffsraketen:

„Quail" — hat nur geringe Reichweite, wird vom Flugzeug abgeschossen, hinterläßt aber auf dem feindlichen Radarschirm ein Zeichen wie ein Bomber. Günstig für Ablenkungsmanöver.

„Hound Dog" — gelenkte Überschallrakete mit Atomsprengkopf, kann von einer B-52 mehrere hundert Kilometer vor einem Ziel abgefeuert werden.

„Atlas" — ballistische Interkontinentalrakete von über zehntausend Kilometern Reichweite.

„Titan I" — Reichweite über 10 000 Kilometer, muß vor Start aufgetankt werden. Erste Titan-Stellungen jetzt einsatzbereit.

„Titan II" — noch in der Entwicklung. Rakete enthält bereits den Treibstoff, daher kürzere Startzeit.

„Minuteman" — noch in der Entwicklung. Reichweite über 10 000

Kilometer, Feststoffrakete. Soll u. a. auf Eisenbahnzügen montiert werden, um dem Gegner kein festes Ziel zu bieten.

„Skybolt" – wird vom Flugzeug abgeschossen. Reichweite rund zweitausend Kilometer. Noch in der Entwicklung.

Die Vergeltungsrechnung für einen Angriff auf die USA sieht nach Schätzungen wohlinformierter Militärexperten so aus:

Die USA verfügen zur Zeit über fast 40 000 Atombomben, Atomsprengköpfe oder andere nukleare Waffen. Ihre Zerstörungskraft beträgt rund 35 Milliarden Tonnen TNT (die Hiroshima-Bombe hatte eine Sprengkraft von 20 000 TNT).

Zu den 1700 Atombombern, den rund 2000 Hound-Dog-Raketen, 40 Atlas- und etwa 50 Titan-Raketen der SAC-Streitmacht des Generals Power kommen 2000 Kampfflugzeuge der US-Luftwaffe, die Atomwaffen tragen können. Ein Teil davon ist nahe der sowjetischen Grenze stationiert.

Außerdem: 1500 Maschinen – zum Teil schwere Bomber –, die von Flugzeugträgern aufsteigen können, 50 Regulus-Raketen, die man von Schiffen abfeuern kann, 80 Polaris-Mittelstreckenraketen, die fünf US-Atom-Unterseeboote in getauchtem Zustand abfeuern können, sowie die stationären Raketen in Europa: 90 Thor- und Jupiterstellungen, 300 Mace- und Matador-Raketen.

In den ersten 24 Stunden eines Krieges könnten die Vereinigten Staaten Atomwaffen mit einer Sprengkraft von 16 Milliarden Tonnen TNT über Feindgebiet abwerfen – das ist viertausendmal das Gesamtgewicht der im Zweiten Weltkrieg zur Explosion gebrachten normalen Sprengstoffe.

Es gibt keinen denkbaren Angreifer, der das überleben würde.

General Power sagte uns dazu: „Die Abschreckung besteht aus mehr als nur Bombern und Raketen, Tanks und Armeen. Abschreckung – das heißt auch: eine gesunde Industrie, wissenschaftlicher Fortschritt, gute Schulen, heißt ausreichender Luftschutz. Abschreckung für jeden Gegner sollte aber vor allem die Entschlossenheit der Amerikaner sein, einen Krieg zu verhindern, wenn es aber notwendig wird, jeden Krieg auszukämpfen und zu gewinnen – möge er heiß oder kalt sein, groß oder klein."

Zwei Weltkriege hätten gelehrt, meint Power, daß, solange nicht alle Völker frei von Furcht vor Aggression leben könnten, ein dauerhafter Friede nur durch Abschreckung gesichert werden kann. Daher das Motto seines Kommandos: „Der Friede ist unser Beruf."

„Hat die Krise um Berlin Ihre Einheiten in einen besonderen Alarmzustand versetzt?"

„Das ist unmöglich – denn wir leben seit 15 Jahren ständig im Alarm."

(Ich erfuhr aber später im Pentagon, daß seit Berlin die Quote der ständig im Alarmzustand auf den Pisten gehaltenen Atombomber auf fast 50 Prozent verdoppelt worden ist und Pläne fertig sind, ein Achtel der SAC-Bomberstreitmacht – also rund 200 Maschinen – ständig in der Luft zu halten.)

„Sind die Gefahren für die USA durch die sowjetischen Weltraumerfolge gestiegen?"

„Nein", sagt der General Power. „Durch die Waffen steigt die Gefahr nicht. Waffen beginnen keinen Krieg, sondern Menschen. Und es sind nach wie vor gefährliche Menschen, mit denen wir es zu tun haben."

„Kann es einen Krieg aus Versehen geben?"

„Durch uns nicht", antwortet der General. „Davon können Sie sich jederzeit in meinem Hauptquartier über- →

Der Mond befahl: Krieg

Fortsetzung von Seite 103

zeugen. Darauf verwenden wir einen Großteil unserer Zeit, unserer Planung und unseres Trainings und unserer Kosten – diesen ‚Krieg aus Versehen' unmöglich zu machen."

Wir überzeugten uns.

Da ist zunächst einmal die Geschichte vom roten Telefon, das den Krieg auslösen soll. Es löst ihn nicht aus, und es gibt auch nicht eins, sondern gleich zwei (falls das erste dem diensttuenden Offizier in der Erregung aus der Hand fallen und zerbrechen sollte).

Die roten Telefone stehen im Kommandoraum von SAC, der so groß wie ein Fußballfeld und dessen eine Seite mit Glaskabinen bestückt ist, ähnlich denen der Sportreporter in Stadien.

Vier Farbfernsehkameras (Marke Fearless = Furchtlos) streichen auf Gleisen laufend eine riesige Kartenwand ab und übermitteln das Bild in zahllose Kommandostände. Die Kartenwand ist mehrschichtig. Elektrisch kann die vordere Karte zur Seite rollen und preisgeben, was auch bei SAC nur wenige der 13 hier stationierten Generale kennen: Den Operationsplan für einen weltweiten Krieg, das heißt: die Ziele der SAC-Bomber und -Raketen.

Über den Karten leuchten die Uhrzeiten von Tokio, Guam, Alaska, Omaha, Thule, London, Moskau, Omsk. Dazu: Eine grüne Uhr mit A-Zeit = Alarmzeit. Eine blaue mit L-Zeit = Startzeit, und eine rote mit E-Zeit = Zeit seit dem Angriffsbefehl durch den Präsidenten.

In das Herz der Kommandozentrale übermittelt NORAD ständig mit Fernsehkameras und -sendern das Bild seiner Ortungs- und Identifizierungskarte. SAC hat daneben alle elektronischen Erkennungs- und Informationsmittel wie NORAD. Und einige mehr: Das rote Telefon verbindet in Sekundenschnelle simultan mit jedem der 60 SAC-Stützpunkte in den USA und mit allen 20 in Übersee.

Was geschieht in der Stunde X, der Stunde eines feindlichen Angriffes, dem man begegnen will?

NORAD gibt seinen warnenden Alarm an SAC. Hier bestimmt der General Power, ob er seine Atombomber hochschickt. Wenn ja, drückt der diensttuende Oberst im Herzen des Kontrollraums zunächst auf einen roten Alarmknopf und hebt dann den Hörer des roten Telefons, dessen Funktionieren alle drei Sekunden elektronisch geprüft wird, ab. Das alarmiert schon die 850 ständig in Alarmbereitschaft lebenden Atombomberbesatzungen. Sie müssen aber noch ein Codewort bekommen, das im „Emergency Action File" verzeichnet steht.

Hier setzt schon die erste Sicherung gegen „Krieg aus Versehen" oder „Krieg durch einen Verrückten" ein:

Der Oberst kann diese Mappe mit dem Codewort nicht selbst herausziehen. Ein zweiter Offizier wacht über sie. Er gibt sie dem ersten, und während der das Codewort abliest, schaut ihm der zweite, der schwer bewaffnet ist, über die Schulter.

Und wenn der zweite, der Schwerbewaffnete, den ersten zwingt, Alarm zu geben und das Codewort zu lesen? Nun, beide sind nicht allein im Raum. Der Alarm muß zudem noch über Fernschreiber (die Rollen dafür liegen vorbereitet in einem Safe) und über Funk gegeben werden.

Aber selbst, wenn diese Sicherungen versagen sollten, gibt es immer noch keinen Krieg.

Die Besatzungen kennen alles über ihr Ziel, was der Geheimdienst und die Luftaufklärung darüber wissen. Sie haben mit dem Alarm den Befehl bekommen, diese Ziele anzufliegen – bis auf eine gewisse Entfernung von der Grenze des Gegners. Diese Grenze dürfen sie nicht überfliegen. Sie müssen mit ihren – noch ungeschärften – Atombomben hier umkehren, es sei denn, daß im SAC-Hauptquartier inzwischen das goldene Telefon geklingelt hat.

Der Anrufer kann nur einer sein: der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Nur er allein kann den Befehl geben, daß die Bomber weiterfliegen sollen, über die Linie – die man darum „Go-Line" nennt – hinaus, in das Territorium des Gegners, über dem sie ihre Atombomben abwerfen sollen. Von hier an gibt es allerdings kein Zurück mehr.

Denn spätestens bei Erreichen der Go-Line durch die Bomber und dem Befehl, sie zu überfliegen, wird Amerika auch seine Raketen feuern, die keiner mehr zum Umkehren bringen kann. Der Feuerbefehl für die Raketen kann umgekehrt gleichzeitig für die Bomber der Befehl sein, die Go-Line zu überfliegen.

Selbst wenn also, wie am 5. Oktober 1960, das Ortungsnetz von NORAD ohne jeden Zweifel einen Angriff feindlicher Raketen meldet, bleiben noch gute zwanzig Minuten – eine Ewigkeit für die Elektronenhirne, die sich gegeneinander prüfen und verbessern. Selbst wenn also an diesem 5. Oktober die SAC-Bombermacht aufgestiegen wäre, sie hätte spätestens an der Go-Line umkehren müssen.

Die Raketen wären nie abgefeuert worden, da ja schon nach einer Minute klar war, daß es keine Feindraketen im Anflug gab, und nach weiteren vier, was geschehen war.

Kann nun aber nicht ein Bomberbesatzungsmitglied verrückt spielen, seine Kameraden zwingen, zu Feindgebiet zu fliegen und die Atombombe werfen?

Nein. Um sie zu schärfen, müssen drei Mann drei verschiedene technische Handgriffe an der Bombe vornehmen – und keiner kennt den des anderen. Es müßte also schon gleich eine ganze Besatzung „meutern" – bei der unglaublich sorgfältigen Auswahl der Besatzungsmitglieder und ihrer Schulung sowie ihrer ständigen Überwachung, ihr Auswechseln bei Erkennen kleinster psychologischer Schwächen, ist das einfach undenkbar.

Dennoch: Die B 70 „Walküre", die nur noch drei Mann Besatzung haben wird, besteht aus drei völlig voneinander getrennten Abteilungen. Die drei Besatzungsmitglieder sehen sich während des ganzen Fluges nicht, und keiner kann zum andern kommen. Die Handgriffe an der Bombe werden ferngesteuert vorgenommen.

Und die Raketen? Kann da nicht ein Offizier auf den Knopf drücken, nur weil er sich am Abend über Nikitas Gesicht im Fernsehen geärgert hat?

Er kann nicht. Auch hier sind es drei Offiziere, die nacheinander verschiedene Knöpfe bedienen müssen. Zudem: Auch die ballistischen – also

nicht ferngesteuerten — Interkontinentalraketen kann man noch fünf Minuten nach Abschuß per Funk zerstören.

Es gibt den Fall einer Bomarc-Rakete (einer mit Atomsprengkopf ausgerüsteten Boden-Luftabwehrrakete), die zur Bestürzung ihrer Offiziers-Bedienung plötzlich zu zischen anfing. Ein Offizier konnte noch rechtzeitig einige Kontakte unterbrechen. Die Rakete stieg nicht auf.

Man fand später heraus, daß wahrscheinlich ein zufällig auf gleicher Funkwelle eingestelltes Gerät eines Radiowagens der Ortspolizei beinahe den Start ausgelöst hätte. Inzwischen sind alle Raketen auch gegen solche Zufälle abgesichert. Selbst wenn die „Bomarc" aber aufgestiegen wäre — man hätte sie rechtzeitig in der Luft zerstören können.

„Zu 99,9 Prozent haben wir uns gegen einen Krieg aus Versehen abgesichert", sagte uns General Power. „Und über den Rest sollten wir bei dem Grad unserer Bedrohung doch wohl nicht diskutieren."

Noch gegen weitere Eventualitäten hat sich General Power abgesichert. Was geschieht, wenn der Gegner auf irgendeine zur Zeit nicht einmal vorstellbare Weise das Hauptquartier der Vergeltungsmacht SAC vernichtet?

Es hilft ihm nichts. SAC hat ständig ein fliegendes Hauptquartier in der Luft, eine B-52, die mit allen Geräten ausgerüstet ist, die nötig sind, um die Streitmacht zu alarmieren und zu lenken. An Bord dieser Maschine ist immer ein General. Fünf solcher Maschinen sind voll eingerichtet. Keine landet, ohne daß die nächste in der Luft ist. Stürzt eine ab, gibt es immer noch vier, von denen aus die SAC-Streitmacht, die neunzig Prozent der gesamten amerikanischen Feuerkraft ausmacht, gelenkt werden kann.

Die SAC-Offiziere im Kommandoraum wirken nicht ganz wie von dieser Welt. Der normale Ton, in dem sie von den unvorstellbarsten Aktionen oder Maschinen und Waffen sprechen, wirkt unheimlich. Durchbrochen wurde dieser Eindruck nur einmal, ausgerechnet im Saal der Elektronenhirne (die von Zivilisten bedient werden. Die Apparate sind nur gemietet).

Der hier befehlende Oberst begann seinen erklärenden Vortrag mit den ermunternden Worten: „Wir könnten hier das Wissen der Welt in einen Eimer stauen. Alles ist ganz einfach. Die Dinger hier können nur eines: addieren und subtrahieren. Man muß also alle Fragen an sie in eine dieser beiden Formen bringen. Das macht man so . . ."

Und danach habe ich kein Wort mehr verstanden. Aber immerhin las der Oberst von einer der Punktkarten so fließend ab, als wären es die großen Buchstaben in einer Kinderfibel.

Auf einem der mattgrauen Wunderwerke stand ein roter Holzkasten mit Glasscheibe. „Im Notfalle einschlagen" stand auf der Scheibe. Dahinter war eine einfache chinesische Rechenmaschine mit Holzkugeln.

SAC kostet die Amerikaner im Jahr fast acht Milliarden Mark. Mit einem „Besitz" von rund 90 Milliarden Mark ist SAC größer als die größte amerikanische Privatfirma. Die Ausbildung der Sechs-Mann-Besatzung einer B-52 kostet 12 Millionen Mark.

Was sind das für Menschen? Hier ihre Statistiken: Sie haben mehr als 14 Millionen Flugstunden hinter sich, das sind 1600 Jahre. Die Bomberkommandanten sind durchschnittlich 33 Jahre alt und haben mindestens jeder 4000 Flugstunden Erfahrung. 48 Prozent der Besatzungen haben den Weltkrieg mitgemacht oder kennen den Luftkrieg aus Korea. Im Durchschnitt haben sie 47 Einsätze geflogen. Sie sind im Schnitt mindestens seit zwölf Jahren Offizier. 62 Prozent sind seit mehr als neun Jahren Soldat. 75 Pro-

→

Der Mond befahl: Krieg

Fortsetzung von Seite 105

zent haben studiert, 42 Prozent ihr Studium abgeschlossen. 80 Prozent sind verheiratet.

Diese letzten Zahlen werden besonders liebevoll vom SAC-Hauptquartier weitergegeben, zeigen sie doch, daß es erfahrene Familienväter sind, die in den Atombombern sitzen und keine „daring pirate types", keine „verwegenen Piraten-Typen", wie es sie im Zweiten Weltkrieg noch gegeben haben soll.

Wir haben Atombomberbesatzungen in Ellsworth bei Rapid City (South Dakota) besucht, und wir sind mit ihnen geflogen. Sie wirkten auf uns fast zu kühl, fast zu überlegt, fast zu sehr professionell. Wie Straßenbahnfahrer nach 20 Jahren an der Kurbel. Nur bei den Jüngeren flakkerte es in privater Unterhaltung mitunter auf.

Da war der Captain Hutchinson, Navigator einer B-52, 31 Jahre. Er ist Osoge-Indianer, und sein Vater lebt noch in der Reservation. Er war verheiratet, aber die Frau lief ihm mit seinen Zwillingen davon:

„An unser Leben kann sich keine Frau gewöhnen", meinte er resignierend. „Wir haben doch nie einen richtigen Stundenplan. Ich liebe das Fliegen, aber ich hasse die ständige Alarmbereitschaft. Wir bekommen hier gut zu essen — aber es ist eben doch Kantinenessen.

Wenn ich früher nach Hause kam, zu meiner Frau, da freute ich mich darauf, endlich wieder was Hausgekochtes zu bekommen und mit den Kindern zu spielen. Das aber hatte sie die ganze Zeit gegessen, und die Kinder hatten mehr als nur ihren Anteil von meiner Frau während meiner Abwesenheit gefordert. Sie wollte mit mir ausgehen, in ein Restaurant oder ein Kabarett.

So beginnt man, sich über Kleinigkeiten zu reiben. Und dann laufen sie einfach davon. Liebe gibt es hier nur per Telefon."

Und der SAC-Major Kingsbury ergänzte: „SAC hat die höchste Scheidungsquote der Luftwaffe."

Captain Hutchinson erzählt weiter: „Dann ist die Frau krank, und man kann nicht kommen, weil man alarmbereit zu sein hat. Meinen Jungen hatte man einmal überfahren — und ich konnte nicht kommen."

Die Mannschaften leben während der drei Tage dauernden Alarmzeit zusammen, sie essen zusammen, lesen zusammen, üben zusammen. „Ohne diesen Zusammenhalt sind sie nur halb so gut", sagte man uns. Nie dürfen sie sich aus den Augen verlieren. „Sogar den Urlaub müssen wir zusammen nehmen. Dabei will der eine Ski laufen, der andere schwimmen — von unseren Familien ganz zu schweigen. Trotzdem . . ."

Er bricht verlegen ab.

„Trotzdem was?"

„Ich bin stolz, bei diesem Haufen zu sein."

„Und die Atombombe?"

„Darüber machen wir uns keine Gedanken mehr. Es ist unser Job."

Wie wird man Atombomber?

Die Luftwaffeneinheiten suchen ihre besten Leute aus und schlagen sie vor. In fast grausamen Ausleseprozessen filtert sich eine fliegerische Auslese, die nun einem genauen, mörderischen Training ausgesetzt wird. Sie erhält weder jetzt noch später dafür irgendwelche Vergünstigungen. Sie entwikkeln „den Geist eines militärischen

Mönchsordens", sagte uns ein Offizier.

„Wenn der Staat einen Henker braucht, dann sollte es der Beste machen – um Gott zu dienen." Diese makabre Erklärung gab uns der lutherische Atombombergeschwader-Geistliche, Kaplan Gilfred Newhouse.

„Haben die ‚Soldaten mit der Bombe' besondere Probleme, mit denen sie zu Ihnen kommen?"

„Manchmal kommt jemand."

„Was sagen Sie ihm dann?"

„Ich antworte mit Paulus, daß wir uns der Autorität beugen müssen. Ich sage, daß Gott den Amerikanern die Verantwortung übergeben hat, den Frieden zu bewahren. Wer die Freiheit besitzt, muß sie für den Frieden gebrauchen."

„Sprechen Sie auch vom Kommunismus?"

„Ja. Immer wieder. Ich muß die Männer als Pfarrer mit dem Übel konfrontieren. Wir dürfen in Berlin nicht nachgeben. Gott hat uns unsere Macht nicht umsonst gegeben. Auch Luther mußte einmal ‚stehen'."

Kaplan Newhouse war noch vor zehn Jahren wissenschaftlicher Atheist. Sein Christentum ist vielleicht daher so streitbar.

„Ich als Pastor sitze doch mit in jedem der Atombomber. Ich fühle mich doch mitverantwortlich."

„Könnten Sie als Geistlicher die Atomtoten von Hiroshima und Nagasaki für gerechtfertigt halten?"

Der Kaplan schweigt, räuspert sich. Meint dann:

„Hier sind wir schuldig geworden. Wir hätten die Japaner warnen und ihnen sagen sollen: Entweder ihr beendet den Krieg, oder wir werfen diese Bomben. Wir haben sie nicht gefragt. Darin liegt unsere Schuld, mit der wir fertig werden müssen."

„Einige der Piloten sind nie damit fertig geworden."

„Zwischen einer Rechtfertigung und dem, was richtig ist, kann eine Welt liegen. Ich sage den Besatzungsmitgliedern heute, daß es ihre Pflicht ist, zu tun, was ihnen befohlen wird. Wenn die Bomben einmal geworfen sind – dann, dann... wissen Sie, dann ist das eine ganz andere Sache. Damit ist wohl jeder ganz allein."

Da fand ich schon die Erklärung „christlicher", die mir ein Atombomberoffizier gab, der kurz zuvor mit viel Stolz erzählt hatte, er könne mit einer Atombombe nicht nur ein Stadtviertel, nicht nur einen Häuserblock, sondern das Eckhaus dieses Häuserblockes treffen.

Als ich ihn fragte, ob er sich um seine Familie sorge, wenn das Alarmzeichen käme, oder ob er sich vor dem Atomkrieg fürchte, meinte er:

„Warum sollte ich mir darüber Gedanken machen? Wenn wir einmal den Befehl bekommen werden, die Go-Line zu überfliegen, dann sind unsere Frauen und Kinder vermutlich tot, und das Land ist vernichtet. Es wird nichts mehr da sein, zu dem man zurückkommen möchte. Das nimmt die Sorge, und das nimmt auch die Furcht."

Im nächsten **stern**

„Good bye - ich muß Berlin verteidigen"

Gewinne mit Kessi und Jan

Bedingungen: 1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern. 2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an KESSI beim Stern, Hamburg 100. Fügen Sie den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 397" hinzu. 3. Einsendeschluß für das Preisausschreiben Nr. 397 ist der 20. Dezember 1961. Maßgebend ist das Datum des Poststempels. 4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost. 5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

1. Preis: 1 Fernseher Kuba „Admiral", Wert 1000,– DM
2. Preis: 1 Schmalfilmkamera im Wert von 250,– DM
3. Preis: 1 24teilige Besteckgarnitur, Wert 120,– DM
4. Preis: 1 Rowenta Infragrill im Wert von 90,– DM
5. Preis: 1 MAUTHE Küchenuhr im Wert von 54,– DM
6.–55. Preis: je 2 Flaschen Trusart Weinbrand
56.–155. Preis: je 1 Flasche Trusart Weinbrand

Preisfrage Nr. 397: Wie heißt die Stadt?

Ergebnis des Zeus-Weinstein-Preisrätsels Nr. 392. Zeus Weinstein sieht sofort: Im Mittelalter gibt es noch keine Hosenträger. Das Los bestimmte die Gewinner. Der 1. Preis ging an Marga Hille in Witzenhausen, 2. Preis an Ingeborg Braun in Göttingen, 3. Preis an Heinrich Mayer in Volxheim/Rhl., 4. Preis an Franz Tournay in Aachen, der 5. Preis an Dieter Baumann in Meersburg. Die übrigen Gewinner werden benachrichtigt.

Reinhold das Nashorn

Jedes Mißgeschick im Leben
sollte man sofort beheben.

Töricht ist es zu probieren,
Ärger stur zu ignorieren.

Weil, wenn man mit Ach und Krach
scheinbar unter Dach und Fach,

alles, was sich angestaut,
dann en gros den Tag versaut.

In einer Kunstgalerie im italienischen Badeort Viareggio hat ein Polizist vor einem Bild des Malers Lorenzo Viani Posten bezogen. Er lüftet den Schleier über der „Nackten Irren" nur vor Erwachsenen

Die Wa

Nur für Erwachsene! Jugendliche dürfen die „Nackte Irre" nicht sehen

Die „Nackte Irre", in unziemlicher Haltung von dem vor 25 Jahren verblichenen Künstler porträtiert, muß auf Geheiß der sittenstrengen Obrigkeit den Augen Minderjähriger verborgen bleiben

cht am Bein

stern motor

Zeitungspapier ist das billigste Mittel, die Windschutzscheibe eines über Nacht abgestellten Wagens vor dem Vereisen zu schützen. Am Morgen braucht man lediglich das Papier abzunehmen: Die Scheibe ist frei von Schnee und Eis. Praktischer ist ein neuartiger Frontscheiben-Schutz aus Plastic, der jetzt für Laternenparker angeboten wird. Die Plasticfolie kann, durch Druckknöpfe zusammengehalten, auch noch als Warndreieck dienen

Streit um Parklücken

Eine Streitfrage, die beim Parken in Großstadtstraßen häufig auftritt, hat jetzt das Bayerische Oberlandesgericht entschieden. Danach steht, wenn zwei parkplatzsuchende Kraftfahrer zur gleichen Zeit eine **Parklücke** entdecken, demjenigen das Vorrecht zu, dessen Wagen den freien Platz zuerst erreicht. Für unstatthaft erklärten die bayerischen Richter, daß einer der beiden Kontrahenten sich einen Vorsprung zu sichern versucht, indem er seinen Beifahrer aussteigen und den freien Parkplatz für den anderen sperren läßt ● Leicht montierbare **Ausstellfenster** für die hinteren Scheiben des VW gibt es jetzt als Zubehör zu kaufen. Preis: 119 DM für ein Paar ● Nach einer Anweisung des Bundesfinanzministeriums sollen Dienstfahrzeuge der Bundesbehörden künftig nicht mehr zu dem – meist niedrigen – **Schätzpreis** verkauft werden. Die Dienststellen wurden aufgefordert, ihre ausgedienten Fahrzeuge stets öffentlich auszuschreiben und auf diese Weise einen höheren, dem Marktwert eher entsprechenden Preis herauszuschlagen ● Ernst Wilhelm Sachs, Chef der Firma **Fichtel & Sachs** und Namensvater der bisher einzigen automatischen Pkw-Kupplung („Saxomat"), bezeichnete es bei einem Empfang deutscher Motorradgeländefahrer als Zukunftsaufgabe, die Aufnahme des Motorrad-Geländesports unter die olympischen Disziplinen zu erwirken ● Die Reifenhändler in England haben in der letzten Zeit den Kraftfahrern unter der Hand **Preisnachlässe** von fünf bis zehn Prozent eingeräumt. Die Reifenhersteller sahen sich deshalb jetzt gezwungen, die offiziellen Preise für Autoreifen um sechs Prozent herabzusetzen ● Inoffizielles **Warnschild** vor einer Kreuzung in Denver (US-Staat Colorado): „Nur Mut! Wir sind stets bereit, die Trümmer Ihres Wagens abzutransportieren."

Sicherheitsgurt (Volksausgabe)

Für Leute, die von Berufs wegen in die Wüste geschickt werden, hat die amerikanische Reifenfirma Goodyear ein neuartiges Geländefahrzeug herausgebracht. Der kleine Zweisitzer, der insbesondere bei Forschungsarbeiten in unwegsamem Gebiet nützliche Dienste leistet, sieht beinahe aus wie ein Go-Cart und nennt sich „Wüstenratte". Sandgebiete, felsige Gegenden und selbst Moorgrund kann die Wüstenratte mühelos überwinden. Ein Einzylinder-Zweitaktmotor verleiht ihr dabei eine Geschwindigkeit von rund 30 km/st. Die beiden Passagiere sitzen in gut gepolsterten Schalensitzen. Die größeren Unebenheiten schlucken die ballonartigen Niederdruckreifen, die Goodyear ursprünglich für die US-Army entwickelt hat. Die Reifen des „Wüsten-Go-Carts" sind so eingerichtet, daß sie bei längeren Fahrten durch Trockengebiete zugleich als Wasservorratsbehälter dienen können. Inhalt: 20 Liter je Reifen. Die fahrfertige Wüstenratte kann auf einem leichten Pkw-Anhänger in die Nähe des Einsatzortes transportiert werden

Richard von Frankenberg

Blinke, blinke . . .

Blinken Sie eigentlich, ehe Sie auf der Autobahn ein anderes Fahrzeug überholen?

Wenn ja, warum?

Ich will Ihnen ganz offen sagen, die Autobahnblinker sind mir nicht gerade sympathisch. Bei jedem, der seinen Blinker betätigt, ehe er überholt, kommt mir der Verdacht, daß er das nur tut, weil er zu faul ist, in den Rückspiegel zu schauen. Ich kann mir gut vorstellen, was Sie, wenn Sie ein Blinker sind, entgegnen werden: Es sei für den Hintermann doch sehr angenehm zu sehen, daß der Fahrer vor ihm zum Überholen ansetzen will. Da kann ich nur sagen: Wenn das Auto hinter Ihnen noch sehr weit entfernt ist, brauchen Sie nicht zu blinken. Denn es stört den Hintermann in keiner Weise, daß Sie zum Überholen ansetzen. Er kann – ob Sie blinken oder nicht – getrost sein Tempo halten. Wenn das Auto hinter Ihnen aber schon so nahe ist, daß es bremsen muß, dann haben Sie falsch gehandelt – gleichgültig, ob Sie vorher geblinkt haben oder nicht. Ihr Blinken gibt Ihnen nicht das Recht, die Reisegeschwindigkeit eines anderen Fahrzeuges zu dämpfen.

Immer wieder ist von Unfällen zu hören, bei denen Fahrzeuge auf den Grünstreifen oder die andere Fahrbahn kommen, weil ein Lastzug plötzlich links ausschert. Im tiefen Brustton der Überzeugung pflegen die Kapitäne der Landstraße dann zu sagen: „Aber ich hatte doch Zeichen gegeben . . ." Die deutschen Verkehrsrichter sind leider geneigt zu sagen: Ja, wäre der Hintermann nicht so schnell gefahren . . .

In den USA dagegen ist der Fahrbahnwechsel, wenn man damit einen anderen auch nur zum Gaswegnehmen zwingt, ein Delikt, das sehr hart bestraft wird. Dort gilt als eins der obersten Verkehrsgesetze: „Keep the lane", bleib in deiner Spur!

Nur in einem einzigen Fall finde ich das Blinken höflich und nützlich: Stellen Sie sich vor, ein Lieferwagen vor Ihnen überholt eine Ferien-Isetta. Vor dieser Isetta bummeln noch ein Kombiwagen und ein Motorroller dahin. Der Fahrer des Lieferwagens hat in den Rückspiegel geschaut, hat Sie gesehen. Er merkt, daß Sie viel schneller fahren als er und beschließt, zwischen Isetta und Kombiwagen wieder nach rechts zu gehen, um Sie vorbeizulassen.

Um Ihnen dieses kundzutun, blinkt er rechts: Bitte, Sie können überholen.

So einen „Rechtsblinker" lasse ich mir gefallen. Die Linksblinker dagegen – siehe oben.

Dies ist das ideale Weihnachtsgeschenk für jeden Mann: EVERSHARP-SCHICK, der brillante, neue Rasierapparat, über den Männer überall sprechen.
Schenken Sie IHM einen SCHICK, den Inbegriff modernsten Rasierkomforts. ER wird Sie preisen, wenn ER das dezente Etui öffnet - ER wird Ihnen jeden Morgen dankbar sein für die sichere und schnelle SCHICK-Rasur.
Der Fachhändler hält verschiedene EVERSHARP-Modelle für Sie bereit. Die Krönung ist der „Golden 500" im luxuriösen Geschenk-Etui für DM 25,— (empf. Preis).

Sie können nicht fehlgehen, wenn Sie »IHM« einen *EVERSHARP* SCHICK schenken!

EVERSHARP SCHICK CUSTOM WITH KRONA EDGE

Für Ihn von Ihr!

Ein Tip unter Männern ...
Am besten lassen Sie diese Seite offen liegen, damit SIE sie bemerkt! Sie müßten sich sonst Ihren EVERSHARP-SCHICK noch selbst kaufen!
Die neue KRÓNA-Klinge für den EVERSHARP-SCHICK wäre das „Selbstkaufen" allerdings schon allein wert. Haben Sie einen starken Bart? Dann sollten Sie sie ausprobieren! Sie ist die beste Klinge, die je von EVERSHARP hergestellt wurde und die Vollendung des EVERSHARP-Rasiersystems. Darum: Lassen Sie einen EVERSHARP-SCHICK auf Ihrem Wunschzettel nicht fehlen!

So sicher — so schnell mit *EVERSHARP* SCHICK

Alleinvertrieb für Deutschland: A. Moras & Comp., Köln

Wie uns die Anderen sehen

Angst vor den Deutschen

Uri Dan, Jsrael:

Die deutsche Bundeswehr war unseren beiden israelischen Besuchern nicht ganz geheuer. Für sie symbolisiert diese in kurzer Zeit entstandene Truppe die Fähigkeit der Deutschen, perfekt, schnell und präzise zu zerstören und – auch wieder aufzubauen

Wäre ich Herrn Wolff vor zwanzig Jahren begegnet, hätte es meinen Tod bedeutet. Denn damals war Karl Wolff Adjutant des Reichsführers SS Heinrich Himmler; und ich bin weder Achtel-, noch Viertel-, noch Halbjude, sondern Volljude.

Im Deutschland von 1961 aber sah nicht ich ihn, sondern er mich ängstlich an. So beruhigte ich ihn: „Herr Wolff, wir sind nicht gekommen, um Sie zu entführen. Wir möchten nur von Ihnen hören, wie Sie einen Befehl unterschreiben konnten, der viele tausend Juden in die Gaskammer schickte."

Im heutigen Deutschland fürchtet sich ein ehemaliger SS-Obergruppenführer nicht vor Deutschen. Er fürchtet nicht, hier vor Gericht gestellt zu werden. Sechzehn Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges, in dem Karl Wolff eine Schlüsselstellung im Nervenzentrum der Mord- und Vernichtungsmaschine innehatte, lebt er ruhig und unbelästigt.

Und wenn er Lust dazu hat, so gibt er auch seine Motive heraus, hochhonoriert,

Weiter auf der übernächsten Seite

Angst
vor den Deutschen

Fortsetzung von Seite 114

Ein kleiner Pudel erfreute sich überall lebhaften Interesses und der Zuneigung der Umstehenden. Dem Fotografen Arie Keren fiel die Szene auf, weil er zuvor die Szene auf dem unteren Bild gesehen und fotografiert hatte

geschmückt mit seinem Foto, auf dem er im Paradeschritt, den Arm zum Nazigruß erhoben, hinter Himmler marschiert.

Aber vor Israelis hat der Ex-SS-General Karl Wolff Angst. Aus Jerusalem fällt der Schatten Eichmanns auch auf ihn. Das spürten wir sofort, als wir ihn anriefen, uns als Journalisten vorstellten und um ein Interview baten.

„Ein Interview mit mir kostet Geld", sagte Herr Wolff. „Verstehen Sie, ich möchte doch meine Memoiren weiter herausgeben."

Als wir ihm jedoch sagten, wir seien Israelis, schlug er einen anderen Ton an. Er begann mit dem Satz, den wir in Deutschland schon so oft gehört hatten, daß er für uns jede Bedeutung verloren hat: „Oh, ich hatte viele jüdische Kollegen, und ich habe überhaupt vielen Juden geholfen."

Dann wollte er auch kein Geld mehr. Und endlich, in einem weiteren Telefongespräch, weigerte er sich überhaupt, sich mit uns zu treffen.

Kommt der Berg nicht zu Mohammed, so muß eben Mohammed zum Berge gehen. So fuhren wir am nächsten Morgen zu ihm hinaus.

Der Ex-SS-General Wolff hat sich einen schönen Wohnsitz gewählt:

Weiter auf der übernächsten Seite

Ein Mann mit Krücken und nur einem Bein ist nach Kerens Beobachtungen sehr viel weniger in der Lage, Mitleid und Interesse zu erwecken als ein Tier. Das eigene Wohlergehen sei den Menschen hier das Wichtigste, fand er

Mit Englebert M+S auf sicherer Spur

- auch im Winter, wenn die Straßen durch Matsch und Schnee unwegsam und gefährlich werden. Fahren Sie jetzt den Englebert M + S-Reifen. Sein starkes Profil krallt sich mit Kanten, Graten und Rillen auf der Straße fest, nicht nur auf den Geraden, sondern auch auf Steigungen und in den Kurven. Immer bleibt der Wagen sicher in der Spur.

Fahren Sie auch im Winter mit dem Gefühl der Sicherheit, - fahren Sie mit Englebert M + S.

Englebert

Angst vor den Deutschen

Fortsetzung von Seite 116

Starnberg am See, einige Dutzend Kilometer von München. Anstatt vor Gericht zu stehen, lebt er in einem geräumigen, zweistöckigen Haus mit wundervoller Aussicht, umgeben von Rasenflächen, die bis zum Seeufer abfallen. Im Hof steht ein cremefarbener Mercedes. Hier empfingen uns die beiden Söhne des Generals. Ein paar Minuten später erschien der General dann höchstpersönlich.

Außer seiner beträchtlichen Korpulenz läßt kaum etwas darauf schließen, daß Karl Wolff vor kurzem seinen einundsechzigsten Geburtstag gefeiert hat. Der hochgewachsene, blonde, sonnengebräunte Mann trug nur eine Badehose und Stiefel. Er kam wohl von einem Bad im See.

Seine verkniffenen Lippen verzogen sich zu einem dünnen Lächeln, als er hörte, wir seien die israelischen Journalisten. Er ließ uns zunächst unter den wachsamen Augen seiner beiden

Weiter auf der übernächsten Seite

Für Israelis, deren Land arm ist und die hart für ihr Leben arbeiten müssen, sind dies erstaunliche Bilder, und ihr beherrschender Eindruck ist: Die Deutschen sind „satt"

Die Fülle der Lebensmittelläden kommentierte Arie Keren: „Besser viel Futter für den Magen als Kanonenfutter." Er glaubte, was ein Deutscher sagte: „Solange wir satt sind, sind wir ungefährlich"

Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern fand Keren in Deutschland „sehr intensiv entwickelt und sehr frei". Mit der Moral, meinte er, werde es selten sonderlich genau genommen

Dugena

Die rote Güte-Plombe an jeder Dugena-Uhr garantiert für die kontrollierte Güte bis in die Hand des Käufers.

Wählen Sie festliche Gaben dort, wo die Wahl leicht fällt: im Dugena-Fachgeschäft. Die rote Dreieckuhr zeigt Ihnen den Weg. Jedes Dugena-Modell – apart in der Form und von beständiger Zuverlässigkeit zeugt vom Geschmack des Schenkenden und macht dem Beschenkten stetig neue Freude.

Dugena

Dugena

in Form und Technik international

1. Eine echte Dugena Leistung ist dieses Modell mit dem charakteristischen Gehäuse und starker Goldauflage. Passend für alle Gelegenheiten. Original Schweizer Werk, DM 90,-
2. Dugena Super-Automatic-„Gold". Die Uhr mit dem sensationellen Planetenrotor. Schweizer Goldgehäuse und aufgelegte Stundenmarken in 18 Karat, mit automatischer Datumschaltung, DM 345,-
ohne Datumschaltung DM 330,-
3. Schönheit der Form und Kostbarbeit des Materials, eine Dugena mit besonders schwerer Bandausführung in gediegenem Gold, als Glas ein geschliffener Saphir, stoßgesichertes Werk; DM 985,-
4. Eine Uhr von internationaler Note, original Schweizer Modell in besonders elegantem, super-flachem Gehäuse, Stundenmarken in echt Gold, 17 Rubis, stoßgesichert, DM 115,-
5. Feingearbeitetes Modell in 14 Karat Gold. Besonders moderner Übergang vom weichen Lederband zum Gehäuse. Zuverlässiges Werk auf 17 Rubinen gelagert, DM 160,-
6. Kostbares, 14-karätiges Goldmodell mit echt goldenem, schwerem Milanaise-Band. Präzisionswerk, 17 Rubis, DM 750,-
7. Zuverlässiger Zeitmesser und kostbarer Schmuck zugleich. Eine Dugena mit elegantem Rundgehäuse und verlaufendem Milanaise-Band aus 14-karätigem Gold. Stoßgesichert, 17 Rubis DM 450,-

Fortsetzung von Seite 118

Söhne im Hof warten und ging selbst frühstücken und sich umziehen.

Als er wiederkam, wirkte er viel sicherer. Seine Söhne hatten inzwischen die Wachtaktik geändert. Während der eine zu Seiten des Vaters im Hof blieb, hatte der andere hinter dem Vorhang eines Fensters im Oberstock Beobachtungsposten gefaßt.

Karl Wolff setzte sich nicht, wie um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. Er sagte: „Ich gebe keine Interviews – ich habe nichts zu sagen." Dann aber redete er doch. „Mit Adolf Eichmann hatte ich nichts zu tun, das war ein anderer Arm von Himmler, der Sicherheitsdienst der SS, dem Heydrich und Müller vorstanden. Ich war Himmlers Adjutant für die Waffen-SS und einer ihrer Begründer."

Wir fragten Karl Wolff, ob er vielleicht den Oberst Kurt Becher von der Waffen-SS kenne. Und ob eine Verbindung bestehe zwischen diesem Becher und einer bis auf den heutigen Tag ungeklärten Affäre: das Verschwinden eines ganzen Eisenbahnzuges, beladen mit dem geraubten Vermögen der ungarischen Juden?

O ja, Becher kenne er, erwiderte Wolff sofort. Der sei heute ein reicher Handelsherr in Bremen, ein richtiger Millionär. „Becher war als Einkaufsoffizier nach Ungarn geschickt worden. Ob er damals Geschäfte für seine eigene Tasche gemacht hat, weiß ich nicht – aber er hätte sie machen können."

Karl Wolff möchte das Interview beenden. Er sieht mißtrauisch meinen Fotografen Arie Keren an und warnt ihn: „Keine Aufnahmen".

Wolff, der nichts über Eichmann und nur sehr wenig über Becher weiß, muß sich doch zumindest in seinen eigenen Aktivitäten auskennen. Und von denen interessierten uns besonders sein Anteil an der Organisation von Judentransporten in die Gaskammern von Treblinka.

Bei einem Besuch in Dachau, zwei Tage vor unserem Treffen mit Wolff, hatten die gepflegten Rasenflächen und die grünen Haine das endlose Meer von Leid und Tod nicht vor uns verdecken können. Als schon in Israel geborener Jude kannte ich Krematorien und Gaskammern nur aus Büchern und Zeitungen, aus den Erzählungen von Geretteten, die heute in Israel wohnen und natürlich vom Eichmann-Prozeß.

Aber was war das alles, verglichen mit dem Grauen, das mich packte, als ich 1961 vor den finsteren Öffnungen der Krematorien stand, in denen Hunderttausende Unschuldiger dem Nazimoloch geopfert wurden. Oder als ich in dem hermetisch verschließbaren „Duschraum" stand, den niemand lebend verließ.

Das schoß mir durch den Kopf, als ich Ex-SS-General Karl Wolff heute gegenübersaß, der unbehelligt in Starnberg am See als Vertreter lebt.

Über eine Stunde schon zog sich unser Gespräch in etwas ungewöhnlicher Form hin. Wolff stand oft auf, sagte mehrfach: „Nun ist Schluß". Aber als ich ihn an die Todeswaggons nach Treblinka erinnerte, redete er doch weiter. „Sie müssen verstehen, wenn ein Mensch wie ich jahrelang einen zentralen Posten innehatte, so muß sich sein Name schon irgendwie in kriminelle Angelegenheiten verwickeln."

Wolffs „kriminelle Angelegenheit" spielte sich Ende Juli 1942 ab. Karl Wolff war damals in Himmlers Stab in der ukrainischen Stadt Winnitza, während Hitler auf Besuch in dem 125 km entfernten Schitomir weilte.

„Eines Tages", erzählt Wolff, „kam Himmler zu mir. Er sagte, die Juden seien in Gettos in allen möglichen Orten konzentriert, in Przemysl, in Lublin und so weiter. Die Bewachung der vielen Gettos verschlänge viel Geld und Personal. Man habe daher beschlossen, ein einziges Zentrallager in Treblinka einzurichten und alle Juden dorthin zu überführen.

Himmler war zu Hitler bestellt und hatte es eilig. Deshalb bat er mich, den Generaldirektor des Verkehrsministeriums in Berlin anzurufen und ihm zu sagen, er solle für die reibungslose und planmäßige Abwicklung der Bahntransporte sorgen, damit beim Abtransport der Juden keine Schwierigkeiten entstünden."

Wolff tat Himmler den kleinen Gefallen: „Ich rief Berlin an und gab Himmlers Anweisungen weiter. Fünf Tage später erhielt ich ein Schreiben vom Generaldirektor des Verkehrsministeriums, Ganzmöller, in dem dieser die Anweisungen für die Bahntransporte bestätigte und deren Ausführung ankündigte.

Auf diesen Brief notierte ich einige Dankesworte und gab ihn dann einem jungen Leutnant mit dem Befehl, einen entsprechenden Brief an das Verkehrsministerium zu schreiben."

„Verstehen Sie", sagt Kurt Wolff, „das Büro des Reichsführers Himmler war das wichtigste Büro im Dritten Reich. Deshalb wies ich meine Leute an, Briefe nicht in trockenem, kommerziellem Stil zu schreiben, sondern in mehr literarischer Fassung."

Der junge Leutnant faßte also, wie Wolff es befohlen haben will, den Dankbrief an das Verkehrsministerium „literarisch" ab. Den Brief legte er Wolff zur Unterschrift vor.

„Als ich den Brief durchlas, ärgerte ich mich sehr über den jungen Leutnant", sagt uns Wolff. „Er hatte ungefähr so geschrieben: Ich danke Ihnen für die Abwicklung der Bahntransporte und freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß nunmehr täglich fünftausend Söhne des ‚auserwählten Volks' nach Treblinka abtransportiert werden."

„Haben Sie den Brief unterschrieben?"

„Ja", gesteht Wolff. „Aber, verstehen Sie, es war Krieg. Man hatte keine Zeit, den Brief umzuschreiben. Ich unterschrieb ihn, obwohl mir seine Fassung nicht gefiel."

Wolff versteht nicht, daß es ja gar nicht um die Fassung des Briefes geht. Es geht um den Inhalt und um seine Unterschrift, die beweisen, daß es Karl Wolff war, der die Anweisung zur Organisation des Abtransports von zehntausend Juden in den Tod gegeben hatte.

Wie konnte ein solcher Mann dem Gesetz entkommen? Zwar hörten wir von Justizstellen, man suche noch Beweise gegen ihn. Aber niemand konnte uns klar und bündig sagen, ob und wann sich Karl Wolff vor Gericht verantworten müsse.

Während ich mit Karl Wolff sprach, unterhielt sich Arie Keren mit Wolffs jüngerem Sohn.

Weiter auf der übernächsten Seite

... meine große Überraschung:

Was glauben Sie, was das für eine Überraschung gibt – eine Camera! Und erst recht eine RETINA! Da strahlt nicht nur der Glückliche, der sie bekommt, da sind alle begeistert: denn alle haben etwas davon, und die ganze Familie freut sich auf die prachtvollen Bilder.

Eine RETINA!

Drei RETINA automatic Modelle

KODAK RETINA automatic I — DM 338.–
Vollautomatische Kleinbildcamera mit lichtstarkem Color-Objektiv RETINA Reomar f: 2,8/45 mm. Entfernungsanzeige durch Lichtsignale im Sucher. Automatische Auslösesperre gegen Fehlbelichtungen mit STOP-Anzeige im Sucher.

KODAK RETINA automatic II — DM 398.–
Vollautomatische Kleinbildcamera mit Zeitwahl. Lichtstarkes Color-Objektiv RETINA Xenar f: 2,8/45 mm. Compur-Spezial-Verschluß bis zur blitzschnellen $^1/_{500}$ Sekunde. Automatische Auslösesperre gegen Fehlbelichtungen mit STOP-Anzeige im Sucher. Entfernungsanzeige durch Lichtsignale im Sucher.

KODAK RETINA automatic III — DM 438.–
Die RETINA AUTOMATIC III besitzt die gleiche technische Ausstattung wie die RETINA AUTOMATIC II. Anstelle der Entfernungsanzeige durch Lichtsignale hat diese Camera einen eingebauten, mit dem Objektiv gekuppelten Entferungsmesser.

Garantiert richtige Belichtung – das ist der unübertroffene Vorteil der RETINA AUTOMATIC II! Sie ist die ideale Schnappschußcamera für jeden, der nur gute Bilder machen will, ohne sich mit der Technik des Photographierens zu belasten.

Motiv sehen und auslösen – das ist alles!

Aber noch mehr: Mit einer RETINA AUTOMATIC II oder III können Sie vollautomatisch photographieren und darüber hinaus „Ihre" Verschlußzeit selbst wählen! Bei dramatischen Sportaufnahmen, bei lebendigen Schnappschüssen bestimmen Sie das „Tempo" – bis zur blitzschnellen $^1/_{500}$ Sekunde! Für Blitzlicht- und Zeitaufnahmen und für besondere photographische Effekte läßt sich die Automatik auch abschalten. Die RETINA AUTOMATIC II und III sind also ideale Präzisionscameras sowohl für den Photofreund, der unbeschwert photographieren möchte, als auch für den versierten Amateur, der seine Aufnahmen mit Zeit und Blende selbst gestalten will.

Und noch etwas Besonderes an der RETINA automatic

Wenn Sie diesen „denkenden" Auslöser drücken, **wissen Sie**, daß Sie sich auf ein gutes Bild freuen können! Sollten nämlich die Lichtverhältnisse einmal nicht ausreichen, schützt der „denkende" Auslöser der RETINA AUTOMATIC vor einer Fehlbelichtung. Das heißt für Sie: Nur noch gute Bilder, denn jede Aufnahme „sitzt". So sparen Sie Film und damit Geld.

Wollen Sie eine Camera, die nicht jeder hat?

Wollen Sie mehr als nur Erinnerungsbilder photographieren? Wollen Sie eine Camera für alle photographischen Aufgaben? Mit einem Wort: Suchen Sie eine Spitzencamera? Mit dieser außergewöhnlichen Spiegelreflex-Camera geht alles in Erfüllung, was ein Photoherz begehrt – von der Tele- bis zur Mikroaufnahme!

RETINA REFLEX III f: 2,8 — **DM 628.–**

RETINA REFLEX III f: 1,9 — **DM 730.–**

Höchste Präzision, Zuverlässigkeit und Schönheit!

Kodak

blitz schnell blitz hell

KODABLITZ

Blitzen macht Spaß, und mit dem KODABLITZ sind Sie Tag und Nacht schußbereit!: KODABLITZ, der Taschenblitz mit Breitstrahl-Reflektor im praktischen Etui
DM 16.50

Mehr Freude mit mehr Objektiven!

Wenn Sie dem glücklichen Besitzer einer RETINA Systemcamera ein Wechselobjektiv der Weltfirmen Schneider oder Rodenstock auf den Weihnachtstisch legen, haben Sie seinen heimlichen großen Wunsch erraten! Hier das neue 200 mm Tele-Objektiv für die RETINA REFLEX III und RETINA REFLEX S.

Ein aktuelles Geschenk interessiert jeden: hier der neueste Kodak Farbfilm!

Einen Farbfilm schenken? Sicher, aber keinen gewöhnlichen: Jeder ist gespannt auf den wirklich sensationellen Fortschritt in der Farbphotographie, den neuen Umkehr-Farbfilm KODACHROME II. Noch bessere Farben, höhere Empfindlichkeit, noch größere Bildschärfe und dazu die weltbekannte Zuverlässigkeit des KODACHROME Films – das ist Ihr Geschenk,

KODACHROME II

Kleinbildpatrone 20 Aufnahmen	DM 15.50
Kleinbildpatrone 36 Aufnahmen	DM 21.–
Schmalfilm Doppelacht-Spule	DM 21.–

Angst vor den Deutschen

Fortsetzung von Seite 120

„Was erzählt Ihnen Ihr Vater über das Dritte Reich?" fragte Keren den 23jährigen blonden Jurastudenten.

„Nichts, außer wenn ich ihn frage."

„Und fragen Sie?"

„Ja, zuweilen", antwortete der Sohn etwas unsicher.

„Und was denken Sie selbst über jene Zeit?"

Wiederum vorsichtig antwortet Wolff jr.: „Natürlich sind Dinge geschehen, die nicht hätten geschehen dürfen. Aber als Hitler an die Macht kam, herrschten in Deutschland Arbeitslosigkeit und Hunger". Er ist Reserveoffizier in der Bundeswehr.

Sein Vater, Karl Wolff, ist nur einer in einer ganzen Reihe aktiver Nazis, die in der Bundesrepublik wieder zu Wohlstand oder Macht kommen konnten.

In Hamburg hörte ich, daß der Eichmann-Prozeß jeden Dienstag und Freitag im Fernsehen übertragen würde. Ich wollte die Reaktionen der Deutschen auf eine solche Sendung erleben. So ging ich an einem Freitagabend in ein Restaurant in der Rendsburger Straße in Hamburg. Das Fernsehgerät war ausgeschaltet. Zwei Zimmer waren voll von jungen Leuten, gut gelaunt bei ihrem Bier. Wir baten die Wirtin, das Fernsehgerät einzuschalten, weil wir die Übertragung vom Eichmannprozeß sehen möchten. Die Antwort war ein resolutes „Nein".

„Wenn ich das einschalte, laufen mir alle davon", sagte sie.

„Probieren Sie es doch einmal", sagten wir, „wir sind bereit, Sie für den entgangenen Verdienst zu entschädigen."

„Nein", sagte sie, „die Leute wollen tanzen."

Dabei blieb es. Die Jugend will tanzen. Man amüsiert sich in Privatgesellschaften, in Tanzcafés. Die Tanzklubs sind ein gutes Geschäft. Junge Damen scheuen sich nicht, allein zu kommen und beim Tanz Bekanntschaften zu schließen.

In den Bierkellern, an den Ufern der zauberhaft gelegenen Seen, selbst im Waldesschatten tanzt die deutsche Jugend zu den letzten Schlagermelodien aus dem Transistorgerät. Die „Transistor-Generation" möchte, so scheint es, jeden Augenblick ausnützen, um sich zu amüsieren. Zuweilen schien es mir, als ob sie glaubten, das Weltende nähere sich. Sie brauchten keinen sichtbaren, fühlbaren Anlaß zur Freude. Der Jugend – und auch der ehemaligen Jugend – genügt dazu ein anständiges Quantum gutes Bier und eine gute Kapelle, um es gleich noch toller zugehen zu lassen als am Unabhängigkeitstag in Israel.

Deutschlands Jugend kennt nicht wie wir den Begriff geschlossener Grenzen und enger Ausmaße. Immer und überall kann man ins Weite ziehen, Sport treiben, Ausflüge machen. Man kann ins Ausland reisen, sich die Welt ansehen. Und sie tun es – aber schnell, hier und da hingeschaut, und zurück nach Hause. Da fühlen sie sich doch am wohlsten.

Außer in Berlin sieht man kaum noch ein Anzeichen der Kriegszerstörung. Die Läden sind voll Waren und voller Kunden – nicht nur beim Saisonausverkauf. Aber diese Art der Deutschen, Krieg à la 1939 zu machen, und dann Zerstörtes im Eiltempo wieder aufzubauen, kann einem Angst machen. Ein solcher Wiederaufbau, in solchem Tempo – dazu gehören Arbeitswillen und Arbeitskönnen und geradezu militärische Arbeitsbereitschaft.

In der Atmosphäre des „Wirtschaftswunders" wächst eine Jugend heran, die eine gute Karriere sucht, leichte Arbeit, die vom Anbeginn das spätere Ruhegehalt sichert, die vom Auto, Fernsehen, einer schönen Wohnung träumt. So nimmt es kaum Wunder, daß die junge Generation gleichgültig ist gegenüber jeder Erscheinung, die

In den Himmel ragende Hochhäuser, gespiegelt im hochglanzpolierten Lack eines nagelneuen Autos — Symbol neudeutscher Wirtschaftsmacht

aus diesem Rahmen des bequemen Lebens herausfällt.

Bei meiner Ankunft in Deutschland war die Studentenschaft in den Ferien. Wir konnten aber mit einigen Studenten in Bonn vom „Bund katholischer Studenten" sprechen, die zu einer Tagung über das Thema „Wofür leben wir?" zusammengekommen waren.

Ein Bild hat sich mir unvergeßlich eingeprägt: wie die Studenten um einen Pater herumsaßen, gehorsam und diszipliniert, gespannt auf jedes Wort hörend. Solche Disziplin, solchen eigenartigen Gehorsam würde man wohl schwer in Frankreich, in Amerika oder in Israel finden. Dieses Bild beschrieb ich Wilhelm Crampen, der in Bonn Jura und Wirtschaftswissenschaften studiert.

Crampen verstand sofort, was ich meinte und erwiderte: „Wir haben keine demokratische Tradition in Deutschland. Die Gefahr des extremen Nationalismus ist hier besonders groß. Darum sind wir froh, wie brave Kinder um jemanden herumzusitzen, der bereit ist, uns anzuleiten. Gehorsam ist eine Tugend an sich. Aber wir lernen auch Dinge nicht als selbstverständlich hinzunehmen, sondern sie kritisch und objektiv zu prüfen."

Den 22jährigen Studenten Karl Heinz Wagner fragte ich, was er über die „undemokratische Tradition" Deutschlands gelernt habe.

„Hätte mir irgend jemand anders über die Greueltaten des Dritten Reiches erzählt", gesteht Wagner, „so hätte ich nicht geglaubt, daß so etwas in einem Kulturland wie Deutschland hätte geschehen können. Aber mein Vater selbst hat es mir erzählt.

In der Schule machten es mir die Lehrer sehr schwer, etwas über die Vergangenheit zu lernen. Denn wir fragten die Lehrer, was sie in jener Zeit getan hätten — und dann waren sie immer sehr verlegen. Erst die jüngeren Lehrer der neuen Generation können den Schülern die Lehren der Vergangenheit beibringen."

Wir besorgten uns einige der Geschichtsbücher, die in deutschen Schulen benutzt werden. Dazu hatte uns ein Gespräch mit einem 17jährigen Mädel, Gabriele Dissau, veranlaßt. Sie saß im Wartesaal des Bonner Flughafens. Sie war auf Ferienreise — allein — nach Berlin. Wir sprachen mit Gabriele über ihre gesellschaftlichen Vergnügungen, die Interessen ihrer Altersgenossinnen, über Mode — und schließlich fragten wir, was sie in der Schule über das Dritte Reich gehört habe.

„Oh, damals", sagte sie etwas kokett, „sind schreckliche Dinge passiert. Aber Hitler hat auch etwas Gutes gemacht."

„Zum Beispiel?" fragten wir.

„Er hat dem Volk Arbeit gegeben und die Autobahnen gebaut."

Wir verstanden Gabriele besser, als wir in den deutschen Schulbüchern geblättert hatten. „Grundzüge der Geschichte" von Frank, Höfft und Wulf wird in der 6. bis 8. Klasse der Mittelschulen benutzt. Das Buch dient auch in Berufsschulen für den Geschichtsunterricht. Alles in allem enthält das Buch drei Seiten (253-256) über die Zeit des Dritten Reiches.

Noch interessanter ist das Schulbuch „Geschichte der neuesten Zeit" von Ernst Klett. Von seinen 197 Seiten enthält nur eine einzige — S. 149 — einen einzigen Absatz über die Judenverfolgungen unter dem Naziregime und deren Ursachen: „JUDENVERFOLGUNGEN. Im November 1938 kam es zu einem besonders unwürdigen Ereignis. Ein zugewanderter Jude hatte in Paris einen deutschen Diplomaten erschossen, der selbst alles andere als ein Judenfeind gewesen war. Von nationalsozialistischer Seite wurde diese Tat über Gebühr aufgebauscht und als Vorwand für eine scharfe Judenverfolgung benutzt. Auf Goebbels Befehl zündeten Angehörige von Parteiorganisationen die Synagogen an. Sie mißhandelten auch viele Juden und beschädigten die jüdischen Geschäfte und Wohnungen mehr oder weniger schwer."

Professor Carlo Schmid, Vizepräsident des Bundestages, sagte mir dazu bei einem Interview in Bonn:

„Deutschlands Jugend hat es heute schwer, das im Dritten Reich Gesche-

Weiter auf der nächsten Seite

Angst vor den Deutschen

Fortsetzung von Seite 123

hene zu begreifen. Es gibt viele Schallplatten mit Hitlerreden, und die Jugend fragt uns: So etwas habt ihr geglaubt? Einem solchen Mann? Solche Reden? Im allgemeinen gehe ich nicht ins Kino, aber in Hamburg sah ich mir den Film ‚Mein Kampf' an. Am Ausgang sagte mir ein junger Mann: ‚Nachdem ich das gesehen habe, glaube ich nicht mehr, daß wir Deutschen überhaupt noch ein Recht haben zu leben'."

Professor Schmid spricht langsam und sanft, wie ein Prophet der Reue. „Während langer Jahre, bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, gab es nichts Nationalistischeres als die deutsche Jugend. Aber als Deutschland den Krieg verloren hatte, verschwanden die Schlagworte wie ‚Vaterland' und dergleichen. Aber wenn man den Nationalismus wirklich ausrotten will, dann muß man etwas anderes an seine Stelle setzen."

Ich erzählte Professor Schmid von meinen Unterhaltungen mit katholischen Studenten. Wie stark heute der Einfluß der Kirche auf die Jugend sei, fragte ich ihn.

„Die katholische Kirche hat wohl nie größeren Einfluß in Deutschland gehabt", sagte Professor Schmid, „unter der Losung, das Christentum sei der einzige Weg, den Kommunismus zu bekämpfen."

„Interessiert sich die junge Generation für Politik?"

„Die da oben machen sowieso, was sie wollen. Und einmal hat man uns schon angeschmiert', sagen sie, und sie glauben, die Politik sei ein schmutziges Geschäft. Nicht selten fragen mich meine Studenten, wie ich mich denn wohl mit Politik befassen könne. ‚Damit kein zweiter Hitler aufkommt', sage ich ihnen dann. ‚Hätten die Professoren nicht abseits gestanden, dann wäre Hitler nie an die Macht gekommen'."

In Deutschland gibt es heute „unterirdische Strömungen" extrem nationalistischer Jugendbewegungen. Je passiver die deutsche Jugend im allgemeinen ist, um so schwerer wiegt die Aktivität dieser rechtsstehenden Jugendbewegungen.

Hermann Kumpfmüller, Assistent des Vorsitzenden des Bayrischen Jugendrings, ist Sachverständiger für radikale Jugendbewegungen und gehört einem Sonderausschuß zu ihrer Bekämpfung an.

„In Deutschland gibt es heute etwa 25 nazistisch-nationalistische Jugendorganisationen", sagte Herr Kumpfmüller. „Zum Teil haben sie Führer von der Hitlerjugend. Manchmal verschwindet einer der Vereine, um dann unter anderem Namen wieder aufzutauchen. Wie es scheint, erhalten sie zum Teil finanzielle Unterstützung von ehemaligen Naziparteimitgliedern.

Da gibt es zum Beispiel Richard Etzel. Seinerzeit war er ein großer Bonze in der Hitlerjugend in Bayern. Heute ist er Bundesführer der neonazistischen Jugendbewegung ‚Jugendbund Adler'. Er selbst hat über seinen Bund gesagt, er stehe irgendwo zwischen Pfadfindern und Hitlerjugend.

Sie möchten sich vereinigen", sagt Kumpfmüller „aber noch fehlt ihnen eine Führerpersönlichkeit. Diese Organisationen sind zwar klein, aber durchaus nicht ungefährlich. Heute haben wir eine Demokratie in Deutschland, man arbeitet und verdient gut. Die Frage ist, was geschehen wird,

wenn sich die Lage einmal ändern sollte."

Für besonders gefährlich hielt Hermann Kumpfmüller die den Verbänden ehemaliger Frontsoldaten angeschlossenen Jugendbewegungen. „Sie arbeiten still, drillen die Jungen, geben ihnen Uniformen und veranstalten Empfänge mit ehemaligen Generälen. Die Verbände der Frontsoldaten sind behördlich anerkannt, und da Deutschland heute wieder eine Armee hat, kann man schwer dagegen sprechen. Aber es gibt in diesen Verbänden viele gefährliche Elemente."

Frontsoldaten, die in Frankreich, in Rußland und anderswo kämpften, wollen vielleicht untereinander den Kontakt behalten oder aber für ihre Ruhestandsgelder sorgen. Aber die Jugendlichen? Die waren doch nicht in Stalingrad.

In München suchten wir das Sekretariat des Deutschen Soldaten- und Krieger-Bundes von Bayern auf. In einem düsteren Büro mit schweren Möbeln, die Wände mit Soldatenbildern behängt, trafen wir den Sekretär Hans Bonatz. Als Befehlshaber eines Panzerverbandes hat er in den Schlachten um Smolensk eine Hand verloren.

Wir stellten Herrn Bonatz nur eine Frage: Was hat Ihre Vereinigung mit der Jugend zu tun?

Erst wußte er keine Antwort; schließlich stieß er hervor: „Wir gehen nicht zur Jugend. Die Jugendgruppen kommen zu uns. Wir haben keinerlei militärische Absichten mit ihnen. Und überhaupt kenne ich mich darin nicht aus."

Hermann Kumpfmüller sagte uns später, daß sich die Tätigkeit der extremen Jugendgruppen in den letzten Jahren gesteigert habe: „Heute gibt es wieder Deutsche, die sagen: Hitler hätte zwar nicht sechs Millionen Juden töten lassen sollen – aber wir mögen doch keine Juden. Als ich zu Besuch nach Israel fuhr, gab es Leute, die mich erstaunt fragten: Wozu? Was haben Sie dort zu tun?"

Solche Erscheinungen nennt Kumpfmüller „einfachen, aber gefährlichen Antisemitismus".

Ich erzählte ihm, daß ich im Gästebuch von Dachau viele Namen von Franzosen, Amerikanern, Engländern und anderen, und nur sehr wenige von Deutschen gefunden hätte.

Das ist eines der Charakteristika des deutschen Volkes im Jahre 1961. Es hat keinen klaren und absoluten Grenzstrich zwischen sich und der Vergangenheit gezogen. Noch ehe es seine Lehre lernen konnte, war es schon wieder vom Wohlstand überflutet. Seine führenden Persönlichkeiten sind heute schließlich mit der Berliner Krise beschäftigt. Noch ehe man Zeit hatte, die junge Generation zum Abscheu vor dem Zweiten Weltkrieg zu erziehen, fallen neue Kriegsschatten über Deutschland.

Es genügt nicht, daß die Jugend im heutigen Deutschland im Zorn zurückblickt. Sie müßte es auch mit Verständnis tun.

Im nächsten *stern*

Ist die Bundeswehr gefährlich?

Vera Brühnes Tochter: Zeugin der Anklage

Fortsetzung von Seite 14

Sie war immer ein fröhliches, natürliches Mädchen, eher fast eine junge Dame, deren kaum spürbarer Distanz man immer die sorgfältige Erziehung im renommierten Internat von Berg am Starnberger See anmerkte, die niemals unangebrachte Vertraulichkeiten duldete. Undenkbar, daß Sylvia sich gar zu hysterischen Weinkrämpfen hätte hinreißen lassen, wie jetzt in dem dunklen Auto vor der Kaulbachstraße Nr. 42.

Damals in Berg, wo Sylvia mit 16 Jahren und der mittleren Reife abging, um dann die Hotelfachschule in München-Pasing zu besuchen, hatte sie auch jenen Nils kennengelernt, den sie jetzt in jugendlicher Ungerechtigkeit und ihrer tiefen Verzweiflung beschimpfte. Nils war alles andere als ein Schwein oder ein Polizeispitzel. Er kannte Sylvia besser und länger als wohl jeder ihrer Bekannten. Und er hatte die tiefe Ratlosigkeit und Angst gespürt, die sich unter Sylvias stets gleichbleibender heiterer Gelassenheit konnte. Hier, so meinte Nils, gab es eine höhere Verpflichtung als die, die Mutter zu schützen. Sylvia müsse zur Polizei gehen und sagen, was sie wisse.

Entrüstet lehnte Sylvia ab. Dann solle sie sich doch, schlug Nils vor, ihrem Vater anvertrauen, der 1946 von ihrer Mutter geschieden worden war, aber stets rührend für Sylvia gesorgt hatte. Doch auch das wollte Sylvia nicht. Sie kannte ihren Vater und wußte, daß er einen Mord niemals decken würde.

Nils war ratlos. Der Geist, in dem er im Internat zu Berg erzogen worden war, ließ es nicht zu, eine Schulfreundin zu „verpetzen". Er ließ es aber ebensowenig zu, von einem Mord zu wissen; zu wissen, wer die zur Sühne notwendigen Beweise liefern konnte — und dennoch zu schweigen. In seiner Not gab Nils dem Landeskriminalamt einen allgemeinen Hinweis: Man möge doch Sylvia in ihrer Wohnung überraschend vor klare Fragen stellen.

Und so geschah es.

Sylvia gab zu, was sie wußte. Sie ging am gleichen Tage zu ihrem Vater, um ihm alles zu erzählen. Und am folgenden Morgen erschienen Vater und Tochter vor dem Ermittlungsrichter, Amtsgerichtsrat Siegl, und gaben eine umfangreiche Aussage zu Protokoll.

•

Was Vera Brühnes Tochter Sylvia vor der Polizei und dem Untersuchungsrichter ausgesagt hatte und was sie ein paar Tage später unter Weinkrämpfen Fred Ihrt berichtete, steht in der Kriminalgeschichte nahezu einmalig da. Sylvias Aussage bewies,

- daß wohl kaum jemals ein Verbrechen so einfältig und planlos, so feige und entschlußlos ins Werk gesetzt wurde, wie der Doppelmord an Dr. Praun und seiner Haushälterin Elfriede Kloo;
- daß wohl kaum jemals ein Verbrechen — dank der grenzenlosen Ungeschicklichkeit und Fahrlässigkeit eines leitenden Kriminalbeamten — soviel Chancen gehabt hatte, als „perfekter Mord" ungesühnt zu bleiben.

in den letzten Monaten verborgen hatte. Das war ihm besonders klargeworden, als Sylvias Mutter, Vera Brühne, zusammen mit ihrem alten Freund Johann Ferbach unter dem Verdacht des Doppelmordes an dem Arzt Dr. Praun und seiner Haushälterin Elfriede Kloo verhaftet worden war. Er wußte, auf wie schwachen Füßen die Anklage bislang stand, wie groß die Gefahr war, daß ein solches Verbrechen ungesühnt bleiben würde. Und er hatte Angst um Sylvia, die von all den Vorgängen zu wissen schien und vielleicht ein Leben lang dieses Wissen mit sich herumtragen würde — wenn sie sich nicht endlich aussprach.

In Nils erwachte der alte Korpsgeist seines und Sylvias Internats. Man durfte einen Schulkameraden in einer solchen Notlage nicht im Stich lassen. Er fühlte, daß Sylvia aus dem gleichen Korpsgeist handelte, wenn sie das Verbrechen ihrer Mutter bis zum letzten Augenblick decken wollte — und sollte sie selbst darüber seelisch zugrunde gehen. Nils bestürmte Sylvia, sich ihm anzuvertrauen, und als sie ihm schließlich erzählte, was sie alles über ihre Mutter wußte und bisher durch Stillschweigen auf sich genommen hatte, versuchte er sie mit sanfter Überredung dazu zu bewegen, diese Last loszuwerden, die sie — gradlinig und ehrlich wie sie war — unmöglich ein Leben lang tragen

Zugleich enthüllte sich vor den entsetzten Augen und Ohren von Polizei, Untersuchungsrichter und schließlich von Fred Ihrt ein Verhältnis zwischen Mutter und Tochter, in dem — in Umkehrung alles Normal-menschlichen — die Tochter immer nur die Gebende, die Mutter immer nur die Nehmende, Fordernde gewesen war. Ein Verhältnis, das Sylvia seit ihrem 12. Lebensjahr gezwungen hatte, die Beschützerin ihrer Mutter zu sein, die ihr alles anvertraute, was wohl sonst jede Mutter ihrer Tochter verschwiegen hätte, vom Seitensprung bis zum Verbrechen, und die so Sylvia in ein Schuldgefühl verstrickte, von dem kein

Mensch im Augenblick sagen kann, ob sie es je wieder loswerden wird – und das sie kaum je hätte empfinden müssen, wenn ein Kriminaler nicht dauernd gegen seine Pflichten verstoßen hätte.

•

Als am Dienstag, dem 19. April 1960, die langjährige Assistentin des Münchner Arztes Dr. Otto Praun in den späten Abendstunden – beunruhigt über das ungewohnte und nicht vorangekündigte Fernbleiben des Arztes in seiner Münchner Praxis – durch die offene Balkontür seinen Landsitz in Pöcking am Starnberger See betrat, war Praun bereits vier Tage tot. Erschossen, ebenso wie seine Haushälterin Elfriede Kloo. Der zuständige Kriminalist, Kriminalobermeister Karl Rodatus aus Fürstenfeldbruck, „erkannte" entgegen seinen Dienstvorschriften ohne eine gerichtsmedizinische Obduktion: Dr. Praun hat Elfriede Kloo erschossen und dann Selbstmord begangen. Rodatus hielt es für unnötig, Spuren am Tatort zu sichern. Lediglich einen Brief nahm er an sich, in dem ein Dr. Schmitz von Spanien aus seinen Besuch ankündigte, weil er angeblich Prauns Grundstück an der Costa Brava kaufen wollte. Das Grundstück fiel nach Prauns Tod laut Testament an seine zeitweilige Freundin Vera Brühne. Der Brief war, wie sich Monate später herausstellte, von Vera Brühne auf der Schreibmaschine ihres Untermieters geschrieben; die Unterschrift mutmaßlich von ihr gefälscht.

Sylvias Versuchung: ein Millionen-Erbe

Dies Grundstück an der Costa Brava in Spanien ist eine Million Mark wert und gehörte dem gemeuchelten Dr. Praun. Vera Brühne wäre Erbin, wenn sich der Mordverdacht gegen sie als unbegründet erwiesen hätte. Ihre Tochter Sylvia könnte jetzt ein von materiellen Sorgen freies Leben führen – wenn sie geschwiegen hätte. Doch Sylvia widerstand dieser Versuchung ebenso wie der Verlockung, dem tumben Polizisten Rodatus das Indiz zu entreißen, das ihrer Mutter Erbschaft vereiteln konnte – und damit auch ihre eigene

Doch das fiel dem Rodatus wie vieles andere nicht auf (Stern Nr. 46).

Sechs Monate später gelang es dem Sohn des Dr. Praun, die Exhumierung der Leiche seines Vaters zu veranlassen. Eine gerichtsmedizinische Untersuchung ergab: Praun hatte nicht eine, sondern zwei tödliche Schußwunden im Kopf. Ein Selbstmord war also nahezu ausgeschlossen. Da Praun die Absicht geäußert hatte, Vera Brühne das testamentarisch vermachte Grundstück – Wert rund eine Million Mark – zu entziehen, hatte sie in den Augen des nunmehr eingreifenden Landeskriminalamtes ein Motiv zum Mord. Alle Spuren am Tatort jedoch, ob Fingerabdrücke oder Blutflecke, waren sechs Monate nach der Tat verwischt. Es blieb nur ein einziges Indiz – der Brief des angeblichen Käufers, von Vera Brühne nachweislich geschrieben. Aber auch dieses Indiz wäre von Rodatus um ein Haar verschlampt worden.

Denn jetzt ergab sich aus den Aussagen Sylvias, daß der tumbe Gesetzeshüter Karl Rodatus nicht nur Mutter und Tochter mehrfach in ihrer Wohnung in der Kaulbachstraße 42 aufgesucht hatte – das war bereits bekannt –, sondern daß er auch treuherzig die gesamten Ermittlungsakten einschließlich des verfänglichen Briefes mitgebracht hatte. Und er war in seiner verliebten Gutgläubigkeit den beiden so sehr verfallen, daß er mehr-

Weiter auf Seite 130

die sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 3. DEZEMBER BIS 9. DEZEMBER 1961

Entwicklungen bahnen sich an, die sich zum kommenden Frühjahr katastrophal auswirken könnten. Im Augenblick ist die Gefahr größerer Zusammenstöße und massiver Auseinandersetzungen jedoch gering. Lediglich für das Naturgeschehen bestehen am 6./7. XII. negative Tendenzen. Ungewöhnliche kulturelle Ereignisse werden international stark beachtet. Vielleicht hört die Öffentlichkeit auch von einer genialen Erfindung. Zumindest vorübergehend bekommen die Optimisten in mehr als einer Hinsicht Oberwasser.

STEINBOCK

22.–31. Dezember Geborene: Die letzten Wochen des Jahres werden noch einmal entscheidende Ereignisse für Sie bringen. Schieben Sie Ihre Hoffnungen nicht als unerfüllbar beiseite und halten Sie am 8./9. XII. die Augen offen.

1.–9. Januar Geborene: Sorgen Sie sich nicht, ob Sie bei einem Gespräch auch den richtigen Ton trafen. Man taucht jetzt bei Ihnen mit überraschenden Gegenvorschlägen auf. Ihre Wahl am 4./5. XII. braucht nicht kleinlich zu sein.

10.–20. Januar Geborene: Gefühl überstimmt jetzt all Ihre anderen Wesenszüge. Finanzielle Probleme und Formalitäten dürfen Sie dennoch nicht zu nebensächlich behandeln. Am 5./6. XII. fühlen Sie sich im kleinen Kreise besonders wohl.

WASSERMANN

21.–29. Januar Geborene: Machen Sie sich darauf gefaßt, daß Sie für einen anderen einspringen müssen. Von wirtschaftlichem Schaden wird das gewiß nicht sein. Am 6./7. XII. sind Sie Ihren Konkurrenten eine Nasenlänge voraus.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: In kollegiale Hilfsbereitschaft sollten Sie in dieser Woche keine großen Erwartungen setzen. Von Ihnen selbst müssen alle wesentlichen Impulse ausgehen. Leichtes Spiel haben Sie am 7./8. XII.

9.–18. Februar Geborene: Wer versucht, sich mit Ihnen anzulegen, wird jetzt auf Granit beißen. Sie haben Ihre Form wiedergefunden. Ein Hinweis darauf, daß Sie etwas falsch gemacht haben, kann Ihnen am 5./6. XII. gleichgültig sein.

FISCHE

19.–27. Februar Geborene: Immer noch müssen Sie sich auf Sticheleien gefaßt machen. Setzen Sie sich zur Wehr, wenn diese in unsachliche Kritik ausarten. Am 6./7. XII. ist das Recht auf Ihrer Seite, lassen Sie sich deshalb zu nichts hinreißen.

28. Februar bis 9. März Geborene: Meiden Sie in dieser Woche alle Geschäfte, die voraussichtlich zu viel Nerven kosten werden. Sie können es sich leisten, günstigere Tage abzuwarten. Eine heimliche Freude mißgönnt Ihnen niemand.

10.–20. März Geborene: Eine Zeit, in der Sie sich bewähren müssen, bricht an. Man verlangt von Ihnen mehr, als Sie eigentlich zu leisten verpflichtet sind. Vermeiden Sie alles, was Wasser auf die Mühlen der Gegner sein könnte.

WIDDER

21.–30. März Geborene: Diesmal kann man Ihnen keinen Vorwurf machen, wenn Sie den Weg des geringsten Widerstandes gehen. Ihre Sorge für andre rechtfertigt das. Nehmen Sie sich für den 8./9. XII. nichts Unaufschiebbares vor.

31. März bis 9. April Geborene: Sofern Sie Kinder haben, werden die nächsten Tage besonders fröhlich für Sie verlaufen. Auch im Beruf geht alles ohne Reibungen, wenn Sie sich an gemeinsamen Aktionen beteiligen. Ein Erfolgsdatum: 7./8. XII.

10.–20. April Geborene: Sie dürfen Ihren Augen trauen. Was Sie gesehen haben, sollte Ihnen niemand mehr ausreden können. Wenn am 3./4. XII. eine Entscheidung fällig ist, müssen Sie die strengsten Maßstäbe anlegen.

STIER

21.–29. April Geborene: Sie sind unkonzentriert und neigen auch bei privaten Unterhaltungen zu manchmal fast gefährlichen, gedankenlosen Feststellungen. Am 4./5. XII. erfordert der Umgang mit Zahlen oder Geld volle Aufmerksamkeit.

30. April bis 10. Mai Geborene: Die Dinge, an denen Ihnen gelegen war, haben Sie unter Dach gebracht. Es ist an der Zeit, die Bestände noch einmal zu sondieren. Vielleicht kann noch eine Lücke in diesem Jahr ausgefüllt werden.

11.–20. Mai Geborene: Sprechen Sie nicht allzu laut von großen Plänen, es könnte unbescheiden wirken. Das Gute ist jetzt in Ihrer unmittelbaren Nähe zu finden. Am 5./6. XII. sind Sie dem Fortschritt der Technik uneingeschränkt dankbar.

ZWILLINGE

21.–31. Mai Geborene: Haben Sie ein wichtiges Anliegen? Man scheint für Sie jetzt besonders offene Ohren zu haben. Eine Begegnung am 6./7. XII. kann unvergeßlich werden. Sie müssen nur von dem Dargebotenen Gebrauch machen.

1.–9. Juni Geborene: Die Wege zum Ruhm sind steinig. Drücken Sie deshalb, auch wenn es Ihnen zu langsam geht, nicht zu fest auf das Gaspedal. Sie könnten am 8./9. XII. gerade das Gegenteil von dem erreichen, was beabsichtigt war.

10.–20. Juni Geborene: Es ist angebracht, an ein paar unvermeidliche Anschaffungen zu denken. Wenn Sie sich erst in letzter Minute entschließen, werden Sie nichts mehr finden, was Ihrem Geschmack zusagt. Für Beruf günstig: 6. XII.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Ihre Umgebung wartet mit Spannung, wie Sie auf eine neue Situation reagieren. Es empfiehlt sich, alles, was um Sie herum vorgeht, besonders ernst zu nehmen. Der 8./9. XII. sieht Sie nicht allein.

2.–11. Juli Geborene: Daß man an Ihnen größeren Gefallen gefunden hat, als Sie erwarten durften, stellt sich deutlich heraus. Frauen wird man nahezu jede Laune verzeihen. Eine Ortsveränderung ist am 4./5. XII. möglich.

12.–22. Juli Geborene: Für manche dürfte der Wochenanfang ziemlich ernüchternd sein. Die Arbeit verlangt, daß alle anderen Gedanken ausgeschaltet werden. In einer bestimmten Situation zieht man Sie als Fachmann zu Rate.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Die kommenden Tage bilden für Sie vielleicht schon den Schwerpunkt des Monats. Sie können Ihre Zeit nach Belieben einteilen. Darum wird es nicht schaden, wenn Sie am 3./4. XII. einmal an das eigene Wohl denken.

3.–12. August Geborene: Bei diplomatischem Vorgehen läßt sich allerhand erreichen. Die Ablehnung, die Sie zu spüren glaubten, ist nicht so ernst gemeint. Suchen Sie am 4./5. XII. einen neuen Weg und meiden Sie die Bahnen anderer.

13.–23. August Geborene: Sie werden sich eingestehen müssen, daß ein geliebter Mensch Ihnen viel Kummer macht. Mit bloßem Mitleid können Sie aber wenig ändern. Nur eine offene Aussprache hilft am 7./8. XII. weiter.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Haben Sie sich vielleicht zu etwas überreden lassen, das Ihnen jetzt schon wieder leid tut? Da nützt nichts. Sie müssen bei der Stange bleiben. Am 6./7. XII. ist jedes Wort sorgsam abzuwägen.

3.–12. September Geborene: Es ärgert Sie, daß Leute mit weniger Erfahrung jetzt das große Wort führen. Ihre Konkurrenten stolpern aber sicher bald über die eigenen Beine. Schadenfreude am 9. XII. wäre beinahe verzeihlich.

13.–23. September Geborene: Was Sie erworben haben, sollten Sie nicht in einem Anfall von Übermut leichtfertig aufs Spiel setzen. Am 5./6. XII. ist Ihre Neigung groß, über die Verhältnisse zu leben! Nicht anstecken lassen!

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: An Mut und Energie fehlt es nicht. Jetzt wären nur noch ein paar gute Einfälle notwendig, um alle Zustimmung auf Sie zu lenken. Am 6./7. XII. sind Sie froh, daß man Sie nicht lange warten läßt.

3.–12. Oktober Geborene: Was die Liebe anbelangt, so bleiben wahrscheinlich bei der jüngeren Generation einige Aufregungen nicht aus. Das letzte Wort haben aber Sie zu sprechen. Ihre Position bleibt am 8./9. XII. unangefochten.

13.–23. Oktober Geborene: Ihr Blick zurück wird nicht ganz ohne Zorn sein, besonders, wenn Sie merken, daß einiges auf Ihr Konto geht. Nehmen Sie sich für das Wochenende nichts vor.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Für die nächsten Tage empfiehlt es sich, eher die Hände in den Schoß zu legen, als ein heißes Eisen anzufassen. Sie könnten leicht damit hereinfallen. Am 8./9. XII. dürfen Sie beruhigt feiern.

3.–11. November Geborene: Versuchen Sie Abstand zu gewinnen, ehe Sie endgültig eine Änderung Ihres Verhaltens beschließen. In einer Diskussion ist das letzte Wort noch nicht gesagt. Der 4./5. XII. bringt Vorentscheidungen.

12.–22. November Geborene: In Ihrer jetzigen Verfassung genügt ein unbedachtes Wort, und mit Ihrem seelischen Gleichgewicht ist es vorbei. Haben Sie sich etwas zuschulden kommen lassen? Ausruhen ist am 5./6. XII. wichtiger als Ablenkung.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Diese Woche verspricht volle Harmonie in allen Lebensbereichen. Sie sind wieder einmal Hahn im Korb und wissen am 6./7. XII. kaum, wohin und an wen Sie sich mit Ihren Anliegen zuerst wenden sollen.

2.–11. Dezember Geborene: Ihr Auftreten war vor allem ein großer menschlicher Erfolg für Sie. Nützen Sie die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben. Am 7./8. XII. kostet es kein Vermögen, einmal restlos glücklich zu sein.

12.–21. Dezember Geborene: Einer Neigung können Sie nachgeben, ohne Gewissensbisse haben zu müssen. Andere würden an Ihrer Stelle genauso handeln. Am 8./9. XII. könnten Sie in Druck kommen, so daß für privates keine Zeit bleibt.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER
GEBOREN ZWISCHEN 3. DEZEMBER UND 9. DEZEMBER 1961

Diese Kinder entwickeln sich zu schaffensfrohen, lebensbejahenden Menschen, die sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen lassen. Sie machen sich schon in jungen Jahren genaue Vorstellungen davon, worauf sie einmal hinauswollen. Ihre Entschlüsse sind eindeutig auf ein Ziel ausgerichtet und schwer umzustoßen. Neigen sie dazu, das eigene Verhalten genau unter die Lupe zu nehmen, so erscheinen sie anderen gegenüber meist weitherzig und duldsam. (Sie bemühen sich stets, Streitigkeiten zu schlichten und Gegensätze auszugleichen.) Ihre Fähigkeit, mit allen Menschen gut auszukommen, öffnet ihnen im Berufsleben Vertrauenspositionen. Für die Mädchen ist es kein großes Problem, durchs Leben zu kommen, ohne ernsthaft anzuecken. Sie sind charmant und verstehen es, ihren Willen mit sanfter Gewalt durchzusetzen.

ALFRED

„Dazu ist der Bodennebel aber nicht da, daß Du den Dreck einfach darunterfegst!"

G. Bri

Vera Brühnes Tochter: Zeugin der Anklage

Fortsetzung von Seite 127

fach arglos den Raum verließ und so Vera Brühne Gelegenheit gab, dieses einzig wirklich belastende Indiz beiseite zu schaffen. Das Verschwinden des Briefes verhinderte nur Veras Feigheit und Sylvias Anständigkeit.

„Zerreiße den Brief schnell und schlucke die Fetzen runter", hatte Vera Brühne ihre Tochter aufgefordert. Denn ein Ofen war nicht im Zimmer, und es gab keine andere Möglichkeit, den Brief verschwinden zu lassen. Doch die gleiche Korrektheit, die Sylvia immer wieder gehindert hatte, ihre Mutter ins Verderben zu reißen, hinderte sie auch daran, etwas ihr offensichtlich unerlaubt Erscheinendes zu tun.

Durch diesen puren Zufall blieb es Staatsanwaltschaft und Landeskriminalpolizei erspart, vor einem denkbar einfältigen und ungeschickten Verbrechen von vornherein kapitulieren zu müssen.

Indes — auch mit diesem unzweifelhaft von Vera Brühne geschriebenen Brief des angeblichen Käufers Dr. Schmitz, der offensichtlich dazu gedient hatte, dem Mörder einen arglosen Empfang bei Dr. Praun zu sichern, hätte es die Staatsanwaltschaft im Jahre des Rohrbach-Prozesses wohl schwer gehabt, ein Schwurgericht von der Schuld Vera Brühnes zu überzeugen. Niemand hatte sie am Tatort gesehen, ebensowenig den Mann, den sie nach nunmehr fast lückenlosen Erkenntnissen zur Tat angestiftet hatte, ihren Freund aus früheren Jahren, den Kölner Büchsenmacher Johann Ferbach. Da keiner von beiden Beschuldigten gestanden hat, hätte es einem geschickten Verteidiger wie dem Münchner Staranwalt Dr. Alfred Seidl durchaus möglich sein können, einen Freispruch für seine Mandanten durchzusetzen.

Erst die aufsehenerregenden Erklärungen Sylvias, die aus dem unbekannten Mädchen in der Kaulbachstraße über Nacht eine Person weltweiten öffentlichen Interesses machten, setzten Staatsanwalt und Landeskriminalpolizei in die Lage, die Torheiten des Karl Rodatus eineinhalb Jahre nach dem Mord wieder auszubügeln.

Dabei hätten die Täter bei ordnungsgemäßer Untersuchung schon unmittelbar nach der Entdeckung der Tat gefaßt werden müssen, denn es fehlten ihnen die wichtigsten Voraussetzungen für ein „perfektes Verbrechen": Entschlossenheit und Nervenkraft.

- Ferbach vergaß am Tatort den Brief des angeblichen Dr. Schmitz, der dann das wichtigste Indiz gegen Vera Brühne wurde.

Dazu Sylvia zu Ihrt: Nach dem eigenen Bericht ihrer Mutter hätten die beiden am Stadtrand von München das Fehlen des Briefes gemerkt und seien in die Mord-Villa in Pöcking zurückgekehrt. Schon dazu hatte Vera den verstörten Ferbach nur mühsam bewegen können. Jedoch — die Tür war zugeschnappt. Praun hatte Vera nie einen Schlüssel anvertraut. So konnten sie nicht wieder hinein, um das belastende Schriftstück zu bergen. Sie hatten in ihrer Aufregung übersehen, daß die Balkontür offenstand. Jene Tür, die vier Tage später, am Dienstag nach Ostern, Prauns Assistentin, Frau Meier, das Haus betrat und den Mord entdeckte. Gewaltsam einzudringen, dazu reichten Ferbachs Nerven nicht mehr. „Ich schieße dich eher über den Haufen, als da noch einmal reinzugehen", schrie er Vera an. So blieb der Fehler unkorrigiert.

- Es war Ferbach nicht gelungen, Praun mit einem einzigen Schuß zu töten und so einen Selbstmord vorzutäuschen. Er mußte zweimal schießen, was nur durch die Fahrlässigkeit von Rodatus nicht sofort entdeckt wurde.

Vera Brühne hatte sich nicht gescheut, ihre Tochter auch in diesem Punkte mit blutrünstigen Einzelheiten zu belasten. Während die Brühne in ihrem Volkswagen 80 Meter vor dem Hause Prauns lauerte, war Ferbach, als Dr. Schmitz erwartet, ins Haus gegangen, um den „schmutzigen Teil der Arbeit" zu übernehmen. Erst erledigte er Elfriede Kloo durch Genickschuß, dann lauerte er Praun auf. Beim ersten Schuß Ferbachs war Dr. Praun zusammengebrochen, hatte seinen Mörder fassungslos angestarrt und gefragt: „Wer sind Sie, was wollen Sie von mir?" Ferbach verlor die Nerven.

Sylvia: „Da gab Ferbach dem Praun den Gnadenschuß."

- Als Erbin war Vera Brühne von vornherein im höchsten Maße verdächtig, am Tode Dr. Prauns Interesse zu haben.
- Die Alibis, hinter die sich die beiden für die Zeit des Mordes zu verschanzen suchten, waren so stümperhaft zusammengestellt, daß die Landeskriminalpolizei sie noch sechs Monate nach der Tat zerflücken konnte.

Dennoch — es war wieder die Aussage Sylvias vor dem Untersuchungsrichter — sie gab sie Fred Ihrt in der trostlosen Regennacht vor ihrem Hause wieder — die Staatsanwaltschaft und Kriminalpolizei eine genaue Rekonstruktion des Tathergangs ermöglichte.

•

Als Sylvia vor dem Ermittlungsrichter, dem Amtsgerichtsrat Siegl, ihre Aussage gemacht hatte, atmeten alle Beteiligten auf. Dem Recht würde Genüge geschehen. Ein Doppelmord, der fast schon zu den „ungeklärten Fällen" hätte gezählt werden müssen, würde nun nach menschlichem Ermessen seine Sühne finden. Sylvias Vater und ihr Schulfreund Nils glaubten zuversichtlich, die 20jährige von einem schweren Gewissendruck befreit zu haben. Das war auch geschehen. Aber kaum war dieser Druck gewichen, als sich ein neuer, ebenso schwerer auf das Leben des jungen Mädchens legte, von dem niemand sie bisher zu befreien vermochte.

Kaum war sie wieder zu Hause in der einsamen Wohnung in der Kaulbachstraße, in der nun — wer weiß für wie lange — ihre Mutter fehlt, machte sie sich wilde Selbstvorwürfe. Sie redete sich ein, etwas getan zu haben, was einst in ihrem Internat zu dem Schlimmsten gehörte, was überhaupt jemand tun konnte: Sie hatte „gepetzt". Sie hatte jemanden verraten, für den sie sich verantwortlich fühlte. Und es war nicht irgend jemand, es war ihre eigene Mutter, die nun nach Sylvias Aussagen einen schweren Weg zum Prozeß beschreiten muß. Das durfte nicht sein.

Im Ohr der Tochter klangen noch die Worte des Untersuchungsrichters, der sie pflichtgemäß darauf aufmerksam gemacht hatte: Sie, Sylvia, müsse als Tochter nicht gegen ihre eigene Mutter aussagen — wenn sie nicht wolle. In panischer Hast machte Sylvia am nächsten Tag Anwälte mobil: Sie widerrief ihre Geständnisse vor der Polizei, vor dem Untersuchungsrichter. Sie ließ erklären, daß sie in jedem Prozeß gegen ihre Mutter die Aussage verweigern werde. Um jeden Preis versuchte sie auszulöschen, was sie zuvor Belastendes gesagt hatte. Mit letzter Kraft wehrte sie sich gegen die Erkenntnis, daß sie richtig gehandelt habe, daß selbst die Pflichten einer Tochter gegenüber der Mutter Grenzen kennen. Insbesondere gegenüber einer Mutter, die Sylvia und neben ihr viele Freunde und Bekannte ein Leben lang nur ausgenutzt hatte.

Jeden, der versuchte, Sylvia gut zuzureden, fauchte sie an, wie Fred Ihrt in der Nacht im Auto, als sie sich unter Tränen ihren ganzen Kummer von der Seele zu reden versuchte: „Sie ist meine Mutter. Und ich muß zu ihr stehen — und wenn sie nicht zwei, sondern zehn Leute umgebracht hätte."

Vielleicht weiß Sylvia nicht, daß alle Widerrufe zu spät kommen. Zwar

– sie selbst kann nach deutschem Recht zu einer Aussage nicht gezwungen werden. Die von ihr widerrufenen Geständnisse über die Taten ihrer Mutter vor der Polizei sind ungültig. Aber dennoch bleibt sie – indirekt – „Zeugin der Anklage". Niemand kann das Schwurgericht hindern, den Untersuchungsrichter in den Zeugenstand zu rufen und ihn über Sylvias Aussagen zu vernehmen. Niemand kann verhindern, daß diese Aussagen – wenn sie lückenlos in die schon vorhandene Indizienkette passen – auf das Schwurgericht einen nachhaltigen Eindruck machen werden.

In dieser Nacht, als die schweren Regentropfen des Münchner Herbstes trostlos auf den Wagen in der Kaulbachstraße hämmerten, brach die ganze selbstbewußte Schale stets gleichbleibender freundlicher Gelassenheit zusammen, in die sich Sylvia seit Jahren wie eine Schnecke zurückgezogen hatte. Ihr Dasein, bislang ausgefüllt mit den kleinen und großen Sorgen um ihre Mutter, schien ihr plötzlich ohne Sinn. Es erging ihr wie einem Sklaven, der – eine Ewigkeit an einen bestimmten Platz gekettet – mit der plötzlich gewonnenen Freiheit nichts anzufangen weiß.

Ist es Liebe, was sie an ihre Mutter bindet? Oder ist es Pflichtgefühl? Sylvia weiß es nicht recht. Schon in früheren Jahren sprach sie von ihrer Mutter nur mit freundlich-distanzierter Reserve, die weder Verehrung noch Tadel erkennen ließ. Und an das letzte Jahr denkt sie voller Grauen: „Mutti hat sich und mir mit ihren ständigen Selbstvorwürfen das Leben unerträglich gemacht. Wann immer wir allein waren, jammerte sie: ‚Wenn ich doch alles nur rückgängig machen könnte, wenn die beiden dort draußen in Pöking doch noch leben würden'.

Ich weiß nicht, vor wem Mutti mehr Angst hatte, vor der Polizei oder vor Johann Ferbach, der unmißverständlich gedroht hatte, sie und mich über den Haufen zu schießen, wenn wir je ein Wort sagen würden. Ich habe mir schließlich nicht mehr anders helfen können und ihr eingeredet: Mach dir doch nichts draus, Mutti, der fiese Praun und seine Kloo sind es gar nicht wert, daß sich irgend jemand ihretwegen aufregt.

Ich weiß, das klingt kalt und gefühllos, aber ich konnte Mutti anders nicht mehr beruhigen. Ihre Nervosität fiel manchen Leuten schon auf."

Behutsam versuchte Fred Ihrt, was schon ihr Vater und ihr Freund Nils vor ihm versucht hatten: „Du mußt jetzt anfangen, auch einmal an dich zu denken, dir eine eigene Existenz aufzubauen." Sylvias Antwort klang kläglich: „Ich kann doch nichts. Mutti hat doch nie erlaubt, daß ich mir einen Beruf suche und nicht immer ständig um sie bin." Und wieder kommen die alten Selbstvorwürfe: „Ein einziges Mal bin ich ausgerückt. Nach England, um Englisch zu lernen; bei Bekannten von Dr. Prauns Assistentin. Und gerade in der Zeit, als ich nicht da war, ist dieser schreckliche Mord geschehen. Sicher hätte Mutti sich auf so etwas nicht eingelassen, wenn ich hier gewesen wäre."

In diesem Augenblick ist Sylvia bereit, sogar die ganze Schuld Vera Brühnes auf sich zu nehmen, die sie ihr gleich nach ihrer Rückkehr aus England gebeichtet hatte. Wenn das nur möglich wäre.

So spricht ein junges Mädchen von seiner Mutter, die es ohne Skrupel mit all ihren Taten belastet und überfordert hat. Ein junges Mädchen, das sich nun von aller Welt im Stich gelassen und schlecht beraten fühlt – voller Mißtrauen gegen die „Erwachsenen" und ihre großen Worte, die ihren Konflikt nicht lösen können – und sie vielleicht ebenso ausnutzen wollen, wie zuvor es ihre Mutter tat.

„Ich wüßte ja, was ich sofort tun könnte, um viel Geld zu verdienen, mir eine Existenz aufzubauen, wie du sagst", meinte Sylvia bitter. „Stell dir vor, so ein Kerl von Berliner Filmproduzent hat mir doch allen Ernstes das unverschämte Angebot gemacht, ich sollte in einem Film „Mordfall Praun" mich selbst – die Tochter einer Mörderin – spielen. ●

Ferdinand Rehmann

Kennen Sie sich?

UNSER TEST

Kann man Sie übers Ohr hauen?

Natürlich sind Sie auf der Hut. Wer wäre es nicht! Aber genügt dieses bewußte Aufpassen, um nicht hereingelegt zu werden? Es kommt selbstverständlich auf die Situation an; auch ein Kriminalrat kann irgendwann der „Gelackmeierte" sein. Wir sprechen hier also nur von der Veranlagung, sich im normalen Alltag betrügen zu lassen. Wenn Sie Näheres zu diesem Punkt über sich erfahren wollen, dann unterziehen Sie sich bitte dem folgenden Test.

Unterstreichen Sie zur Gedächtnishilfe bei den einzelnen Aufgaben und Fragen die von Ihnen gefundene oder für Sie zutreffende Antwort. Wieviel Punkte es wofür gibt, erfahren Sie am Ende der Aufgabenreihe.

Aufgabe 1: Sie sehen auf der Zeichnung zwei Leitern. Betrachten Sie das Bild genau, decken Sie es dann mit der Hand zu und beantworten Sie die folgenden Fragen:

a) Ist eine dieser Leitern höher?
ja - nein

b) Wenn ja, welche?
die vordere - die hintere

c) Ist eine dieser Leitern breiter?
ja - nein

d) Wenn ja, welche?
die vordere - die hintere

Frage 2: Was glauben Sie: Wird das Wetter sonntags so, wie es am vergangenen Freitag war?
a) ja, b) nein, c) ungewiß ..... Punkte

Frage 3: Wird man vom vielen Gehen kleiner?
a) ja, b) nein, c) unbestimmt ..... Punkte

Frage 4: Lieben Sie es, mit dem Auto a) so schnell wie irgend möglich, b) zügig, c) langsam zu fahren bzw. — falls Sie selber keinen Wagen haben — gefahren zu werden? ..... Punkte

Frage 5:
Ist es Ihrer Meinung nach gefährlich, um zwei Uhr morgens durch eine unbekannte dunkle Gasse zu gehen?
a) ja, b) nein, c) je nachdem
..... Punkte

Frage 6:
Wird Ihnen übel, wenn Sie in der Eisenbahn mit dem Rücken gegen die Fahrtrichtung sitzen?
a) ja, b) nein ..... Punkte

Frage 7:
Glauben Sie, daß, ganz allgemein gesprochen, der Schlaf vor Mitternacht der gesündeste ist?
a) ja, b) nein, c) unbestimmt
..... Punkte

Frage 8:
Haben Sie, wenn Sie eine Treppe hinuntergehen, ab und zu das Gefühl, daß Sie fallen könnten, so daß Sie sich unwillkürlich am Geländer festhalten?
a) ja, b) nein ..... Punkte

Frage 9:
Angenommen, Sie müssen irgendwo lange warten. Läßt Sie das a) völlig gleichgültig, oder b) allmählich unruhig werden, oder c) versuchen Sie, einfach vorher dranzukommen?
..... Punkte

Der Charakterologe sagt zu unserem Test:

Der sog. Leitertest bedient sich der Täuschungsbereitschaft des menschlichen Sehvermögens, in diesem Fall der Neigung, auf Grund perspektivischer Anordnung andere Größen zu sehen, als sie rechnerisch - maßtechnisch wirklich vorliegen. Diese Täuschungsbereitschaft wird auch von Dekorateuren, Formgestaltern usw. häufig ausgenutzt. Die dann folgenden Fragen tasten die Anfälligkeit für falsche Populärmeinungen, Verhaltensvorlieben und Zustände ab, die gewiß nicht für sich allein, wohl aber im Zusammentreffen „betrugsanfällig" machen.

Weiter auf Seite 137

Sternleser
dein Geld

General Motors an deutschen Börsen

Daimler-Benz und das Volkswagenwerk sind bisher schon an den deutschen Börsen vertreten. Bald können Sie sich auch an einem weiteren großen deutschen Autounternehmen, der Adam Opel AG, zumindest indirekt beteiligen: **Die Deutsche Bank hat die Zulassung von Aktien der General Motors, der Eigentümerin von Opel, zum amtlichen Handel an den Börsen in Frankfurt und Düsseldorf beantragt.**

General Motors ist das größte Industrieunternehmen der Welt: Im vergangenen Jahr hatte die Gesellschaft einen Umsatz von über 50 Milliarden Mark (im Vergleich: VW hatte 1960 einen Umsatz von rund fünf Milliarden Mark). Zu General Motors gehören die bekanntesten US-Automarken wie Cadillac, Buick, Chevrolet, Pontiac und Oldsmobile. Die bekanntesten europäischen Tochterunternehmen sind Opel und die englische Firma Vauxhall. Neben Personenwagen und Nutzfahrzeugen stellt General Motors Dieselmotoren, Lokomotiven und Elektrogeräte her. Der Reingewinn des Konzerns war daher trotz Autokrise in den USA im Jahre 1960 mit fast vier Milliarden Mark recht ansehnlich. Ansehnlich ist auch die Rendite der GM-Aktien: Im vergangenen Jahr zahlte General Motors rund acht Mark Dividende pro Anteil, und man rechnet in diesem Jahr mit dem gleichen Satz. **Bei dem gegenwärtigen Börsenkurs von etwa 200 Mark pro Aktie entspricht das einer Rendite von vier Prozent. Und damit liegt die Rendite der GM-Aktie weit höher als bei den deutschen Autokonzernen (Beispiel: VW 1,5 Prozent, Daimler 1 Prozent).**

Bei den Aktien der General Motors, die in Frankfurt und Düsseldorf eingeführt werden, handelt es sich um Namensaktien, die auf den Namen der Deutschen Bank oder der Frankfurter Kassenverein AG lauten. **Der Käufer hat jedoch die vollen Rechte an der Aktie – so könnte er auch zum Beispiel sein Stimmrecht selber in den USA ausüben.**

Privatleute horten Gold

Die politische Unsicherheit führte in den vergangenen Jahren dazu, daß Privatleute ihr Kapital immer häufiger in Gold anlegten: **Seit 1955 ist der Wert des privat gehorteten Goldes um 30 Prozent gestiegen. Allein im vergangenen Jahr haben die privaten Goldschätze der Welt um über acht Prozent oder 4,4 Milliarden Mark zugenommen.**

Nach Schätzungen des amerikanischen Wirtschaftsexperten Dr. Franz Pick sind heute rund 13 000 Tonnen Gold im Wert von fast 60 Milliarden Mark in privaten Händen. Die Münzen und Barren, so erklärte Pick, würden nicht nur in Banksafes, sondern auch unter Matratzen und in Wäscheschränken gehortet, ja sogar im Garten oder unter Bäumen vergraben.

Zehn Milliarden für die Sicherheit

Niemals zuvor dachten die Menschen mehr an die Sicherung ihrer Zukunft als heute. Das beweist die Tatsache, daß die Versicherungen in der Nachkriegszeit ihren größten Boom erlebten.

Ganz besonders stark war der Aufschwung der Versicherungen im vergangenen Jahr: 1960 nahmen die deutschen Versicherungen mehr Prämiengelder ein als je zuvor. Insgesamt wurden in der Bundesrepublik 8,7 Milliarden Mark an Versicherungsprämien gezahlt – pro Kopf der Bevölkerung waren das etwa 170 Mark. Gegenüber dem Vorjahr waren die Versicherungsprämien um 16 Prozent – das ist mehr als der Zuwachs des Volkseinkommens – angestiegen.

Dieser Rekord wird in diesem Jahr wahrscheinlich noch gebrochen: In den ersten acht Monaten 1961 stiegen im Vergleich zur gleichen Vorjahreszeit die Prämieneinnahmen sogar um 19 Prozent, so daß die Versicherungen in diesem Jahr mit Einnahmen von rund zehn Milliarden Mark rechnen.

Die Prämiensumme erhöhte sich besonders bei der Lebens- und Kraftfahrzeugversicherung, am stärksten aber bei der Luftfahrtversicherung: 1960 bezahlten die Luftfahrtgesellschaften 24 Millionen Mark an die Versicherungen – 39 Prozent mehr als im Vorjahr. Allerdings steckt auch gerade in der Luftfahrtversicherung ein großes Risiko: Diese 24 Millionen Mark wären zum Beispiel gerade der Preis für eine Düsenmaschine. Und die Versicherungen rechnen auf 100 000 Düsen-Flugstunden mit einem Totalschaden.

Nr. 49 vom 3. Dezember 1961

sternchen

Was meint ihr?

POLITIK

Kennwort „Politik"

Michel Pekla (13) interessiert sich sehr für Politik. Als er seinen Lehrer fragte, ob sie nicht in der Gemeinschaftskunde darüber sprechen könnten, erhielt er zur Antwort, daß das nicht zum Unterrichtsstoff gehöre. Auch zu Hause will niemand mit ihm darüber diskutieren. Es heißt immer, daß er dafür noch zu jung sei (sternchen Nr. 47).

sternchen-Leser sagen ihre Meinung:

Aufklärung

Wenn man sich mit ihnen nicht in der Schule über Politik unterhält und sie darüber aufklärt, woher und von wem sollen sie denn später aufgeklärt werden?
Limbach Karl-Heinz Klein (17)

Was ein Wähler werden will . . .

Man kann nicht früh genug anfangen, sich für Politik zu interessieren, denn später will man ja auch einmal wählen.
Limbach Hansi Klein (14)

Der Lehrer und die Eltern sollten sich schämen, denn sie müßten wissen, daß die Jugend die Zukunft ist.
München Harald Baumgart (12)

Sammel-Ordner

Bei uns in der Mittelschule beschäftigen wir uns in der Gemeinschaftskunde nur mit Politik. Uns allen macht es riesigen Spaß. Wir haben uns einen Schnellhefter angeschafft, haben aus den Zeitungen die interessantesten Berichte und Bilder ausgeschnitten, auf Zeichenpapier geklebt und in dem Ordner aufbewahrt.
Veenhusen Hanna Lay (14)

Politik per Post

Suche Dir einen Brieffreund und diskutiere mit ihm über Politik.
Altbreitenfeld Rosel Schröer

Vertrauenssache

Für die Politik habe ich ganz und gar nichts übrig. Das überlasse ich den Großen.
Ensheim Norbert Schmitt (12)

Die Politik sollte er doch den Erwachsenen überlassen, denn dazu gehört Lebenserfahrung und Weitblick.
Hamburg Helga Bremer (13)

Kinderstunde

Michel sollte nicht über Politik sprechen, wenn es sein Onkel und sein Vater nicht haben wollen. Er sollte sich lieber die Kinderstunde anschauen.
Kempten Erika Müller (9)

Weltverbesserer

Ich möchte Dir raten: Schließe Dich einer Jugendgruppe an, in der Du nach Herzenslust politisieren kannst. Verbessert in Euren Gesprächen die Welt! Denn das soll letzten Endes auch das Ziel der „großen Politik" sein.
Meppen Dr. Franke (31)

Wir suchen Briefwechsel

mit Österreich oder der Schweiz: **Elke Haas** (9), (16) Bickenbach a. d. B., Tannenhof, Briefmarken, Tiere; **Sabine Krone** (14), Wildeshausen i. Oldb., Postfach 44, Ansichtskarten, Briefmarken; **Monika Hahn** (14), Fellbach Württ., Burkhardtstr. 6, Briefmarken, Münzen; **Sigrid Klose** (11), (13b) Wolnzach Markt, Wendenstr. 30, Zeichnen, Ansichtskarten; **Raimer Habelitz** (10), Neustadt bei Coburg, Bahnhofstr. 2, Briefmarken; **Marianne Lieven** (17), Neuwied/Rhein, Sandkaulerweg 5, Reisen, Ansichtskarten; **Ute Koch** (11), Unter-Seuzbach, Kr. Erbach/Hessen, Alter Weg 41, Briefmarken, Film; **Karin Härtel** (17), Erfurt/Thür., Moritzstr. 23, Musik, Bücher, Theater; **Walter Burgdorf** (13), (20a) Mahlerten, bei Hannover, Hauptstr. 36, Musik, Briefmarken; **Stefan Paul** (15), Stuttgart-S., Alexanderstr. 70, Briefmarken, Schlager, **Christa Pettruttés** (14), Hollenstedt, Kr. Harburg, Wennerstorferweg 173; **Brigitte Traub** (15), Konstanz/Bodensee, Kanzleistr. 18.

Liebes sternchen!

Wir hatten bis jetzt in jedem Jahr einen schönen Weihnachtsbaum, über den ich mich immer wieder sehr gefreut habe. Aber nun haben mir meine Eltern erklärt, daß das jetzt nicht mehr nötig sei, weil ich inzwischen 14 Jahre alt geworden bin. Sie meinen, das sei nur etwas für Familien, wo noch kleine Kinder sind. Meine Mutter hat sogar noch gesagt, daß so ein Baum unnötig viel Schmutz macht. Ich bin darüber ganz traurig und freue mich deshalb gar nicht mehr so sehr auf Weihnachten. Ist denn ein Weihnachtsbaum nur etwas für die Kleineren?
Duisburg Elke Hinz (14)

Was meint ihr dazu?

Schreibt bitte unter dem Kennwort „Weihnachtsbaum" ans sternchen, Hamburg 1, Pressehaus. (Alter und Anschrift nicht vergessen!)

Zur Grenze 300 m

Diese Preise könnt ihr gewinnen

1. Preis eine Hohner Harmonika „Student"
2. Preis eine Mauthe Armbanduhr
3. Preis eine Agfa Clack Kamera
4. Preis ein Montblanc Schulfüller
5. bis 24. Preis je eine Packung Riquet Schokolade

In vierzehn Tagen ein neues Abenteuer und neue Preise

Die Abenteuer der „schwarzen hand"

Felix, Rollo, Adele, Kiki m. E. auf Verbrecherjagd

Die Entdeckung

Nur am Samstag kam ein Zug um 17.10 Uhr in Pendorf an. Das hatte Kiki m. E. auf der Fahrplantafel gelesen. „Was nun?" fragte Rollo. — „Wir müssen in den Tunnel", meinte Felix. „Dort übergibt die Bande die Ware." — Am Samstagnachmittag ging die „schwarze hand" zum Tunnel. Der Eingang lag dicht an der Grenze. „Hart an der Tunnelwand entlanggehen!" befahl Felix. Langsam wurde es immer dunkler. Schließlich holte Adele eine Taschenlampe hervor. Etwa in der Mitte des Tunnels blieb sie plötzlich stehen. „Hört ihr das auch?" — „Das ist Wasser", sagte Kiki m. E. „Leuchte mal!" Adele ließ den Lichtkegel auf die andere Seite wandern. Eine Nische tauchte auf. Die „schwarze hand" stieg quer über die Schienen. „Seht doch! Das Wasser verschwindet in der Nische." Adele bückte sich. „Das ist ja toll!" sagte sie dann aufgeregt und krabbelte plötzlich nach vorn in einen engen Gang. Die andern folgten ihr. Nach ein paar Metern erweiterte sich der Gang zu einer Höhle. „Donnerwetter!" sagte Rollo. „Ob die Schmuggler von hier aus in den Tunnel kommen?" — „Ach was", sagte Adele. „Hier ist noch nie ein Mensch gewesen." — „Doch!" rief Felix. „Da ist doch schon der Beweis!"

Welchen Beweis meint Felix?

Die Lösung schreibt auf eine Karte, die bis zum 10. Dez. beim sternchen, Hamburg 100, sein muß

JIMMY das Gummipferd

erdacht und aufgezeichnet von Roland Kohlsaat

Während Julio den Goldschatz bestaunt, hat der Fischer in einem Felsspalt eine Treppe entdeckt. Gemeinsam steigen sie die primitiven Stufen hoch. Die Vorfahren des Fischers hatten sie einst in den Felsen gehauen, um ans Tageslicht zu kommen. Stundenlang müssen sie steigen, bis Julio einen breiten Spalt findet. Er klettert sofort hinein und bemerkt in seinem Eifer nicht, daß dem Fischer schwindlig geworden ist.

Dieser Duft! Den kenne ich doch? Mama mia! Das kann doch nicht sein!

Julio ist den Felsspalt hochgeklettert. Plötzlich schaut er ins Freie. Sonne, blauer Himmel! Was er sieht, raubt ihm den Atem.

Sofort steigt er wieder runter. Das mußte der Fischer auch sehen. Mit Mühe schleppt er ihn den Spalt hoch.

Julio ist zu eifrig, um auf den Zustand des Fischers Rücksicht nehmen zu können. Keuchend klettert der Mann, der niemals das Tageslicht sah, hinter Julio her.

Oben blickt er mit weit aufgerissenen Augen umher. Er, der nur die Unterwelt kennt und nur die Dämmerung gewohnt ist, erblickt zum ersten Male das Licht der Welt.

Schau, Freund, da tief unten das wogende Gras. Wie die Luft flimmert und die Täler dampfen.

Oh! Ich muß wieder runter.

Als der Fischer aufstöhnt und ohnmächtig zurücksinkt, kann Julio ihn gerade noch auffangen

Der Fischer hält sich die brennenden Augen. Fast wäre er erblindet und durch die Sonne getötet worden.

Nur langsam erholt er sich. Verblüfft erkennt Julio, daß die Menschen der Unterwelt niemals das Sonnenlicht vertragen würden.

Als die beiden langsam die Treppe hinabsteigen, die die Ahnen des Fischers einst mit Schwertern schlugen, um sich zu befreien, wird sich Julio des tragischen Augenblicks bewußt.

Der Urenkel ging nun den gleichen Weg zurück in die Tiefe, wie es einst seine Vorfahren taten.

Das, was Julio von oben erblickt hat, spornt ihn zur Eile an. Sein Plan steht fest. Aber zuerst mußte ein Teil des Schatzes in Jimmys Gummihaut verstaut werden.

Fortsetzung folgt

Liebe sternchen-Leser, diese Seiten sind für euch zum Ausschneiden bestimmt. Lesezirkel-Bezieher bitten wir, an die nachfolgenden Leser zu denken und diese Seiten nicht herauszutrennen.

Alle kämpfen für Prinz Achmed

Roman von Fritz Raab

Oskar Frühling läßt sich von den Anwälten Appletree überreden, eine Stellung als Sportlehrer in Glenford College anzunehmen. So kann er in Achmeds Nähe sein und ihn beschützen. Die Jungen von Cliff House haben einen Kriegsrat gebildet, dem auch Popcorn angehört. Er erfährt von Mr. Pitch, dem „Mann für alles" aus Glenford College, daß eben zwei Fremde vorübergekommen sind.

Popcorn wurde auf einmal sehr aufmerksam. „Zwei Fremde? Haben Sie mit ihnen gesprochen? Woher kamen Sie? Wissen Sie, wie sie heißen?"

Mister Pitch schüttelte den Kopf. „Keine Ahnung. Sie kamen vom Tor. Am besten fragst du Shindy. Der weiß mehr."

„Danke, Mister Pitch!"

Unauffällig, aber durchaus zielstrebig eilte Chefspion Popcorn auf das Tor zu.

Er blickte sich um und betrat dann das Pförtnerhaus.

Das Haus bestand aus zwei Räumen, dem Wachraum und einem Wohnzimmer. Shindy saß im Wachraum und tat das, was er immer zu tun pflegte, wenn er nicht gerade das Tor öffnete oder ab oder schließ: er las Zeitung. Es ist allgemein bekannt, daß die Engländer von allen Völkern der Erde die meisten Zeitungen lesen. Weniger bekannt dürfte die Tatsache sein, daß wahrscheinlich Shindy es war, der wiederum von allen Engländern die meisten Zeitungen las. Was nicht auch zugleich bedeutet, daß er die meisten Zeitungen kaufte. Er kaufte fast niemals eine. Die Zeitungen wurden ihm „geliehen", wie er es nannte. Der Direktor und die Erzieher von Glenford College übergaben ihre gelesenen Zeitungen Shindy, das gleiche taten die Lieferanten, die täglich das Tor passierten, um ihre Waren abzuliefern. So konnte er unaufhörlich lesen, ohne daß Gefahr bestand, daß ihm der Nachschub ausgehen würde.

Für medizinisch Interessierte sei noch erwähnt, daß das viele Zeitunglesen bei Shindy keinerlei gesundheitliche Schäden hervorrief; sein Geheimnis war, daß er grundsätzlich alles sofort wieder vergaß, was er gelesen hatte. Auf diese Weise gelang es ihm, eine ungeheure Menge geistigen Stoff einzunehmen, ohne sein Gehirn mit unnötigem Wissen zu belasten.

Als Popcorn den Wachraum betrat, las Shindy gerade einen Leitartikel in der Times. Verärgert über die Störung blickte er auf. „Was gibts denn?"

In diesem Augenblick erkannte Popcorn, daß er einen Fehler gemacht hatte; er hätte mindestens fünf Zeitungen mitbringen müssen, um Shindy gnädig zu stimmen. Er überlegte rasch, wie er dieses Versäumnis ausgleichen konnte. „Ich wollte dich nur was fragen, Shindy." Es war üblich, Shindy zu duzen.

„Was denn?"

„Mein Onkel hat mir geschrieben, er will mir in Zukunft alle Zeitungen schicken, die er bekommt."

„Na und?"

„Ich weiß nicht, ob ich das annehmen soll. Ich lese doch nie Zeitung."

„Schön dumm von dir."

„Wir müssen doch so viele Schularbeiten machen."

„Zum Zeitunglesen hat man immer Zeit."

„Das sagt mein Onkel auch. Deshalb will er mir die Zeitungen ja schicken."

„Welche sind es denn?"

Popcorn hatte keine Ahnung, was für Zeitungen es gab. Aber vor ihm auf einem Stuhl lag ja ein ganzer Stapel. Er schielte darauf und konnte die Titel lesen. „Den Daily Express, den Evening Standard, die Evening News und die — die — — " Leider war der Titel dieser Zeitung halb verdeckt. „Die Yorkshire . . . "

„Etwa die Yorkshire Post?"

„Ja, die hat er auch abonniert."

„Die kriege ich nur ganz selten. Würde mich sehr interessieren."

„Soll ich mir die Zeitungen wirklich schicken lassen?"

„Die Evening News und die Yorkshire Post auf jeden Fall."

„Gut, Shindy. Dann werde ich meinem Onkel gleich schreiben."

Popcorn merkte, daß er jetzt bei Shindy gewonnen hatte. Und was die Zeitungen anbetraf, wenn Shindy später einmal danach fragen würde, konnte er ja behaupten, sein Onkel sei ganz plötzlich gestorben, oder er habe Pleite gemacht, oder die Tante erlaube ihm nicht, daß er die Zeitungen verschicke, weil das Porto auf die Dauer zu teuer wäre.

Jetzt galt es erst einmal, den Spionageauftrag durchzuführen.

„Stell dir vor, Shindy, was vorhin passiert ist. Wir hatten Leseprobe bei Archie. Und als ich aus dem Fenster gucke, sehe ich zwei Herren vorbeikommen, und der eine sah aus wie mein Onkel. Ein toller Zufall, findest du nicht?"

„Die beiden kommen aus London."

„Wirklich? Sind es neue Erzieher?"

„Nein. Die sind vom Film."

„Jetzt schwindelst du aber, Shindy!"

„Sie haben es mir selbst gesagt."

„Wollen sie hier einen Film drehen?"

„Weiß ich nicht."

„Wo sind sie denn jetzt?"

„Sie wollten zum Direktor."

Popcorn stellte noch weitere Fragen, aber er merkte bald, daß Shindy nicht mehr wußte. Er verabschiedete sich dann sehr plötzlich und lief nach Cliff House zurück, um dem Kriegsrat zu berichten.

Direktor Hinderwell war entzückt. Bisher hatte er Leute, die für den Film arbeiteten, als Menschen angesehen, mit denen ein wahrer Gentleman nicht verkehren konnte. Daß die Königin sich alljährlich einmal Filmstars vorstellen ließ, hatte ihn in seiner Ansicht nicht beirrt; er bewunderte Ihre Majestät vielmehr wegen der Haltung, mit der sie solche unangenehmen Pflichten erfüllte.

Nun stellte Direktor Hinderwell fest, daß es auch beim Film Leute mit Niveau gab. Waren doch die Herren Baker und Williams eigens aus London gekommen, um ihn um Rat zu fragen. Andererseits war es natürlich selbstverständlich, daß man sich an einen hervorragenden Experten wandte, wenn ein Film über einen Dickens-Stoff gedreht werden sollte.

„Der wahre, echte Charles Dickens ist ja ganz anders, als man sich ihn so allgemein vorstellt, meine Herren! Man muß sich viele Jahre eingehend mit ihm beschäftigen, um ihn ganz erkennen zu können."

Die Herren Baker und Williams alias Haddock und Butcher nickten verständnisvoll.

„Nehmen wir zum Beispiel David Copperfield! Wie ungeheuer viel liegt in den Schilderungen seines Lebensganges. Jedes Kapitel bedeutet einen Roman für sich. Es müßte großartige Szenen für einen Film geben, wenn Sie diesen Stoff ausgewählt hätten."

Baker-Haddock wurde aufmerksam. „Welchen Stoff, Mr. Hinderwell?"

„David Copperfield!"

„Aber David Copperfield wollen wir doch verfilmen. Habe ich das noch nicht erwähnt?"

„Das ist ja ausgezeichnet, Mr. Baker! Ich gratuliere Ihnen, Mr. Williams!"

Williams-Butcher fühlte sich angesprochen und nickte grinsend. „Wenn wir ein Ding drehen, muß auch was dabei rausspringen. Copperfield ist erste Klasse."

Er wollte noch mehr sagen, verschloß aber plötzlich seinen Mund. Haddock hatte ihm, als er merkte, daß der Direktor erstaunt aufblickte, kräftig auf den Fuß getreten.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Bücher für den Wunschzettel

Wer noch nicht weiß, was er sich wünschen soll - hier findet er Bücher, die wir besonders empfehlen können

ICH MÖCHTE EINMAL KÖNIG SEIN

Ich möchte einmal König sein, ein Bilderbuch von James Krüss, Zeichnungen Dietrich Lange, Otto Maier Vlg. (9,80)

NILS-OLOF FRANZÉN AGATON SAX DER MEISTERDETEKTIV

Agaton Sax, die aufregenden Geschichten eines Meisterdetektivs, schrieb Nils-Olof Franzén, Vlg. Ueberreuter (8,80)

MATHEMATIK Das große bunte Buch von Zahl und Raum

Mathematik, das große bunte Buch von Zahl und Raum, von J. Adler, Illustrationen von L. Hess, Otto Maier Vlg. (19,80)

Bilderbücher

Das fröhliche Krankenzimmer, G. J. Hertz, Bilder: V. Leo-Hongell, Oetinger (5,50). **Unser Schweinchen im Regen,** Hans Peterson, Oetinger (4,80). **Der schwarze Peter,** G. Strohbach, Bilder: E. Meier-Albert, Otto Maier Vlg. (6,80). **Die kleine Straßenbahn,** G. Spang, Bilder: H. R. Albitz, Günther Vlg. Stuttgart. **Der flotte Max,** Ali Mitgutsch, Münchner Bilderbuch Vlg. (3,90). **Amadeus, der Floh,** Spang/Hotop (3,90). **Onkel Max** (9,80) und **Jackie, das Rennpferd** (9,80), beide Bücher erzählt von L.-G. Buchheim, gemalt von Julius Himpel, Buchheim-Verlag.

Erzählungen

Das Geheimnis der Nilquellen, H. Falk, Verlag Ueberreuter (8,80). **Pilot in der weißen Hölle,** K. Burgbacher, Schneider Vlg. (11,80). **Miß Pickerell fliegt zum Mars.** E. MacGregor, Union Vlg. (5,80). **Das Haus in der 17. Straße,** An Rutgers, Vlg. Oetinger (7,80). **Madita,** Astrid Lindgren, Oetinger (8,50). **Ferien wie noch nie,** M. Bernhard von Luttitz, Schneider Vlg. (6,80). **Judy und Lakschmi,** Mitchison, Schneider Vlg. (5,80). **Flip und Flup auf Abenteuer,** L. Altenhöfer, Arena-Taschenbuch (2,20). **Das Geheimnis der Matako-Sümpfe,** H. Kocher, Arena-Vlg. (6,80).

Sachbücher

Die Welt der Indianer, Kultur, Geschichte und Kampf eines großen Volkes, Oliver La Farge, Otto Maier Vlg. (19,80). **Wir Mädchen,** ein buntes Buch fürs ganze Jahr, Union Vlg. (12,80). **Nomaden des Nordens,** Riwkin-Brick/Jannes, Oetinger (11,80). **Der Wald ruft,** mit dem Förster durch das Jahr, von Otto Koke, Ensslin & Laiblin Verlag (7,80).

Der blaue Kanarienvogel, ein Bilderbuch von Hans Peterson und Ylva Källström, Verlag Friedrich Oetinger, Preis: 5,50

Nikwalla, der Indianerjunge, von E. L. Sharp, erhielt den Kanadischen Kinderbuchpreis, Franz Schneider Verlag (3,50)

DER GUTE KAMERAD BAND 69

Der gute Kamerad, Band 69, das Jahrbuch der 10- bis 14-jährigen ist im Union Verlag Stuttgart erschienen (13,80)

TARÓ
Das Amulett

Taró hat Mallett überwältigt. Frank hat mit seinen Begleitern das Lager noch rechtzeitig erreicht. Broca ist geflüchtet und will zu seinen Leuten. Mike, der mit den Pferden unterwegs ist, weiß nichts von den Ereignissen, die sich inzwischen im Lager abgespielt haben.

Wo haben Sie Mike gelassen, Frank?
Er bringt mit zwei Indianern die Pferde. Er muß bald hier sein.
Wald brennen, Senhor!
Mitten in der Nacht? Ohne Blitz und Donner? Nein, mein Junge, da brennt was anderes. Und ich kann mir auch denken, was es ist.
Senhor meinen Maloca?
Pferde?! Das müssen meine Leute sein ...
Der geflüchtete Broca hat Pferdehufe gehört.
Schneller! Schneller! Wir werden gebraucht.
Anhalten! Hier steht Broca. Nicht weiterreiten.
Broca?!

Liebe sternchen-Leser, diese Seiten sind für euch zum Ausschneiden bestimmt. Lesezirkel-Bezieher bitten wir, an die nachfolgenden Leser zu denken und diese Seiten nicht herauszutrennen.

Kennen Sie sich?

Fortsetzung von Seite 133

Zur Auswertung:

Aufgabe 1: a) Ja drei, a) Nein null, b) vordere Leiter drei, b) hintere Leiter null, c) Ja null, c) Nein fünf, d) vordere Leiter einen, d) hintere Leiter null Punkte. **Frage 2:** a) null, b) null, c) zwei Punkte. **Frage 3:** a) drei, b) null, c) einen Punkt. **Frage 4:** a) null, b) einen, c) drei Punkte. **Frage 5:** a) einen, b) null, c) drei Punkte. **Frage 6:** a) null, b) zwei Punkte. **Frage 7:** a) null, b) einen, c) zwei Punkte. **Frage 8:** a) null, b) zwei Punkte. **Frage 9:** a) null, b) einen, c) drei Punkte.

Die Beurteilung:

Bis zu 7 Punkte: Sagen Sie es niemandem weiter! Sie wären nämlich sozusagen geradezu das ideale Opfer für Betrüger aller Sorten. Sie sind viel zu aufnahmebereit für Tricks aller Art und für Aufmachung in jeglicher Form. Auch ist Ihre Vertrauensseligkeit im allgemeinen sehr groß. Das mag den erfreulichen Grund darin haben, daß Sie an das Gute im Menschen glauben. Aber Betrüger sind nun einmal nicht gut. Wahrscheinlich haben Sie in dieser Hinsicht schon einige Erfahrungen machen müssen. Gelernt haben Sie sicher nicht allzuviel daraus. Sie sollten künftig an alle wichtigeren finanziellen und persönlichen wie beruflichen Entscheidungen nur nach reiflicher Überlegung gehen. Schreiben Sie sich die Punkte, die dafür und dagegen sprechen, auf. Verschaffen Sie sich alle erforderlichen Tatsachen-Unterlagen – schwarz auf weiß und nicht mündlich oder telefonisch. Seien Sie allgemein vorsichtiger.

8–12 Punkte: Man kann nicht sagen, daß Sie auf alles hereinfallen. Mit größeren und wichtigeren Dingen befassen Sie sich vielleicht auch gründlicher. Und in Ihrem Beruf mögen Sie äußerst erfahren und sehr genau sein. Aber in vielen Alltagsangelegenheiten werden Sie immer wieder übers Ohr gehauen. All jene Dinge, über die Sie naturgemäß nicht genau Bescheid wissen (z. B. Versicherungsabschlüsse, Darlehensgeschäfte usw.), verlangen von Ihnen höchste Aufmerksamkeit und sorgfältiges Studium, bevor Sie sich darauf einlassen.

13–22 Punkte: Unter den heutigen Umständen ist es ziemlich schwer, ganz sicher vor Betrug zu sein. Man kann das von Ihnen auch noch nicht behaupten. Aber immerhin gehören Sie zu einer Gruppe, die vor den plumpsten Betrugsmanövern einigermaßen sicher ist. Je höher die Punktzahl ist, die Sie erreichten, um so größer ist diese Sicherheit. Übrigens: Auch wenn Sie in anderer Hinsicht weit über ihm stehen mögen, im Hinblick auf Betrugsanfälligkeit gehören Sie nun einmal zum „guten Durchschnitt". Wenn es jemand mit aller Sorgfalt darauf abgesehen hat, Sie hereinzulegen, dann machen Sie ihm das schon einigermaßen schwer – aber nicht unmöglich. Und gerade, weil Ihnen oft Betrugsmanöver rechtzeitig aufgefallen sind (besonders bei 18 und mehr Punkten), vertrauen Sie manchmal zu sehr auf Ihren „sicheren Blick". Und da beginnt dann die Gefahr!

23 und mehr Punkte: Ihre Kritik an allgemeingültig hingenommenen Wahrheiten, Ihr Mißtrauen gegenüber jeglicher „Aufmachung", Ihre Neigung, den Dingen überhaupt gründlich auf den Grund zu gehen, macht Sie fast mit Sicherheit unanfällig gegen Betrugsversuche aller Art. Sie werden auch keine Verträge mit Kleindruckzusätzen ohne vorherige Lektüre unterschreiben. Betrüger, kleine Gangster und Gentleman-Jongleure beißen sich an Ihnen die Zähne aus – sie finden ja auch genug andere, die es ihnen leicht machen.

stern-rätsel

Waagerecht: 1. Inselgruppe der Südsee, **15.** westeuropäischer Fluß, **18.** Gleichstellung, **19.** Zeitpunkt im Tagesablauf, **21.** Pferdekrankheit, **22.** Geländeform, **23.** dünnes Teigplättchen, **24.** Stierkämpfer, **25.** Göttin der Verblendung, **27.** schwere Straßensperre, **28.** physikalische Arbeitseinheit, **29.** schmale Brücke, **31.** Kurort in der Schweiz, **33.** Auerochse, **34.** Stadt in Ostfriesland, **35.** australischer Straußvogel, **36.** Technikertitel (Abk.), **37.** Schneeschuh, **39.** japanische Münze, **40.** Stadt in Nordwürttemberg, **42.** Fischerfahrzeug im Mittelmeer, **45.** japanisches Brettspiel, **47.** Bund, Verbindung, **50.** Lehre von mathematischen Gleichungen, **52.** Nebenfluß der Seine, **54.** Nasenloch beim Pferd, **56.** günstige Gelegenheit, **58.** Nichtfachmann, **60.** abgesondertes jüdisches Wohnviertel, **61.** Strom in Sibirien, **62.** Männername, **64.** Gesamtheit der Schöpfung, **66.** Stadt in Holland, **68.** Kriegsgott, **69.** Rennschlitten, **71.** Gewässer, **73.** Nahrungsmittel, **75.** Schmerz über das eigene Tun, **76.** Abwesenheitsbeweis, **78.** berühmter Mathematiker, **81.** Tongeschlecht, **83.** Männername, **85.** Frauenname, **87.** Abscheugefühl, **89.** weltbürgerliche Bewegung der Logen, **91.** Blume, **93.** Nebenfluß der Weichsel, **94.** Männername, **95.** Stadt nördlich Hannover, **97.** Führer eines Schiffes, **99.** Meteorit, **102.** Gebirge auf Kreta, **103.** Gehilfe des Schiedsrichters beim Fußball, **105.** Augenflüssigkeit, **108.** Gebirgsschlucht, **109.** bayerischer Alpenschilderer, **110.** Neubildung von Körpergewebe, **113.** Apostel der Eskimos, **114.** Stadt in Thüringen, **116.** luftförmiger Körper, **117.** Frauenkurzname, **119.** Schutzgeist, **121.** unterste Verwaltungsstelle einer Bundesanstalt, **124.** europäischer Staat, **125.** straffe militärische Ausbildung, **126.** natürlicher Energieträger, **127.** Göttin der Morgenröte, **129.** Kälteprodukt, **131.** Himmelskörper (Mehrz.), **133.** Ährenbündel, **135.** weibliche Gestalt der Nibelungensage, **136.** Alkaloid des Tabaks, **137.** Papiermaß, **138.** Totenschrein, **139.** weibliches Haustier, **140.** Produktionsstätte alkoholischer Getränke, **141.** Kränkung, Unbill.

Senkrecht: 1. Einberufung zum Militärdienst, **2.** erhöhter Sitzraum in Kirchen, **3.** deutsches Land, **4.** Federvieh, **5.** Bejahung durch doppelte Verneinung, **6.** Badeort in Belgien, **7.** römischer Kaiser, **8.** Oper von Verdi, **9.** Frauenkopfputz des 17. Jahrhunderts, **10.** kurzes schnelles Mahl, **11.** Strom in Afrika, **12.** Gefolge einer führenden Persönlichkeit, **13.** Benediktinerkloster bei Garmisch, **14.** Inhaltlosigkeit, **15.** Sonnenschutzdach, **16.** rächende Bestrafung, **17.** männliches Nutzvieh, **20.** Mißgunst, **26.** Resultat, **30.** Badeort an der Lahn, **32.** Teil eines Bühnenwerkes, **36.** Heil- und Gewürzpflanze, **38.** Grasfläche, **40.** inneres Keimblatt des tierischen Embryos, **41.** Nebenfluß des Rheins, **43.** Tonstück mit mehrfach wiederkehrendem Thema, **44.** Muskelzucken, **46.** feierliches Gedicht, **48.** Autorennbahn, **49.** Nebenfluß der Elbe, **51.** Räderverbindungsteil, **53.** Tochter des Alkinoos in der Odyssee, **55.** Stadt in Italien, **57.** Berufstätigkeit, **59.** Europäer, **63.** unverbürgte Nachricht von Mund zu Mund, **65.** südamerikanischer Kuckucksvogel, **67.** Riesenfaultier, **70.** Haupthafen des Irak, **72.** Frauenname, **74.** Nebenfluß der Drau, **77.** Frauenname, **79.** Papstname, **80.** Wallfahrtsort in der Schweiz, **81.** große Trokkenheit, **82.** Stadt im Bergischen Land, **84.** Hausangestellter, **86.** Mündungsarm des Rheins, **88.** Lebensgefährte, **90.** Stierkampfbahn, **91.** Traumbeklemmung, **92.** Monat, **93.** längliches Sitzbecken, **96.** altgermanisches Jagdhorn, **98.** Beiboot von Kriegsschiffen, **100.** Gebiet der Heilkunde, **101.** Hausflur, **104.** Mensch, der an allem etwas auszusetzen hat, **106.** Leitung, Obhut, Schutz, **107.** Muse der Liebesdichtung, **108.** Bastardhund, **111.** Wurfspieß der Germanen, **112.** Nebenfluß der Saale, **113.** Hölle, Unterwelt der griechischen Sage, **115.** Erdteil, **118.** Lebewesen, **119.** Schiefergestein, **120.** obrigkeitliche Verfügung, **121.** Lebensabschnitt, **122.** Einbringen der Früchte, **123.** Meerespflanze, **128.** Kellner, **130.** französische Kleinmünze, **132.** Frauenname, **134.** Pflanzenteil, **137.** Ausdruck beim Skat.

MAGISCHES QUADRAT

Aus den Buchstaben: b eeeeeeee g ii lllll n rrr ss uu sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten: 1. Studentenhaus im Mittelalter, 2. einer der vier Erzengel, 3. Hauptstern im Orion-Sternbild, 4. das Unsterbliche, 5. weibl. Vorname.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT NR. 48

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 2. Ergebnis, 8. Affaeren, 14. All, 16. Essen, 19. Uhu, 21. Roman, 23. Laune, 24. Lille, 25. Vater, 27. Krieg, 28. Lob, 29. Indus, 30. Piste, 32. Raspa, 35. Anbau, 38. Ettal, 41. Porto, 42. Einer, 44. Ito, 46. Aula, 48. List, 50. See, 51. Marsala, 53. Tornado, 54. Agentur, 55. Robbe, 57. Nadir, 59. Theater, 61. Moses, 64. Leerung, 67. Ar, 68. Lido, 69. Oran, 70. Ei, 72. Burg, 73. Leier, 74. Irun, 76. Heck, 77. Gras, 80. Paletot, 83. Ebene, 86. Moraene, 90. Delta, 92. Salat, 94. Gewuerz, 95. Skelett, 98. Odyssee, 99. Eta, 100. Re, 101. Skat, 102. Tara, 104. Spa, 106. Komet, 108. Kotau, 111. Tatra, 114. Peter, 116. Athen, 117. Kelle, 119. Blatt, 120. Ete, 121. Lager, 122. Tadel, 124. Iason, 126. Rhein, 128. Laura, 131. Abo, 132. Donau, 134. Hel, 135. Marinade, 136. Forscher. – Senkrecht: 1. Bar, 2. Elm, 3. Genre, 4. Bolero, 5. Niagara, 6. Sen, 7. As, 8. Ani, 9. Foliant, 10. Avenue, 11. Revue, 12. Nut, 13. Dur, 15. Loki, 17. Sela, 18. Elba, 20. Hela, 22. Akte, 26. Asti, 30. Prima, 31. Storch, 33. Stute, 34. Polo, 36. Neid. 37. Bison, 39. Tasten, 40. Leere, 41. Pilot, 43. Regie, 45. Karat, 47. Arno, 48. Lage, 49. Werra, 52. Abel, 54. Aden, 56. Brikett, 58. Alabama, 59. Trupp, 60. Engel, 61. Molke, 62. Seife, 63. Sorge, 65. Udine, 66. Geuse, 67. Abt. 71. Inn, 75. Leder, 76. Holz, 78. Solo, 79. Satyr, 81. Anwalt, 82. Terek, 84. Beet, 85. Niet, 87. Radau, 88. Nessel, 89. Agent, 91. Asket, 92. Stroh, 93. Beate, 96. Kate, 97. Takt, 101. Smetana, 103. Atelier, 105. Erbe, 107. Option, 109. Ananas, 110. Hera, 112. Ahab, 113. Aller, 115. Reno, 116. Aera, 117. Kelch, 118. Lore, 122. Tat, 123. Dom, 125. Ode, 127. Huf, 129. Uhr, 130. Alm, 133. Nu.

Raten und Rechnen:

288	:	18	=	16
:		:		:
24	:	6	=	4
12	:	3	=	4

schach

Von Georg Kieninger

Ein temperamentvoll geführter Kampf

Partie Nr. 405
Katalanische Eröffnung

Gespielt im internationalen Turnier zu Bad Bled, Oktober 1961

Weiß: Geller (UdSSR) Schwarz: Bisguier (USA)

1. c2–c4 Sg8–f6 2. Sg1–f3 e7–e6 3. g2–g3 d7–d5 4. Lf1–g2 Lf8–e7 5. 0-0 0-0 6. d2–d4 c7–c6 7. Dd1–c2 (Nach der bisherigen Partieanlage könnte man annehmen, daß die Partie im ruhigen Stellungsspiel verlaufen würde. Nach kurzer Zeit aber steht das Brett praktisch in Flammen auf Grund der weiteren temperamentvollen Spielweise der beiden Partner.) 7. ... Sb8–d7 8. b2–b3 b7–b6 9. Lc1–b2 Lc8–b7 10. Sb1–c3 Dd8–c7 11. Ta1–d1 b6–b5 (Ein sehr origineller Zug, durch den nun Leben ins Spiel kommt.) 12. c4–c5 b5–b4 13. Sc3–b1 Sf6–e4 14. Sf3–e1 f7–f5 15. Se1–d3 a7–a5 16. Sd3–f4 (Leistet nicht nur wenig, sondern fördert sogar den von Schwarz beabsichtigten Königsangriff. Den Vorzug verdiente 16. Tfe1 mit der Drohung, mit f3 nebst e4 das Spiel zu öffnen.) 16. ... Tf8–f6 17. f2–f3 Se4–g5 18. e2–e4 Lb7–a6 19. e4×d5 e6×d5 20. Tf1–e1 Sd7–f8 21. Te1–e3 h7–h6 22. Td1–e1 Tf6–f7 23. Sb1–d2 Sg5–h7 24. Te3–e5 Le7–f6 (Ein feiner Zug des Amerikaners. Um seinem Angriff Auftrieb zu geben, entschließt er sich zu diesem Bauernopfer.)

Stellung nach dem 24. Zuge von Schwarz

25. Te5×f5 (Vorsichtiger war Ablehnung mit 25. Te5–e3.) 25. ... Tf7–e7 26. Tf5–e5 (Auf dieses Opfer der Qualität hatte sich der russische Großmeister verlassen, dabei aber die Angriffsmöglichkeiten des Gegners unterschätzt.) 26. ... Lf6×e5 27. d4×e5 Ta8–e8 28. Sf4–d3 La6×d3 29. Dc2×d3 Te7×e5 (Mit dieser Rückgabe des materiellen Mehrbesitzes erlangt nun Schwarz rasch entscheidenden Vorteil.) 30. Lb2×e5 Te8×e5 31. Te1–c1 Dc7–e7 32. Sd2–f1 Te5–e2 33. Dd3–a6 De7–e5 34. Da6×c6 Sh7–g5 (Das ist bereits entscheidend. Der Angriff schlägt nun durch.) 35. h2–h4 Te2×g2+ 36. Kg1×g2 De5–b2+ 37. Kg2–g1 Sg5×f3+ 38. Kg1–h1 Db2–f2 39. Dc6×d5+ Kg8–h8 Weiß gibt auf. – Ein spannender Kampf, der die Schachfreunde restlos begeistern dürfte.

graphologie

W. H., männlich, 22 Jahre

Der Schreiber ist in seinem Wesen und Verhalten ziemlich lebhaft und beweglich, reagiert schnell auf Reize jeder Art, macht große Schritte auf sein Ziel zu, das sein Denken stark beherrscht, ist im allgemeinen auch leicht für eine Sache zu begeistern oder für ein Unternehmen zu gewinnen. Hierbei besteht aber die Gefahr, daß er den Boden, den er betritt, vorher nicht genügend auf seine Tragfähigkeit untersucht, daß er nur allzu leicht über die einzelnen Schwierigkeiten hinweggleitet. Seiner Lebhaftigkeit liegen oft auch nervöse Eile, Unruhe und Ungeduld mit zugrunde. Er braucht für sein Leben und Wirken eine größere Bewegungsfreiheit, braucht auch einen möglichst abwechslungsreichen Beruf. Jede enge Bindung ist ihm schwerer tragbar als den in sich fest zentrierten Naturen. Nur schwer hält er es in einer eingleisigen, eintönigen Lebensform aus. Eigene Ideen und eine gute Beobachtung sind wohl vorhanden. Jedoch neigt der Schreiber etwas zu Flüchtigkeit, findet er nicht immer die notwendige Zeit, Geduld und Ausdauer, die wahrscheinlich für den Beruf eines Konstrukteurs notwendig sind. Gerade hier kommt es doch auf Exaktheit, auf Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit an. Soweit jedoch nur ein großzügiges Planen und Disponieren verlangt wird, kann man dem Schreiber entsprechende Fähigkeiten wohl zusprechen. Unter Hemmungen und Minderwertigkeitskomplexen hat er kaum zu leiden. Er versteht es wohl, seinen eigenen Weg zu gehen und seinen Standpunkt zu vertreten. Nicht alle Worte darf man als bare Münze hinnehmen.

——— Hier ausschneiden! ———

Wir übermitteln Ihnen im Namen und für Rechnung unseres Graphologen gern eine graphologische Charakterskizze zu einem Vorzugspreis von vier Mark pro Schriftprobe. Überweisen Sie den Betrag auf das Stern - Postscheckkonto Hamburg 288 740 Abt. Graphologie. (Nachnahme des Betrages ist leider nicht möglich.) Schicken Sie zugleich an Stern, Hamburg 1: a) diesen

Bestellschein für Schriftanalyse

b) 25–30 Zeilen fortlaufende Handschrift, keine zerschnittenen Texte, keine Abschriften! c) Angaben über Beruf, Alter und Geschlecht, d) einen frankierten Briefumschlag mit Ihrer Adresse. Mit der Bestellung des Gutachtens geben Sie zugleich Ihre Genehmigung zur Veröffentlichung. Unser Graphologe wird Ihnen möglichst innerhalb von 4 Wochen antworten. 49/61

Süßer die Kassen nie klingeln

Die Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels hat bereits im vorigen Jahr alle Kaufleute aufgerufen, ihre Weihnachtswerbung maßvoll zu gestalten

ZEICHNUNGEN VON HANS-JÜRGEN PRESS

FN 108

KYRIAZI FRÈRES
CAIRO (EGYPT)
ESTABLISHED 1873
ZWEIGFABRIK HAMBURG
IMPORTERS & MANUFACTURERS OF TURKISH TOBACCO
EXPORTERS OF CIGARETTES AND TOBACCO
FINAS

In der Schweiz 20 Stück sfrs. 1.30

FINAS die Feine – wo nur das Beste gut genug ist

Fr 1. Dezember

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Das Fernsehgericht tagt (3. Tag) — 11.50 Akt. Magazin

Berlin:
17.00 Bilderbücher für die Jugend

Köln:
18.00-18.05 Vorschau auf das Nachmittagsprogramm

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Die Abenteuer des Hiram Holliday — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Guten Appetit! — 19.30 Ausgestoßen
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 1 : 0 für Susanne
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Die Hürde. Im australischen Busch — 19.00 Abendschau — 19.20 Beacon Street 21
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Achtung, Ampel! — 19.20 Nachsitzen für Erwachsene

Fast 100 000 deutsche Auswanderer haben seit dem Krieg in Australien, auf der Kehrseite des Globus, eine neue Heimat gefunden. Sidney, die größte Stadt des fünften Kontinents, war für fast alle von ihnen das Tor zur neuen Welt. („Neue Heimat Übersee" 20.20 Uhr)

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Neue Heimat Übersee
Besuch bei Deutsch-Australiern
Bericht von Hanns J. Friedrichs und Olrik Breckoff

Baden-Baden:
21.10 Jazz - gehört und gesehen
Deutsche Jazz-Amateure 1961
Joachim E. Berendt stellt die Preisträger des deutschen Amateur-Jazzfestivals 1961 vor
Es spielen: Die Dixieland Swing Cats, Frankfurt, das Dieter von Goetze Trio, Frankfurt, Eberhard Bendzko und Hermann Zentgraf, Trompete, Jürg. Schmidt-Oehm, Baßtrompete, Chuck Wilson, Posaune, Lothar Behr, Tenorhorn, Hartmut Reeb, Klarinette, Edgar Sperber, Alt- und Tenorsaxophon, Roland Schneider und Rolf Lüttgens, Piano, Fritz Hartschuh, Vibraphon, Claus Ellermann und Dietrich Bihr, Banjo und Gitarre, Günther Neiss und Dieter von Goetze, Baß, Rocky Wesle und Rolf Quenzel, Schlagzeug
Es singen: Das Spiritual-Studio, Düsseldorf und Knud Kiesewetter, Hamburg
Szenenbild: Günther Kieser
Regie: Horst Lippmann

Deutsches Fernsehen:
21.50 Länderkampf im Boxen: Deutschland — Italien
Sprecher: Kurt Brumme
Übertr. aus der Frankfurter Festhalle

23.00 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 X Y Z
Ein Spiel von Klabund
X . . . . Erik Schumann
Y . . . . Grit Böttcher
Z . . . . Hans Holt
Ein Diener . . . . . Hans-Karl Friedrich
Szenenbild: Maleen Pacha
Regie: Hans Dieter Schwarze

21.30 Die große Weltschau
Paris 1900
Film von Walter C. Türck

Sa 2. Dezember

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Meine bessere Hälfte — 10.45 Tanzen müßte man können — 11.25 San Marino — 11.45 Akt. Magazin

Hamburg:
15.00 Bekanntes — Unbekanntes
Alltäglichkeiten unter der Lupe
Manuskript: Heinz Hoffmann
Kamera: H. Siemens. Regie: H. Kneib

15.30 Zauber der Zahlen und Formen
Glück und Zahl
Prof. Dr. Heinz Haber

16.00 Straßburger Salat
Bereitet von Clemens Wilmenrod

16.15 Professor Schellfisch
Fernsehspiel von M. Pagnol (Wdhl.)

Köln:
17.25 Ein Tag in Serenje
Bericht aus Nord-Rhodesien
Von Peter Dreessen
Kamera: Hermann Engel

Frankfurt:
18.00-18.30 Evangelischer Vespergottesdienst
Predigt: Oberlandeskirchenrat Dr. Hans Jungbluth
Übertr. aus Lippoldsberg/Weser

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Neuguinea — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Vati macht alles — 19.30 Die 6 Siebeng'scheiten
WDR: 14.00 Die Woche — Hier und Heute — 18.40 Hier und Heute — 19.15 Donna-Reed-Show
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Mit Siebenmeilenstiefeln — 19.00 Abendschau — 19.20 Die Abenteuer des Hiram Holliday
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Könnten Sie helfen? — 19.20 Sag die Wahrheit

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Hamburg:
20.20 Geschichte einer Geschichte
Fernsehspiel von Robert Neumann
Tagebuchnotiz von Robert Neumann aus dem Jahre 1926:
„18. 4. 1537 geht spanische Gallione „San Fernando" mit 500 Millionen Mark südlich Sta. Lucia (Westindische Inseln) unter. Liegt 40 Meter tief. Zahlreiche Hebeversuche. Letzter 1859. Hebeversuch glückt anfangs (goldener Aztekenschmuck), dann Panik unter Wasser. Attacke weiblichen Ungeheuers. Wetter schlägt um. Schiff fällt ab zu 200 Meter Tiefe. Merkwürdige Parallele zu Tutanch-Amuns Rache. Goldirrsinn. Film oder Roman."
Nach 35 Jahren wurde weder ein Film noch ein Roman, sondern ein Fernsehspiel daraus
Mitwirkende: Robert Neumann, ein Programmgestalter, ein Techniker
Szenenbild: Erich Kettelhut
Regie: Gerlach Fiedler

Berlin:
21.55 Besuch aus Paris
Mit Patachou und Ema Damia, Gillian Hills, Cinq Pères
Gastgeber: Dietmar Schönherr
Musik: Hans-Georg Arlt
Choreogr.: Sabine Ress
Szenenbild: Guy Desauges
Regie: Hans Mehringer

Deutsches Fernsehen:
22.35 Tagesschau (Spätausgabe)

Stuttgart:
22.50 Das Wort zum Sonntag
Akademiedirektor Georg Moser, Stuttgart

Deutsches Fernsehen:
23.05 Deutsche Billardmeisterschaft im Dreiband
Sprecher: Oskar Klose
Übertr. von den Vorentscheidungsspielen aus der Concordia-Halle in Oberhausen

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Mächte des Glaubens
Kirchen der Reformation
Bericht von Klaus Harpprecht
Kamera: Oscar Halter und Robert Ziller

20.50 Film-Club
In dieser Sendereihe werden künstlerische Filme aus 5 Jahrzehnten gezeigt
Heute: **Der kleine Ausreißer**
Film der Regisseure P. Eshley, M. Engel und R. Orkin

So 3. Dezember

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Der Schulmeister (Telemann) — 10.45 Schöne Orgeln in Hessen

Deutsches Fernsehen:
11.30 Wochenspiegel

Köln:
12.00 Internationaler Frühschoppen
12.50 Programmhinweise

Deutsches Fernsehen:
13.10 Magazin der Woche

München: Kinderstunde
14.30 Fury
Abenteuer eines wilden Pferdes

Stuttgart:
15.00 Die Krone und ihr Club
Vom britischen Weltreich zum Commonwealth
1. Die Gründer des Empire

Deutsches Fernsehen:
15.50 Meines Vaters Pferde (2. Teil)
Ein Spielfilm mit Eva Bartok, Curd Jürgens, Reinhard Schünzel und anderen
Regie: Gerhard Lamprecht

17.25-19.00 Sportübertragung

Hamburg:
19.00 Diesseits und jenseits der Zonengrenze

Deutsches Fernsehen:
19.30 Die Sportschau
20.00 Nachrichten, Wetter

Baden-Baden:
20.10 Zum 1. Advent

München:
20.20 Doktor und Apotheker
Kom. Oper von Stephani dem Jüngeren
Musik von Carl Ditters von Dittersdorf
Stössel, Apotheker . . . . Max Proebstl
Claudia, s. Frau . . Gertr. Vordemfelde
Leonore, Tochter . . . . Lotte Schädle
Rosalie, Nichte . . . Gertrud Freedmann
Krautmann, Doktor . . . Georg Wieter
Gotthold, s. Sohn . . . . Friedrich Lenz
Sturmwald . . . . Franz Klarwein
Sichel . . . . Ferry Gruber
Polizeikommissar . . . Walter Ehrengut
Hausknecht . . . . Adolf Keil
Es spielt das Orch. der Bayerischen Staatsoper unter Heinrich Bender
Bühnenbild: Ludwig Hornsteiner
Inszenierung: Hans Hartleb
Aufzeichn. einer Festvorstellung aus dem Cuvilliéstheater in München

Deutsches Fernsehen:
22.00 Judo-Weltmeisterschaften
Sprecher: Bernd Skamper
Aufzeichn. einer Eurovisionssendung des RTF vom Vorabend

22.50 Nachrichten

Weil jeder dem anderen ins Handwerk zu pfuschen sucht, sind der Arzt und der Apotheker der kleinen Stadt Todfeinde geworden. Die vielen Streiche, die Apotheker Stössel und seine Frau dabei ihrem Widersacher spielen und wie dann doch noch alles zum guten Ende kommt, sind der Inhalt der komischen Oper „Doktor und Apotheker", die 1786 in Wien uraufgeführt worden ist (20.20 Uhr)

ZWEITES PROGRAMM

Bayerischer Rundfunk (Regional):
19.25 Münchner Bilderbogen
Schlösser, die in Bayern liegen

Deutsches Fernsehen:
20.00 Nachrichten, Wetter

Hamburg:
20.10 Panorama
Zeitgeschehen — ferngesehen

München: Prod. des ORF
21.00 Familie Leitner:
Eltern und Kinder
Von Fritz Eckhardt und Hans Schubert
Papa . . . . Erich Nikowitz
Mama . . . . Friedl Czepa
Gerda . . . . Gertraud Jesserer
Maria . . . . Renée Michaelis
Karl . . . . Rudolf Strobl
Szenenbild: R. Posik. Regie: O. Schenk

Deutsches Fernsehen:
21.30 Die Sportschau

Mo 4. Dezember

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr. — Diesseits und jenseits der Zonengrenze — 10.35 Sportschau — 11.10 Ein Platz für Tiere — 11.50 Aktuelles Magazin

Hamburg: Kinderstunde
17.00 Biblische Geschichte
Verkündigung und Geburt in Bildern
Von Paula Jordan

17.10-18.05 Wir basteln Spielsachen
Mit Charl. Piper u. Irene Koss

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Anwalt der Gerechtigkeit — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Fips, der Affe — 19.30 Im letzten Augenblick
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Alpentiere
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Der lebende Stein — 19.00 Abendschau — 19.20 Musik liegt in der Luft
Saarländischer Rdf.: 18.45 Sportschau — 19.10 Lieblingsschlager für jeden — 19.20 Pioniere unserer Zeit

Noch vor dem weltberühmten Moissejew-Ballett aus Rußland gewannen die „Karmon Israel Dancers", eine Volkstanzgruppe aus Israel, erst kürzlich auf einem internationalen Volkstanzfestival den 1. Preis. Ihre Darbietungen sind keine artistischen Glanzleistungen und keine Show-Nummern, sondern ihrer Thematik nach Darstellung des Alltags („Lieder und Tänze aus Israel", 20.50)

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Die Reporter der Windrose berichten. Leitung: Peter von Zahn
Das Schönheitsideal

20.50 Lieder und Tänze aus Israel
Sendung mit den Karmon Israeli Dancers
Choreogr.: J. Karmon
Regie: Rolf von Sydow

Baden-Baden:
21.25 Die nächsten 100 000 Jahre
Wie wird der Mensch in Zukunft aussehen?
Bericht von Herbert Wendt

Deutsches Fernsehen:
22.05 Tagesschau (Spätausgabe)

22.25 Das Leben ist ein Fest
Eine Symphonie unseres Wohlstandes, komponiert aus Motiven des Freitag-Magazins
Mit Roman Brodmann und Elettra Curetti, Michael Mrakitsch, Carl Zibung
Eine Produktion des Schweizerischen Fernsehens, die beim internationalen Wettbewerb „Prix Italia 1961" mit dem „Preis der Stadt Pisa" ausgezeichnet wurde

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Verbotene Spiele
Ein Spielfilm m. Brigitte Fossey, Georges Poujouly, Lucien Hubert und anderen
Regie: René Clément

Berlin:
21.40 Wir sprechen für die Zone

Di 5. Dezember

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/ Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Die Schaubude — 11.00 Die Falle — 11.45 Aktuelles Magazin

Köln: Jugendstunde
17.00 Davon ich singen und sagen will
Geschichte der Weihnachtslieder (1. Teil)

17.15 Der Schatz der 13 Häuser
Das Testament im Flaschenschiff
Film von Jean Bacque

17.40-18.00 Was willst du werden?
Beruf: Dachdecker
Filmbericht von Florian Dirks

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Mutter ist die Allerbeste — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Zeichentrickfilm — 19.30 2 : 1 für Cäsar
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Typisch Lucy
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Der Angeber — 19.00 Abendschau — 19.20 Leben des Meeres
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Haben Sie das erwartet? — 19.20 Anwalt der Gerechtigkeit

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Ausgerechnet Tatsachen
Eine Bilanz in bewegten Bildern von Alfred G. Wurmser

Baden-Baden:
20.35 Biographie eines Schokoladentages
Fernsehspiel von Dieter Gasper
Herr Rilke . . Ludwig Thiesen
Frau Bünte . . . . Lili Schoenborn-Anspach
Marlene Tochter . Elke Arendt
Herr Stockhahn, oder auch: A. T. Stickmann . Dieter Eppler
Herr Zeck . . . . . Klaus Tarek
Herr Mombitzer . . M. Haufler
Herr Patalla . . Heinz Spitzner
Musik: Wilhelm Keller
Szenenbild: Günther Kieser
Regie: Peter Lilienthal

21.30 Häuser aus der Fabrik
Ein Weg zum schnelleren und billigeren Bauen
Filmbericht von E. Bottlinger und F. Höner

Deutsches Fernsehen:
22.15 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Vorsicht, Kamera!
Beobachtungen von und mit Chris Howland

Hamburg:
20.50 Notizen aus Fernost
Sendung von Rolf Eschenbach

Berlin:
21.35 Henry Moore
Ein Bildhauer unserer Zeit

Henry Moore gehört zu den bedeutendsten, aber auch umstrittensten Bildhauern unseres Jahrhunderts. Seine beiden „Liegenden Figuren" waren interessante Mittelpunkte einer britischen Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste, der diese Sendung gilt. („Henry Moore", 2. Progr., 21.35 Uhr)

Mi 6. Dezember

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/ Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Der Geizige (Molière) — 11.50 Akt. Magazin

Die Schimpansenmädchen Andrea und Dagmar gehören zu den Lieblingen des Frankfurter Zoodirektors Prof. Dr. Bernhard Grzimek. Seine heutige Sendung gilt dem neuen Vogelhaus im Frankfurter Zoo. („Ein Platz für Tiere", 20.20)

Berlin:
17.00 Wissen wir, was wir kaufen?
Sendung über die Kennzeichnung der Textilien
Mit Hilde von Hollander

Baden-Baden: (Wdhl.)
17.40-18.00 Die junge Frau von Nam Ksuong
Legende aus Vietnam

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Hollywood-Stars — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Schlager-Lieblinge — 19.30 Anwalt der Gerechtigkeit
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Abenteuer unter Wasser
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Vergeben und vergessen — 19.00 Abendschau — 19.30 Von schnellen Leuten lernen
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Huckleberry Hound — 19.20 Funkstreife Isar 12

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Frankfurt:
20.20 Ein Platz für Tiere
Mit Prof. Dr. Bernh. Grzimek

21.00 Ein Toter schreibt Briefe
Film der Perry-Mason-Serie

Bremen:
21.50 Daumier und die Politik
Von Hans Rothe

Deutsches Fernsehen:
22.10 Tagesschau (Spätausgabe)

Perry Mason, der berühmte Fernsehanwalt, heißt mit bürgerlichem Namen Raymond Burr. In „Ein Toter schreibt Briefe" greift er wieder in einen verwickelten Kriminalfall ein (21.00)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Spektrum
Aus Kultur und Wissenschaft

München:
21.00 Rita
Opera buffa von Donizetti
Rita . . . . Cecilia Fusco
Beppe . . . . Luigi Pontiggia
Gasparo . . . . . Federico Davia
Es spielt das Orchester Filarmonica di Roma unter Giuseppe Zedda
Szenenbild: Attilio Glorioso
Regie: Filippo Crivelli

Hamburg:
22.00 Mit anderen Augen
Rektor Dr. Henry Fischer

Do 7. Dezember

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/ Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Auftrag postlagernd — 11.00 Kapriziöse Ernte (Orchidee) — 11.20 Episode am Nachmittag. Ballett — 11.45 Akt. Magazin

Hamburg: Kinderstunde
17.00-18.00 Bim
Geschichte eines kleinen Esels

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Sag die Wahrheit — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Florian, der Blumenfreund — 19.30 Dotto
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Menschen im Weltraum
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Menschen im Weltraum — 19.00 Abendschau — 19.20 Dennis. Geschichte eines Lausbuben
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Vati macht alles — 19.20 Im letzten Augenblick

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Frankfurt:
20.20 Im Schatten des roten Drachen
Reportage über Albanien
Von Jo Muras u. G. Wichmann

Mit seiner kleinen Heilgeige zaubert Dr. Liebefroh, harmloser Vertreter von Wunderkuren aller Art, dem Mr. Mondbell alle Sorgen und Kümmerchen weg. Werner Finck, einer der geistreichsten Komödianten deutscher Zunge, spielt die Hauptrolle in William Saroyans nachdenklichem Schmunzelstück „Des unbekannten Autors ungeschriebenes Stück" (um 21.00 Uhr)

Hamburg:
21.00 Des unbekannten Autors ungeschriebenes Stück
Von William Saroyan
Dr. Liebefroh . . Werner Finck
Thomas Murgotten . Udo Vioff
Henry Strohfeuer . . . . Klaus Landsittel
Mrs. Ducey . . . . Hans Henner Nordmann
E. J. Mondbell . . . Fritz Schulz
Elene, Tochter . Emely Schiller
Miss Küssig . Edeltraut Elsner
Hoteldiener . . Georg Bahmann
Der Mann mit der Krücke . . . . Balduin Baas
Musik: Siegfried Franz
Szenenbild: Jan Schlubach und Herbert Kirchhoff
Regie: Willy Trenk-Trebitsch

Deutsches Fernsehen:
23.00 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Geiselgasteiger Notizen
Bummel durch das Münchner Ateliergelände
Mit Ruth Kappelsberger

21.10 Ein Mädchen kommt zum Broadway
Kriminalfilm aus der Serie „Es geschah in den Zwanzigern"

Änderungen vorbehalten

Sieh fern mit Stern

ÖSTERREICH Kanäle 2, 4–8, 10

Fr., 1. Dez. 19.30 Für Sie notiert — Bauern in Europa (2) — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.30 **Es begann mit Klettermaxe** (Arnim Dahl) — 21.10 Besuch im Karzer — 21.40 Eurov. Frkft.: Länderkampf im Boxen: Deutschland—Italien
Sa., 2. Dez. 19.30 Für Sie notiert — Was sieht man Neues? — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.30 **Der Wald.** Komödie von Ostrowskij — 22.30 Zeit im Bild
So., 3. Dez. 17.00 Welt d. Jugend — 17.30 Der Bund der Haifische — 18.40 Im Scheinwerfer — Es wird Sie sicher interessieren — 19.30 Zeit im Bild. Sport — 20.00 **Der Spieler.** Von Ugo Betti
Mo., 4. Dez. 19.30 Für Sie notiert — Wunder der Tierwelt — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — Sport — 20.40 **Einundzwanzig.** Quiz — 21.30 Zeit im Bild
Di., 5. Dez. 19.30 Für Sie notiert — Hausfrau sein dagegen sehr — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.35 SWF: **Biographie eines Schokoladentages** — 21.35 Zeit im Bild
Mi., 6. Dez. 17.00 Wir blättern im Bilderbuch — 17.25 Die Axt im Haus — 19.30 Für Sie notiert — Vater ist der Beste — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.30 München—Wien: „Fußball-Sonntag" — 20.55 **Rosalinde.** Von James Berry
Do., 7. Dez. 19.30 Für Sie notiert — Sportkaleidoskop — 19.55 Kurz vor acht — Zeit im Bild — Kurzfilm-Mosaik — 20.30 Schach dem Tod — 20.55 **Konto ausgeglichen.** Nach „Der Defraudant" von J. M. Cain — 22.05 Zeit im Bild

SCHWEIZ Kanäle 2, 3, 7, 10

Fr., 1. Dez. 20.00 Tagesschau — 20.15 Freitagsmagazin — 21.10 **Frisch gewagt.** Rätselspiel — 21.40 Die blinde Gerechtigkeit. Aus „Tombstone Territory" — 22.05 Nachr.
Sa., 2. Dez. 17.00 Blick ins Tierreich (Wdhl.) — 17.25 Trickfilm — 17.35 Die Abenteuer des Hiram Holliday — 20.00 Tagesschau — 20.15 Wort z. Sonntag f. d. ref. Kirche — 20.20 **Für jeden etwas.** Samstagcocktail — 22.10 Eurov. Paris: Weltmeisterschaft im Judo
So., 3. Dez. 9.15 Bet-Singmesse — Nachm. Eurov. Amsterdam: Pferderennen — 16.45 Fenster zu Europa — 18.00 Von Woche zu Woche — 18.30 Sport — 19.30 Tagesschau — 20.00 Val Calanca — 20.25 **Die letzte Chance.** Spielfilm — 21.55 Nachr. — 22.00 Sport
Mo., 4. Dez. 20.00 Tagesschau — 20.20 Winston Churchill: Der zweite Weltkrieg (1) — 20.45 **Am Bosporus und anderswo.** Operettenreise — 21.35 Wir haben ein Kind adoptiert — 22.20 Nachr.
Di., 5. Dez. Keine Sendung
Mi., 6. Dez. 20.00 Tagesschau — 20.15 Session im Bundeshaus — 20.20 **Gueti Unterhaltig.** Amateure aus versch. Städten — 21.20 Zum kulturellen Geschehen — 22.05 Der Kommentar — 22.10 Nachr.
Do., 7. Dez. 17.30 Für unsere jungen Zuschauer — 20.00 Tagesschau — 20.15 Session im Bundeshaus — 21.00 Hess. Rdf.: **Des unbekannten Autors ungeschriebenes Stück** (Will. Saroyan) — 21.45 Nachr.

LUXEMBURG Kanal 7

Fr., 1. Dez. 19.00 Progr. — Persönlichkeiten: Ben Jones — 19.25 Roman d. Wissenschaft — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Rendezvous in Luxemburg — 21.15 Catch — 21.35 **Sherlock Holmes:** Stimme des Schreckens — 22.30 Nachr.
Sa., 2. Dez. 17.00 Progr. — L'Amour au Collège (F. Erw.) — 18.30 Die zwei Schwestern — 18.55 Sportvorschau — König Fußball — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Der kleine Hund von Lincoln — 20.55 Pariser Melodien — 21.25 **Auf Messers Schneide** (Nur f. Erw.)
So., 3. Dez. 17.00 Progr. — Die Söhne des Bäckers (F. alle) — 19.15 Merkwürdige Tiergeschichten — Die schönsten Zeiten des französ. Films — 19.40 Errol Flynn — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.17 Hier Interpol — 20.47 **König der Toreros.** M. Tyrone Power u. Rita Hayworth (F. Erw.)
Mo., 4. Dez. 19.00 Progr. — Die Wikinger — Sport — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 **Es geschah Punkt 11.** Mit Lucia Bose, Raf Vallone u. a. (Nur f. Erw.) — 22.00 Große Musiker — 22.25 Nachr.
Di., 5. Dez. 19.00 Progr. — Große Reisen — 19.20 Versuchspiloten — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Papa hat recht — 21.00 **Das 5. Spiel** — 21.30 Catch — 21.50 Zeitchronik: Nördlichstes Kanada
Mi., 6. Dez. 19.00 Progr. — Kulin. Sendung — 19.20 Strömung — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Stars nach Ihrer Wahl — 21.15 **Der ideale Gatte.** Mit Paulette Goddard und P. Douglas — 22.35 Nachr.
Do., 7. Dez. 17.00 Progr. — Schulschwänzer — 19.08 Für Mütter — 19.18 Der zerbr. Pfeil — 19.47 Rezept d. Chef Norbert — 19.57 Wetter, Nachr. — 20.30 Der Phantasie preisgegeben — 20.55 Großer Film: **Ungewisser Ruhm** — 22.25 Nachr.

FRANKREICH Kanäle 5–8

Fr., 1. Dez. 19.40 Kameradenzeit — 19.55 Wetter, Nachr. — 20.30 **Fünf Reihen gegen eine** — 22.10 Die Nacht des Sports
Sa., 2. Dez. 19.15 Das Rad dreht sich — 20.30 **Varieté-Sendung** — 21.20 Cinepanorama — 22.10 Eurov.: Judo-Weltmeisterschaft
So., 3. Dez. 19.25 Der Schatz der 13 Häuser — 20.45 **Madame de . . .** Komödie
Mo., 4. Dez. 19.10 Die Zukunft gehört euch — 19.40 Kameradenzeit — 20.35 **Chanson** (Marg. Monnot) — 21.25 Kurzfilm
Di., 5. Dez. 19.10 Chanson — 19.40 Kameradenzeit — 20.30 **Man ist so allein** — 22.00 Musik für Sie (Orff)
Mi., 6. Dez. 19.30 Kameradenzeit — 20.30 **Der junge Eifersüchtige, der sich schämt,** es zu sein — 21.40 Sherlock im Zoo
Do., 7. Dez. 19.40 Kameradenzeit — 20.30 **Der Mensch des 20. Jahrhunderts** — 21.30 Von Ihnen zu mir — 21.40 Plattensendung — 22.20 Die musikalische Jugend Frankreichs

Kanäle für das ZWEITE PROGRAMM nach dem Stockholmer Plan. Die eingeklammerten Ziffern sind die alte Zählart. An den Frequenzen ändert sich nichts.
Bayerischer Rdf.: Augsburg 23 (16). Hof 23 (16). München 35 (28). Nürnberg 34 (27). Würzburg 25 (18). **Hessischer Rdf.:** Feldberg/Ts. 34 (27). Fulda 26 (19). Kassel 33 (26). **WDR:** Aachen 37 (30). Bielefeld 35 (28). Bonn 26 (19). Dortmund 25 (18). Düsseldorf 29 (22). Minden 26 (19). Münster/Westf. 21 (14). **Süddeutscher Rdf. und SWF:** Freiburg 33 (26). Heidelberg 27 (20). Ravensburg 37 (30). Regensburg 21 (14). Rottweil 35 (28). Stuttgart 26 (19). **Saarländischer Rdf.:** Saarbrücken 32 (25).